RosDok Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Mecklenburgisches Dichterbuch

Berlin: Süsserott, [1903]

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn82238549X

Druck Freier Zugang PUBLIC DOMAIN OCR-Volltext

Mecklenburgisches Dichterbuch.



Mecklenburgisches Dichterbuch.

Mecklenburgisches Dichterbuch.

Herausgegeben

von

Dr. Richard Dohse.

Wilhelm Süsserott.
Verlagsbuchhandlung.
Berlin W. 30,
Goltzstraße 24.

C.-F. XX.
19. IX. 1903.



Seiner Königlichen Hoheit

Dem Großherzog Friedrich Franz IV.

von Mecklenburg-Schwerin

untertänigst zugeeignet

vom Herausgeber.

Vorwort.

In dem vorliegenden Werke beabsichtige ich, ein zusammenfassendes Bild des poetischen Schaffens im Mecklenburger Lande zu geben. Unter den niederdeutschen Ländern nimmt gerade Mecklenburg auf literarischem Gebiete eine hervorragende Stellung ein, und es schien mir daher ein dankenswertes Unternehmen, einmal alle Mecklenburger Poeten gemeinsam zu Wort kommen zu lassen.

Mein Bestreben ist es nun gewesen, nicht nur die Lyrik, sondern auch das Drama, die Erzählung, kurz alle Dichtungsarten in gleicher Weise zu berücksichtigen. Das mußte unbedingt geschehen, wenn der leitende Gedanke meines Werkes: jeden Poeten in seiner Eigenart möglichst zu kennzeichnen, gewahrt werden sollte. — Von größter Bedeutung war die Frage, ob die Sammlung nur Beiträge lebender Poeten bringen sollte oder ob auch verstorbene Dichter Aufnahme finden könnten. Ich habe mich für das erstere entschieden, teils aus äußeren Gründen, teils aber auch, weil ich noch den Idealismus besitze, zu glauben, daß unsere verstorbenen Großen, wie Reuter, Brinckman ꝛc., in dem Herzen eines jeden Mecklenburgers im besonderen, dann aber auch überall, wo man für echte Poesie empfänglich ist, unvergänglich weiter leben.

Wie sollte man übrigens auch z. B. Reuter in dem doch immerhin beschränkten Rahmen einer Anthologie treffend charakterisieren? Einige Gedichte bringen? Ja, das ginge wohl, aber — in der Lyrik allein liegt ja garnicht Reuters Stärke und Ursprünglichkeit! Ein Bruchstück jedoch, etwa aus der „Stromtid", abzudrucken, wo doch nur allein das Ganze gelten kann, dazu konnte ich mich nicht entschließen! —

Damit aber komme ich auf einen der schwierigsten Punkte, die bei der vorliegenden Sammlung beachtet werden mußten: die Auswahl aus dem in überaus reichlichem Maße zur Verfügung gestellten Material. „Allen Menschen recht getan, ist eine Kunst, die niemand kann", das möchte ich nicht nur den Lesern, sondern auch meinen Mitarbeitern zurufen! Bei einem Werke, wo das Wort „Vel Köpp, vel Sinn" in seiner ganzen Schwere zur Wahrheit wird, muß von allen die Überzeugung als fest und unumstößlich geteilt werden, daß der Schriftleiter in jedem Falle nach bestem Wissen und Gewissen, in völliger Objektivität gehandelt, d. h. einzig und allein nach rein künstlerischen Erwägungen ausgewählt hat. Bei der Aufnahme habe ich demgemäß neben den Dichtern, die sich schon eine gesicherte Position geschaffen haben, nur solche berücksichtigt, von denen nach meiner Auffassung eine künstlerische Entwicklung zu erwarten ist. Ob da immer das Richtige getroffen wurde, muß dem Urteil der berufenen Kritik überlassen bleiben. Vollständigkeit konnte also nur mit der Beschränkung, die das eben ausgesprochene Prinzip mir auferlegte, erreicht werden.

Jede einzelne, aufgenommene Persönlichkeit dagegen ist, soweit das angängig war, in eingehender Weise zu Wort gekommen. Wenn dies Bestreben vielleicht nicht in allen Fällen in dem Maße verwirklicht werden konnte, wie ich es wohl gewollt hätte, so hängt das lediglich von den Schwierigkeiten ab, mit denen ein Werk wie das vorliegende zu kämpfen gehabt hat. Daß diese Schwierigkeiten sich jedoch fast immer regelten und glätteten, dazu hat viel die uneigennützige Beteiligung, das rege Interesse und die stets bereitwillige Unterstützung meiner Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter beigetragen. Ihnen sei auch hier noch einmal mein verbindlichster Dank ausgesprochen, zugleich mit der Versicherung, daß bei der entgegenkommenden und zum Teil freundschaftlichen Art, mit der mir Rat und Tat gewährt wurde, das Zusammenarbeiten eine Freude war.

Den Gedanken, ausschließlich nur „Ungedrucktes" zu bringen, sah ich mich genötigt, aufzugeben, da bei meiner Aufforderung nicht jeder der Mitarbeiter in der Lage war, mir ungedruckte, für ihn charakteristische Dichtungen zu liefern. Trotzdem sind vorliegende Beiträge in weitaus überwiegender Mehrheit ungedruckte Originaldichtungen; nur da, wo es aus angegebenen Gründen nötig war, ist eine Entnahme aus schon im Druck vorliegenden Werken oder eine Sammlung bereits gedruckter Proben aus Zeitschriften erfolgt. Das letztere erschien mir überdies als ein besonders dankenswertes Ver-

fahren, denn auf diese Weise sind aus Zeitschriften und Monatsblättern eine Reihe von Beiträgen, die möglicherweise sonst dem Leser schnell aus dem Gedächtnis entschwunden wären, hier dauernd zusammengefaßt und gesammelt worden.

Das plattdeutsche Idiom ist zu gleicher Geltung gekommen, wie das hochdeutsche — und das mit Recht, denn Mecklenburg kann stolz sein auf seine mundartliche Dichtung! Auch heutigen Tages weist sie tüchtige Vertreter auf, von denen der eine oder andere vielleicht auf dem besten Wege ist, das Erbe der verstorbenen Großen, eines Brinckman und Reuter, anzutreten.

Die Schreibweise ist im Hochdeutschen eine einheitliche, im Plattdeutschen dagegen nicht. Ich glaubte nicht in die Schreibung eines jeden plattdeutschen Dichters eingreifen zu dürfen, nur um die Einheitlichkeit zu wahren! Die vier oder fünf Mecklenburgischen Dialektchen sind also stehen geblieben, was höchstens für einige dialektisch nicht geschulte, oberdeutsche Leser einen gewissen Nachteil in sich birgt. Der Niederdeutsche und speziell der Mecklenburger wird das, hoffe ich, kaum als einen Mangel empfinden.

Die den einzelnen Beiträgen jeweils vorangesetzten Bio- und Bibliographien sind fast alle Selbstschilderungen der Dichter. Eigene Angaben der Autoren schienen mir von Wichtigkeit zu sein, einmal, um die trockene Aufzählung von Daten möglichst zu vermeiden, dann aber, um eine sichere Gewähr für Vollständigkeit und Zuverlässigkeit derselben zu haben. In Bezug auf die Anordnung der Autoren habe ich die chronologische Reihenfolge jeder anderen vorgezogen.

Daß das „Mecklenburgische Dichterbuch" in erster Linie als ein „Heimatbuch" gedacht ist, daß nicht nur die Schale, sondern auch der Kern, der Stoff oft ein heimatliches Gepräge trägt, daß häufig Land und Leute in ihrer Eigenart uns vor Augen geführt werden, bedarf keiner weiteren Rechtfertigung und Begründung. — In den Herzen aller Beitragenden, mit denen ich in Verbindung stand, mögen sie auch noch so fern vom trauten Heimatlande weilen und nicht zum mindesten in mir selber, lebt ein gut Teil Begeisterung für die heimatliche Scholle, ein gut Teil ungestillter Sehnsucht nach ihr. — Wenn also das heimatliche Element hier und da besonders hervortritt, so kann das dem Werke nur zum Vorteil gereichen, denn, nochmals möge betont und hervorgehoben werden, unserem lieben Mecklenburg ist es vor allem dargebracht. In diesem Sinne ist es auch Seiner Königl. Hoheit dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin mit Allerhöchster Genehmigung gewidmet worden.

So schicke ich denn das Buch freudigen Herzens hinaus auf die Wanderschaft in die weite Welt mit dem Wunsche, daß es vor allem bei den lieben, alten Freunden heimatlicher Sprache und Literatur willkommene Aufnahme finden und sich in der Ferne neue Freunde mit warmem Herzen und gesundem Geschmack für gute Mecklenburger Kost erwerben möge!

Frankfurt a. M., im September 1903.

Dr. Richard Dohse.

Zum Eingang.

Gruß aus der Fremde.

Wie schön bist du mein Heimatland,
Von Wald und See durchzogen,
Wo fern bis an des Himmels Rand
Die goldnen Saaten wogen,
Wo stille Ströme sänftiglich
Durch Wiesentäler gleiten,
Und weite blaue Seen sich
Um Buchenhügel breiten.

Die Sprache klingt so traulich dort
Der Männer und der Frauen.
Dort kann auf Handschlag man und Wort
Noch bauen und vertrauen.
Dort wohnt ein Volk, das wohl sich nährt
Und voll von Lebensmut ist,
Das seine Fürsten liebt und ehrt
Und stark und froh und gut ist.

Ein tapfres Volk, ein heitres Land!
Sein Ruhm ist nicht verloren!
Denn Helden, weit und breit genannt,
Und Dichter hat's geboren.
Wer Blücher und wer Moltke kennt,
Der weiß davon zu sagen!
John Brinckman und Fritz Reuter nennt
Man noch in fernen Tagen!

Mein Mecklenburg am Ostseestrand —
Und weil' ich dir auch ferne —
Dein denk' ich bei der Sonne Brand
Und bei dem Schein der Sterne!
Wo ich das Glück der Jugend fand,
Da ist mein Herz geblieben!
Mein Mecklenburg, mein Heimatland —
Dich werd' ich ewig lieben!

Heinrich Seidel.

Georg Baron von Oertzen.

Biographie.

G. von Oertzen wurde geboren am 2. Februar 1829 auf dem Rittergut Brunn in Mecklenburg-Strelitz, woselbst er auch seine Knabenzeit bis zum Alter von fünfzehn Jahren verlebte. Nach dem Abiturientenexamen, das er auf dem Gymnasium zu Wittenberg bestand, studierte er in Bonn, wo er bei der Borussia aktiv wurde, in Göttingen und Berlin die Jurisprudenz. Da das Studium der Rechtswissenschaft seinen Neigungen nicht zusagte, wurde er 1852 Leutnant im Magdeburgischen Husarenregiment No. 10, das damals in Aschersleben und Schönebeck garnisonierte. Nach drei Jahren wurde Oertzen dem damaligen preußischen Bundestagsgesandten in Frankfurt am Main und späteren Reichskanzler von Bismarck-Schönhausen attachiert. Über diese interessante Zeit unterrichten uns seine Schriften, die er teils pseudo-, teils anonym erscheinen ließ: „Erlebnisse und Studien in der Gegenwart" und „Kapitel aus einem bewegten Leben". 1857—1864 hatte Oertzen die Stellung eines Kammerherrn der Prinzeß Anna und eines Hofchef des Prinzen Friedrich Wilhelm von Hessen, des Bruders der Königin Luise von Dänemark, inne. In dieser Stellung weilte er lange Jahre in Kopenhagen und machte von dort aus zahlreiche, anregende Reisen. Von 1864 an lebte Oertzen in Tübingen und Heidelberg seinen schriftstellerischen Arbeiten. 1866 in der Mainarmee und 1870/71 im Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl und bei dem unter Führung des Generals von Alvensleben stehenden IV. Armeekorps wirkte er segensreich als leitender Johanniterritter; 1879 erfolgte seine Berufung in den Reichsdienst. 1881—1888 war er kaiserlicher Konsul in Marseille, dann Generalkonsul in Kristiania und außerdem auch in Newyork und Konstantinopel tätig. Seit dem Jahre 1892 lebt er seinen schriftstellerischen Arbeiten teils in Freiburg i. Br. und Meran, teils in Kirnhalden im badischen Schwarzwald, das er ganz besonders liebt.

Werke: I. Historisch-politische Schriften. II. Epigrammatische Werke (u. a. Epigramme und Epiloge in Prosa. — Adam contra Eva. — Schrullen. — Vom Heimwege, Ritornelle 2c. 2c.) III. Dichtungen (u. a. Gedichte. — In Sonnenschein und Wind. — Satiren und Glossen eines Weltmannes. — Stimmen des Lebens. — Sommerfahrt eines Junggebliebenen. — Auf Schwarzwaldwegen. — Nacht, Sonette. — Zwischen Runen und Rosen. — Symphonien des Windes, Ritornelle. — Es war ein Traum, Gedichte 1902. —

Ungedruckte Originalbeiträge.

Willst du nicht beichten, dann singe nicht.
In den verborgnen Lebenstiefen
Wurden dir Mächte gewaltig und riefen:
Sprich, wie zum Priester die Seele spricht.
Willst du nicht beichten, dann singe nicht.

Könntest du schweigen, du bliebest frei.
Aber was je dir zur Labe gediehen,
Was du gelitten, was dir verziehen,
Alles wird zwingende Melodei.
Könntest du schweigen, du bliebest frei.

Frei von der Gasse, frei, frei vor dir.
Dich in nie zu verdunkelnder Klarheit,
Dich mit unbarmherziger Wahrheit
Stammelt dein Singen. So hören's wir.
Taubstumm wärst du erlöst von dir.

Aber du weisst dich dem Wunder in Pflicht.
Auf vor dem willenlos strömenden Worte
Sprang des Geheimnisses heilige Pforte,
Glüh aus dem Mark dir entquillt dein Gedicht . .
Willst du nicht beichten, dann singe nicht.

Strohfeuer! sagt die kluge Welt
Und meint, das habe nicht Art.
Sie liess wohl nie auf Wacht im Feld
Sich Eis forttauen vom Bart.

Sah niemals, wenn der Flamme Spiel
Aufzuckt, den bleichen Mann,
Den Kameraden, der gestern fiel,
Hier leibhaft treten heran.

Der Heimatstraum und der Dienst und die Ehr'
Umweben dies flackernde Stroh.
Drin geistert die Chronik bis heute her,
Bis Sedan von Waterloo.

Die Sterne vom Himmel grüssen den Brand,
Ob schier sie verhülle der Qualm.
Die Gäule scharren am Halfterband
Und nagen den letzten Halm.

Strohfeuer ist des Soldaten Herd,
Sein Weihrauch strammer Tabak.
Bis morgen der Stahl aus der Scheide fährt.
Sacht klirrt es im Bivouak.

Bleich, schlank, ein früh gebroch'ner Mann,
Dem Wort ein Wegebahner,
Die Kanzeltreppe klimmt hinan
Der Pater Dominicaner.

Lautlos die Kirche. Mühsam nur
Beginnt er in Jesu Namen,
Bis, wie ein Schwert, die Predigt fuhr
Durch Ohr und Herz der Damen.

Sie schluchzen; denn mit Martyrlust
Der Sünder ward zum Mahner.
. . . In ihnen geisselt seine Brust
Der Pater Dominicaner.

Du hast mir Liebes und Gutes getan
Und hast mir gesegnet mein Haupt,
Du blicktest auf mich, wie die Heiligen sahn,
Ich hab es dir ehrlich geglaubt.

— Du hörtest mich kommen und wurdest blass.
Dein Zorn hat den Stolz dir geraubt
Und hat dir gegeben den zitternden Hass,
Ich hab es Dir ehrlich geglaubt.
. . . Und heute gehn wir einander vorbei,
Ein Lächeln umspielt dein Gesicht,
Und ich bin dir fremd, und du bist frei, —
Ich Ehrlicher glaub es dir nicht.

Du Herz voll Ungestüm, was soll
Die Hast, dich mitzuteilen?
Nie wird dir, deines Lebens voll,
Ein Fremder Wunden heilen.

Kein andrer kann uns, ob er will,
Im Jubel sich gesellen.
Aus deinem Los nur fluten still
Und machtvoll dir die Quellen.

Vergeblich, was von Nacht dein Leid,
Vom Glück dein Licht erzähle . . .
Es ist eine tiefe Einsamkeit
Um eine Menschenseele.

Ein Blättlein kam geflogen
Zwischen Azur und Flur,
Im Wind ein Gruss vom Walde,
Ein schnell verwehter nur.

Ein Lichtblick liess die Welle
Erflimmern in der Flut, —
Dahin . . Ihr Dank nur war es,
Die Sonne sah ihn gut.

Einsames Herz, du Sänger
Von warmer, innerer Lust,
Glückseliger, unvernomm'ner,
Du tönest, weil du musst.

Am Tage Allerseelen
Wird alte Treue wach,
Wir pilgern unsern Toten
Zur Himmelspforte nach.

Ein neues Spriessen grünet
Um ihres Grabes Tür.
Vor Kränzen auf der Schwelle
Kaum könnten sie herfür.

— Nur, die uns nahm das Leben,
Sie weckt kein Aufgebot.
Um sie am Seelentage
Ist Allerseelentod.

Eine ungesproch'ne Frage,
Kinderauge, blickst du her.
Nie die Antwort dir zu geben,
Wär, du helles, mein Begehr.

Fernab weisen, was vom Staube
Kommen will bis in dein Licht, —
Wachend über deine Seele,
So verstünd' ich meine Pflicht.

Sonntägliche Innenwelten,
Weihevoll in Gottes Hut,
Paradies, in dir noch heute
Siehet er, dass alles gut.

Die Sonne wurde müde,
Rot färbt ihr schräger Strahl,
Rotbraun den stillen Äther,
Weithin rotbraun das Tal.

Nun steht der West im Feuer,
Und einen Opferbrand
Entfacht er um die Fichten,
Über das schweigende Land.

Unhörbar, wilde Taube,
Trägt deinen Flug die Luft.
Es dämmert über der Heide,
Trunken vom eigenen Duft.

Tief in Dunkel tauchte Zion,
Ein geschändeter Altar,
Da der Christ an's Kreuz geschlagen,
Gottes Sohn verschieden war.
Doch die Finsternis durchflutet
Hell vom Haupt des Heilands Licht,
Und vor diesem starrt geblendet
Ein verstörtes Angesicht.

Ahasveros, deiner Seele
Schuf die Welterlösung Pein.
Ewig schlaflos, Ahasveros,
Sollen deine Augen sein.
Jene Rast, die dem Beladnen
Dein erhobner Arm verwies,
Deinen blutigen Füssen bleibt sie
Das verlor'ne Paradies.

Ruhe meidend, Ruh' beneidend,
Fleuchst vergeblich du vor dir,
Fühlst voll Qual auf deinem Pfade
Deinen Urahn stürmen hier.
Kain! der dies Werk begonnen,
Das du spät vollendet jetzt ...
Wann erlahmt der Fluch, der Eure
Enkel durch Äonen hetzt?

Rudolf Sperling.

Selbstbiographie.

R. Sperling, geb. am 25. März 1835 zu Warnkenhagen in Mecklenburg-Schwerin, als Sohn eines Landpredigers, studierte, nach absolviertem Gymnasium, 3 Semester Architektur und Kunstgeschichte an der Bau-Akademie in Berlin und von da ab 2 Jahre in Zürich Ästhetik, Kunst- und Literaturgeschichte bei Fr. Th. Vischer, W. Lübke und Joh. Scherr. — 1861 zog Sperling nach Österreich, konditionierte zunächst 4 Jahre als Erzieher im Hause des Grafen H. Woraczicky auf Schloß Finkenegg in Steiermark und übersiedelte dann zu bleibendem Aufenthalt nach Wien, woselbst er an Mädchen-Lyzeen Vorträge hielt und sich gleichzeitig der Schriftstellerei mit Erfolg widmete. — Sperling ist gegenwärtig Mit-Redakteur, bezw. ständiger Mitarbeiter bei div. Wiener und deutschen Blättern. Er blieb unvermählt. Sein jüngster Bruder ist der bekannte Sport- und Tiermaler Prof. Heinrich Sperling in Berlin.

Im Buchhandel erschienen von Sp.:

„Nausikaa", dram. Gedicht in 5 Aufz. (1866).
„Fein kombiniert!" Lustsp. in 1 Aufz. (1867).
„Lieder eines einsamen Spatzen", Ged. (1892)
„Vor 3000 Jahren", idyll. Drama in 5 Aufz. (1893).
„Der Kampf um Byzanz", Völkerdrama in 5 Aufz. (1894).
„Spätzleins Weihnachtsnüsse", Rätsel (1894) ꝛc. ꝛc.

Die folgenden Beiträge sind teils ungedruckte Originaldichtungen, teils aus Zeitschriften gesammelt.

Frühling.

Frühling! Frühling! Überall
Melodien klingen.
Bei dem wundersüssen Schall
Rings die Knospen springen.
Alles strebt empor im Nu
Zu des Lichtes Segen. —
Menschenseele, hoff' auch Du
Neuem Lenz entgegen!

Herbst.

Verblüht nun die Rosen, verklungen das Lied,
Statt wallender Ähren nun wogendes Ried,
Statt duftiger Flocken von blühender Lind' —
Wie wirbeln so rot schon die Blätter im Wind!
Nicht grüsst mehr die Sonne aus leuchtendem Blau.
Es jagen vorüber die Wolken so grau.
Ein rastloses Wandern: ein Kommen und Geh'n,
Ein duftig Erblühen, ein welkend Verweh'n — —
So zieht auch dahin nun das jubelnde Glück,
Und schmerzlich Entsagen kehrt schweigend zurück.

Meerlied.

Es schaukelt mein Schifflein auf endlosen Wellen,
Und über mir endlos und rings um mich her
Ein schimmerndes Dämmern, ein Wehen und Schwellen,
Und nirgends die Grenze, wo Himmel und Meer.

Ein klingendes Rauschen, verstohlen und lüstern,
In lieblichem Takte den Nachen umzieht:
Es singt ja der Himmel mit heimlichem Flüstern,
Die Ostsee umarmend, ein bräutliches Lied.

So — endlos ergossen in seliger Wonne,
Gehorchen sie beide dem ewigen „Muss“:
Dem Weltengesetze! — Da hebt sich die Sonne
Und eint sie auf's neue mit flammendem Kuss.

Wunsch.

O hätt' ich ein Häuschen zu eigen —
Und wär' es noch immer so klein,
Und läg' es versteckt, wie in Zweigen
Sein Nest baut ein Waldvögelein.

Und wohnte darinnen die Eine,
Die mir so einzig gefällt, —
Die Liebe, die Holde, die Reine: —
Fahr' wohl dann, du rauschende Welt! —

Denn was sonst weiter zum Glücke
Dem Wunsche auch übrig noch blieb! —
Wir bauten ja selbst uns die Brücke:
Nicht wahr, du mein herziges Lieb?

Spielmannsweise.

Spielmann bin ich, brauch' kein Geld,
Froh zu fahren durch die Welt!
Nehm' — nach echter Spielmannsweise —
Weiter nichts mit auf die Reise
Als die Fiedel
Und mein Liedel.

Bei dem ersten Bogenstreich —
Hei, wie überall sogleich
Bursch und Mädel, lustentglommen,
Tanzbereit gesprungen kommen:
„Rühr' die Fiedel,
Spiel' ein Liedel!"

Und da schwingt es sich im Kreis,
Wang' an Wange, glühend heiss!
Ist verstummt der Klang der Fiedel,
„Spielmann", ruft es, „noch ein Liedel,
Noch ein Liedel
Auf der Fiedel!"

Wilder geige ich d'rauf los. —
Bald dem Spielmann auf den Schoss
Fliegt das Mädel. Ohn' Erbarmen
Reisst aus ihres Tänzers Armen
Sie das Liedel
Meiner Fiedel. —

Wenig heller zum Beschluss
Giebt der Bursch — und einen Kuss
Mir sein Schatz zur Weiterreise. —
Jeder zahlt nach seiner Weise
Für ein Liedel
Meiner Fiedel.

Charlotte Regenstein.

(Alexander Römer.)

Selbstbiographie.

Es mag für Jeden ein eigenartiger Moment sein, wenn er in sich eine bisher ungeahnte Kraft entdeckt, die einen, wenn auch noch so geringen Wert hat, und die ihm sein Leben verändert. Für mich kam dieser Moment erst, als ich bald 40 Jahre zählte. — Geboren bin ich am 27. März 1835 zu Schwerin in Mecklenburg. — Ich hatte mein Jugendglück so früh vorweggenommen, in unreifen Jahren, und die Fülle der Erlebnisse und Pflichten erdrückte fast den noch kindlichen Geist. Dann folgte schweres Leid, das man in der Jugend so leicht für ewig hält. Eine Zeitlang von Sorgen erdrückt, dann in neue Verhältnisse geworfen, in Kampf gestellt, der die müden Geisteskräfte weckte, fiel mir plötzlich wie ein Stern das Fabuliertalent in den Schoß.

Eine liebe Freundin, eine Retterin aus geistiger Öde, der ich hier ein kleines Denkmal setzen möchte, Frau Louise Winkler, geb. Heise in Schwerin weckte zuerst den Gedanken, spornte weiter und blieb mit ihrem warmen Interesse dabei bis zu ihrem frühen Tode.

Die ersten Erfolge gaben großes Glück, und nun wurde mein Leben mit einem Schlage verändert. In einer stattlichen Reihe von Bänden, die meisten im Verlage der „Deutschen Verlags-Anstalt" erschienen, versuchte ich seitdem Leben und Menschen zu schildern, wie ich es sah. Mein erster Versuch, in der heimischen Mundart zu schreiben, ist der hier in diesem Buch gegebene.

Ungedruckter Originalbeitrag.

En Meckelnborg'schen Buer sin Leiw.

Sei lürrten hüt mit de grot Glock. Buer Kröger, de oll riek Buer Kröger würr to Graw bröcht, un dat ganze Dörp was up de Beenen un folgt hinner sinen Sarg.

Fieken Bohnsack stünn noch in ehr Kamer, se hadd sik dat geele Hoar glatt kämmt, swarte Bänner an ehr lütt Mütz makt, un bünn sik nu de swart Schört vör. Ehr Hänn' wiren so beverig, un ehr Hart slög so wild.

Buten güng de grot Glock. Bum, bam! Gah hen, oll Mann, gah hen.

Fieken süfzt een poar mal deep up.

Ja — nu was he jo dod, de harte olle Mann, de von ehr nix hadd weten wult. Öwerst sei was doch Fritzen sin Brud, un dorüm wull un müßt sei ook to de Likenfolg gahn, in'n swarten Rock und mit de swarte Schört.

Sei nöhm dat witte Snuwdook ut de Schuwlad, et was so düster buten, de Hewen so grau, as ob Snee in de Luft läg, dat Snuwdook öwerst was so slowitt, dat et in de lütt eng Dakkamer ordentlich lüchten dehr. Dat hadd sei sülwst wuschen, und ehr Linnen was dat wittste in'n ganzen Dörp.

De Kamerdör würr upmakt, de oll dick Tanten Berninen stünn doa, un keek ehr so spött'schen an.

„So — Du hest Di also in 'ne swart Kledasch smeten, un wist to de Likenfolg gahn, Deern, dat is en snurrig Sak. De, denn's hüt inscharren, de hädd Di doch sin Lewtag nix Godes dahn, un — na, wat nu warren sall — Fritz is jo nu Buer — dat möt sik irst utwisen. Wenn ick in Din Stär was, ick töwt dat af."

Fieken Bohnsacken hadd sik na de Wand tau kihrt. Sei was 'ne lütte dralle Deern mit rode Backen, as en Borstörper Appel un blanke Dogen, de hüt so unruhig flackrig hen un her güngen. Se nöhm dat witte Snuwdook un fummelt sik doamit üm die Dogen rümmer.

„Ik bün Fritzen sin Brud," säd sei, un dat kluckt ehr so in'n Hals, as ob ehr doa wat fast sitten dehr. De oll dick Fru, de in de Döhr stünn, treckte de Axeln. „Dauh wat Du nich laten kannst, de Lüd warren Di all ankieken."

Fieken Bohnsacken hadd nich Vadder, nich Mudder. Snider Bohnsack hadd sik to Dod drunken, un sin arme Fru kreeg de Suchten und güng em bald na. Fieken köm to ihr Mudder Swester, to Fru Berninen, de ehr Mann de Chaussеegeldinnehmer was — in de doamaligen Tiden, as't noch keen Isenbahnen gaww, 'nen indräglichen Posten. De Bernin's stünnen sik god, sei wullen so'n beten finer sin as de annern, un in ehren Hus wür sogoar hochdütsch spraken. In't Armenhus künn Fru Berninen ehr Swesterkind doch nich laten, so nöhm sei't hen, un lütt Fieken ded de Arbeit un spoart ehr 'ne Deenst-deern, un verdeent sik riklig ehr Brod. Arbeiten künn se, dat flög ehr man so von de Hand.

Fieken güng sachten de Trepp hendahl un up de Straat. Du leiver God — doa was jo woll hüt allens up de Beenen, un as Tanten ehr't all seggt hadd, de Lüer keken ehr all an.

Doa köm he just, de Likentog. Dat was hüt 'ne grot Lik, de blanke Wagen un 'ne sanft'ne Deck öwer den Sarg, un Kränz von gröne Dannen, — upstunns, so glik na Wihnachten gaww dat jo ook nich veel anneres Grön, un dicht hinner den Doden güng de Herr Pastor, un denn köm ehr Fritz, un dicht bi em sin Mudder, 'ne grote Fru, deftige Knaken un nich veel Fleesch un 'n stifes Gesicht.

Sei höll dat Gesangbook un dat witte Snuwdook dicht tosamen-falt't daröwer. Brukt hadd sei't noch nich eenmal, Tranen kömen nich ut ehr Oogen. God! wat sach de Fru hart un kolt ut!

Ehren Fritzen bewerten de Lippen, hei was anners, as sin Ollen, hei hadd' en weikmödig Hart.

Lütt Fieken slöt sik still hinnen an, een von de Letzten in'n Tog. Blot as de Herr Pastor up en Kirchhof an to reden füng, dunn drängt sei sik een beten na vörn, un da wören ook een poar mitleidig Lüer, de ehr dörchlöten, un nu hürt sei nipping tau. Up eenmal störkten ehr de Tranen ut de Oogen, de Herr Pastor säd wat von Fritzen, dat hei „solch braver, guter Sohn gewesen, seinen Eltern gehorsam, und nun in Ehren weiter schaffen, als des Vaters Nachfolger auf dem Hof in dessen Fußtapfen treten werde, dem ganzen Dorf ein Beispiel in Zucht und Sitte und Treue."

Fieken sluchzt binah ludhals.

Nu was't vörbi. As de Erd so up den Sarg kullern ded, güng ehr dat dörch Mark un Been.

Sei kunn jo nu wedder na Hus gahn, na em hadd sei nich ranner gahn dörwt, sei hürte jo nich datau, un de Annern güngen nu na de Likenköst.

Wo gern, wo gern hadd sei doa in sin Hus de Koken backt, un de Köst herricht't, — öwerst Keener hadd ehr dortau ropen — na sin Vadder sin Dod hadd sei jo ehren Fritzen noch goar nich wedder sehn — o du leiwer God! wo hart wör dat!

Wo lang was't eegentlich her, sit sei un Fritz all eenig wören? Sei nickt so still vör sik hen, sei würr nu nächsten Harwst dörtig, un as sei insegent was, den'n Sundag drup, dunn hadd hei ehr tauirst tau'n Danz halt, un de Muskanten ümmer noch 'nen Groschen hensmeten. „Speelt up! ik will noch eens mit Fieken danzen." God! was sei dunn 'ne glückliche Deern!

Sitwas — jo, dei Jahren wören hengahn. Hei wöar nahstens, so oft hei jichtens Tid hadd, Abends vör ehr Döhr kamen. „Fieken si still, du waddst min Fru, ik nähm keen Anner, ik bliw Di tru."

Ach! wat hadden dei langen Johren for Leb brächt, un ook för Freud. Gruglig falsch was sei oft weest, up em, up ehren Fritzen.

„De Oll will nix doavon weiten, ik sall Lehmkuhl's Stine frigen. Vadder, heww ik em seggt, ik frig Lehmkuhl's Stine nich, ik bliv min Fieken tru."

„Jung," hadd hei seggt, un ik bliv doabi, sei kümmt mi nich hier up minen Hof."

„Jo Vadder, dann möt wi beid bi uns Sak bliwen", heww ik em seggt.

Fieken hört dat so bewerigen Harten's an, un hüt klingen de Würd wedder vör ehren Ohren, hüt, as sei de Dörpstraat entlang geiht, alleen — un sei weit et noch, wo dullrig sei dunstens männigmal was, un de Schört vör't Gesicht slög un ludhals utbrüllt. „Wat sall denn warden, Du hest jo recht koltgrünnig Blood, ik wadd old un kolt, un mi nimmt nahsten keener. Ik holl't nich ut, ik holl't nich ut."

Ja — sei hädd't doch uthallen, nu bald an de föfteihn Johr. Hei wör ehr tru blewen un sei — — —

Eenmal — hüt flög ehr de gläugnige Glut in dat Gesicht, as sei doran taurügg dacht. Hugo Bernin, hei was jo ehr Mutter-Schwester-söhn, un sei hadd em ümmer de Stäwel putzen un de blanken Vorhämden waschen un plätten müßt, — hei was 'nen ap'schen Bengel, dei Ollen wullen hoch mit em rut, un hei wör jo ook Geometer wodden

in de Stadt, un hei ſnackt man blot hochdütſch, — dei Hugo hadd ehr mal watt in'n Kopp ſett't.

„Du biſt ein hübſches Mädchen, Fieken, und wenn Du nur hochdeutſch lernen wollteſt, und Dich ein bischen Manieren angewöhnen, dann könnt es zwiſchen uns was werden. Da in der Stadt ſollſt du feine Stuben haben und feine Kleider, kannſt den ganzen Tag am Fenſter ſitzen oder ſpazieren gehen, anſtatt hier zu rackern und zu ſchuften." God! ſei was ganz desprat dunntaumalen, ſei kun Fritzen ſin: Ik bliev di tru! goar nich mehr hüren. Drum hadd ſei 'ne Tidlang den Hugo ſnacken, ſik ook von em umfaten un küſſen laten. Öwerſt hei ſtünk ümmer ſo na Pomaden, und brennt ſik ſin Hoar, un üm den Snurrboart drög hei Nachts 'ne Binn, damit der „Schwung nach oben behielt und nicht aus der Faſſong kam."

Sei hadd't doch nich kunnt, un as ſei em eenes Dags gerad herut ſäd, „Du büſt 'nen Aap," dunn nähm hei ehr dat krumm un lät ehr in Rauh. Sei was em nu doch nich fin noog. Wenn ſei em Aap ſchellen kunn, denn wör ehr keen Bildung bitobringen.

Nee, nee, ſei kunn ook nich von ehren Fritzen laten.

Hüt Abend kunn hei woll noch nich kamen, hei hadd jo dat ganze Hus noch vull, un de grot Likenköſt, öwerſt bald müßt hei jo nu doch kamen.

So güng de Woch hen, un ſei ſtünn Abend för Abend, dei Hänn' in dei Schört wickelt vor dei Achterdöhr, un luert, un luert in bewende Hartensangſt. Hei käm nich.

In'n Hus keken's ehr all ſcheef un ſpött'ſchen an.

„Luer Du man," ſäd oll Tanten, „hei is nu de grot Buer, un ſin eegen Herr, ik heww Di't jo ümmer ſeggt, hei lett Di ſitten. Du büſt 'nen groten Döskopp weſt."

Sei hürt dat all ſtill an, ehr Mund was faſt toſlaten, ehr lütt rotbackig Geſicht ſach ganz anners ut, as ſüs, ſei güng ümher as wi in'n deipen Droom.

Leet hei ehr ſitten? was hei doch nich tru?

Dunn endlich — Sünnabend Abend was't, dunn köm hei de Dörpſtraat hendahl. Ihr bewerten die Glieder, ſei ſchuddert ſo in ſik tauſamen, — hei güng ſo langſam un ſo ſwoar.

Nu ſtünn hei vör ihr. „Ik hadd nich ihrer kamen kunnt, un wullt," ſäd hei, „ik heww mi mit min Mudder utenannerſett't, dat ſull nu all kloar wadden, öwerſt —"

Hei ſtoggt — un ſei kek nu irſt up un in ſin Geſicht, hei ſach ook witt ut un ſo weikmäudig.

„Öwerſt“ — hülp ſei em in, un de Atem ſtünn ehr ſtill in de Boſt.

„Je, Fieken, dat is jo hart, öwerſt ſei is nu doch min Mudder, un — Du ſollſt Vater und Mutter ehren, auf daß dir's wohl gehe auf Erden. Sei will nich, eben as de Oll, dat ik Di frigen ſall, ſo lang ſei up den Hof is, un — ruterſmiten kann ik min Mudder doch nich.“

Hei ſwäg ſtill, un ſei ſtunn doa as een Pahl.

Dunn dreiht ſei ſik rüm, un't käm ſo bitter trurig un ſwoar herut: „ So is't alſo ut.“

Hei höll ehr wiß an ehren Rock. „Nee, Fieken, nee! ut is't nich, ſo lang ik an'n Lewen bünn, is't nich ut. Ik frig keen anner, un mag't nu wohren ſo lang as't will, min Fru waddſt Du doch. Süh — Du liddſt jo grad' keen Not — —“

„Fritz! uns Herrgott mag Di't vergewen, Du ihrſt Vadder un Mudder, ja — öwerſt een Kirl, de ſin eegen Willen hädd, büſt Du nich — ik — ik gah daröwer to Grun'n — öwerſt dat makt jo nix — 't is god ſo, Adjüs.“

Sei löp in't Hus, rup in ehr Kamer, un ſmet ſik up't Bed un hult, dat God erbarm. O! wenn ſei doch dod wihr, un läg doa ünnen in'n Sod.

Buer Kröger güng ſachten den Weg taurügg, denn hei kamen was. Sin Hart was ſwoar. Sin arm Fieken. Hei hadd't ſik woll dacht, dat ſei't ſo upnähmen wüdd — wat let ſik doabi dauhn. Dat et ut ſin ſüll, doaran dacht hei keenen Ogenblick. Sei was nu ganz verzagt, un't was ihr jo ook nich to verdenken, ſin Oll'ſch hadd öwerſt ook 'nen harten Kopp. Hei güng in deipen Gedanken vör ſik hen, — in ſo deipen Gedanken, as ſei em ſin Lewdag noch nich kamen würen.

De Winter vergüng. Fieken bleew an'n Leewen, ſei güng nich in'n Sod, öwerſt ſei ſtünn ook nich mihr vör de Achterdöhr un luert up ehren Fritzen. Sei ded ehr Arbeit. Sei müßt bi'n Dröſchen helpen, un denn wören ehr de Arm abends ſo lahm, un ſei was ſo möd, dat ſei an goar nix mihr denken kunn. Dat wör jo nu ook allens egal.

De Lüer red'ten öwer ehr un lachten ehr ut. Sei was jo ook 'n Döskopp, ſei ſäd ſik dat ſülwſten genoog, ſei hadd lang frigen kunnt, wenn ſei wullt hadd, — ach! wär ſei doch man dod.

So was't gegen Oſtern worren, un de Dag würrn all länger, un na Fierabend was't all ſchön buten. Sei hadd ſo'n heiten Kopp, ſe güng hüt Abend eens wedder rut, vör de Döhr.

Doa ſtünn hei.

Ihr flücht't wie'n Storm dörch dat Blood. „Fritz! nee — wat wiß't denn?"

„Je, Fieken, ik bün wedder doa, ik heww Di wat tau seggen."

„So — na dat sull mi wunnern, wat Du mi noch tau seggen hast."

„Min Mudder brukt 'ne Deenstdeern, sei is nu doch all old, un't kann ihr keen recht maken. Dunn heww ik ihr seggt: Mudder, nimm doch min Fieken up'n Hof, dei kann arbeiten, un wo dei ihr Hänn'n hengriepen, doa döcht dat ook. Sei hett gesegnete Hänn'.

Fieken flög de Glut in dat dünn un witt worr'ne Gesicht.

„Deenstdeern up Dinen Hof, ick? — —

„Sacht! sacht, Fieken, hör mi doch an. Min Mudder hädd sik ümdreiht, un so'n beten spött'schen uplacht. „So", säd sei, wenn Din Fieken as Deenstdeern up'n Hof kamen ded, denn man tau."

Süh Fieken, nu hadd ik mi dacht't, wenn wi de Oll'sch bin Wurd nöhmen — Du — Du wörst denn doch doa."

Sin Gesicht was so god un so still, un de Würd kömen so weikmäudig herut, lütt Fieken schuddert tausamen. Du leiwer Herr Gott! disse Minsch kunn jowoll mit ehr upstellen, wat hei wull. „Nee, Fritz, — dat Du mi dat ook noch andauhn wist, — nee — man süllt nich glöwen — Deenstdeern up den Hof, wo ik as Din Fru intrecken süll — nee! nee!"

Fieken besinn Di darup, 't bringt uns vörwarts, kumm, Fieken, kumm! Dauh't — ik meen, dat wör god so."

Fieken nöhm de Schört öwer'n Kopp, un weent ehr bitterlichen Tranen, un hei säd man ümmer: Kumm, dauh't!"

Sei hädd't dahn. Tau Ostern treckt sei as Deenstdeern up den Hof.

De Lüer, ehr Tanten, dat ganze Dörp ret dat Mul up. „Na, dit's jo nett, dit's dat Enn also — nu treckt sei as Deenstdeern up den Hof."

Fieken bünn sik de Ohren tau, sei wull nix hüren un nix sehen. Ja, sei wör'nen Döskopp, öwerst — Fritz wör doch doa, un sei all Dag mit em tausamen.

De Oll'sch kek ehr von baben dahl öwer de Axeln an, as sei mit ehr Bündel ankäm.

„Gun Dag ook, na — hei hädd Di't jo woll seggt, wo't hier hollen ward. Teihn Dahler Lohn, un tau Wihnachten 'nen Beierwandschen Rock un een Laken Linnen."

„Ja, Fru, ja — ik weit."

Lütt Fieken ehr Hals was as tausneert.

De Sommer köm, un sei hadd ehr düchtig Arbeit. In'n Feld un Goren doa blöhten de Bloomen, un de Saaten stünnen so wunnerschön — sin Acker was't un sin Goren.

Un Speck un Bodder un Mehl was riklig doa, un kaken kunn sei. Un wie dat Eten ehren Fritzen smeckte — de Höhnersupp mit de gelen Swemmklüt — so'n hadd sin Mudder nich up'n Disch brächt.

Un de Oll'sch smeckt dat Eten vok. Sei säd twoar nix, öwerst ehr Fritz säd wat.

Süh, Mudder, wo dat upstunns ansleiht, de Schötteln sünd ümmer fix lerrig, Du kriegst all ordentlich rode Backen, Mudder, dat Eten bekümmt Di."

Un as de Aust angüng, dunn gaww dat höll'schen Arbeit, Fieken müßt mit up't Feld, un nahsten in'n Hus de Pankoken backen.

„Fieken," säd Fritz, „Du kümmst mit up min Flag, min Swatt kann keen von de annern Deerns nakamen." Fieken lacht öwer dat ganze Gesicht — ehr Fritz! ja, hei wör doch 'nen ganzen Kirl.

De Aust wör vörbi, dat Kurn inbröcht. So veel wör sit Johren nich wussen, so'n Austweder hadd'n's lang nich hadd.

Fieken hett gesegnete Hänn'n, Mudder, sühst Du't nu, markst Du't nu?"

Mudder Kröger'sch säd nich veel, öwerst sei sach würklig rodbackig un taufreden ut.

As de Austköst vörbi was, setens so gegen Abendwarden tausamen up de Schündeel. Fieken schällt de Tüften tau'n annern Dag.

„Is oll Lüth all doa west," frög de Oll'sch.

Lüth was de oll Mann, de mit sin Karr twemal in de Woch na de Stadt güng, un von'n Koopmann halt, wat sei in'n Dörp brukten.

„Nee, Fru, hei kümmt irst," säd Fieken.

„Segg em, dat hei nen poar Pund Rosinen mitbringt un 'n poar Pund Zucker un Gest, to'n Kokenbacken."

„Koken? wotau sall denn nu Koken backt werden?" „Je, — ik heww mi dat taurecht leggt, Ji kön't morrn na'n Herrn Pastor gahn un't Upgebot bestellen, dat Ji noch dissen Sündag to'm irsten Mal von de Kanzel sallt. Na dree Wochen sall hier denn de Hochtid sin, un Fieken backt de Koken."

'T was dodenstill up de grot Schündeel.

Fritzen sin Oogen glusterten, un üm sinen weikmäudigen Mund speelt so'n plitsches Lachen.

„Sühste nu Mudder, ick heww't woll wüßt."

Fieken sat doa likenblaß, so stif un starr, as ob ehr de Ohnmachten antreden wullen.

Dei Oll'sch kek ehr scharp an. „Na, wußt uns nu beswiemen, wo Ji Jugen Willen doch kregen hewwt. Mi hewwt Ji öwer't Ohr haut, — ik weet't recht god, öwerst nu — ik gah up't Ollendehl, un sei ward den Kram woll maken, un eten kann ik jawoll bi Juch — un — so gesegn Juch Gott."

Fieken kreg wedder Farw in't Gesicht, un — „Mudder! Mudder! min Fritz!" köm dat ut ehr glückselig Hart.

Adolf Wilbrandt.

Biographie.

Adolf Wilbrandt, geb. am 24. August 1837 zu Rostock i. M. als letzter Sohn des Universitätsprofessors Christian Wilbrandt, besuchte das Gymnasium in seiner Vaterstadt und später daselbst auch die Universität, um Jurisprudenz zu studieren. Doch bald vertauschte er dieses Studium mit dem der Philosophie und Geschichte und setzte dieses in Berlin und München fort. Im Jahre 1859 promovierte er und war dann bis zum Jahre 1861 Mitredakteur der neu gegründeten, national gesinnten „Süddeutschen Zeitung" in München. In den folgenden Jahren lebte er, schriftstellerisch tätig, teils in Berlin und teils in Frankfurt, in Südfrankreich und Italien, besonders in Rom und kehrte 1865 nach München zurück, wo er bis zum Jahre 1871 verweilte. Darauf siedelte er nach Wien über, wo er sich 1873 mit der gefeierten Schauspielerin am Burgtheater Auguste Baudius vermählte und 1881 zum Direktor des Hofburgtheaters (an Dingelstedt's Stelle) ernannt wurde. Für sein Trauerspiel „Gracchus" erhielt er 1875 den von Franz Grillparzer gestifteten Preis; ferner 1878 für seine Gesamtleistungen als dramatischer Schriftsteller von dem Kaiser den großen Schillerpreis, und 1884 verlieh ihm der König von Baiern mit dem Maximilians-Orden für Kunst und Wissenschaft den persönlichen Adel. Im Jahre 1887 legte er die Leitung des Hofburgtheaters nieder und kehrte nach seiner Vaterstadt Rostock zurück, wo er sich hinfort in ganz unabhängiger Weise der Schriftstellerei widmete. Zahlreiche Dramen, Romane und Novellen haben ihm seit Jahren einen bedeutungsvollen Platz in der Literaturgeschichte gesichert.

Ungedruckter Originalbeitrag.

Beim Hochzeitsmahl.

Das Leben ist ein Wunder, fühl' ich tief;
Ein langes Märchen, das wir wachend träumen.
Es trägt uns durch die unsichtbare Zeit,
Uns Raumeskinder, wie im Mutterarm
Ein Rätselwesen hin, ein hässlich schönes,
Gehüllt in seinen Mantel, der so bunt wie
Der Regenbogen ist, und bunter noch:
Denn zu dem feurig blühn'den Liebesrot,
Dem Himmelsblau, dem milden Hoffnungsgrün
Kommt, ach, das Trauerschwarz, das Sorgengrau
Und jede Missfarb', die in Unmut endet.
Doch ist's ein Zaubermantel! und ich lieb' ihn!
Zur guten Stunde trägt er himmelhoch,
Trägt über die Erde weg, die mütterliche,
Die heissgeliebte, die uns lächelnd segnet.
Und wie ein seliger Gesang ertönen
Die süssen Stimmen um uns her des Glücks,
Der Freude, Liebe, Hoffnung; und noch eine
Singt hoch von oben: leb' nur! leb' getrost
Dein träumend Märchen, wundr' und preise Dich:
Das Wunder aller Wunder ist das Leben!

So heut, der Zaubermantel trägt uns hoch.
Da sitzt mein Sohn; Dein Sohn; der eine blieb uns;
Das andre Licht erlosch so morgenfrüh.
Und alle Liebe geben wir dem Einen —
Doch nicht vergebens: Denn ward Eltern je
Die Herzenswonne, dass des Kindes Brust
Mit Gegenliebe bis zum Rand sich füllte,
Wir haben es erlebt! Und liebend ward
Der Knab' zum Jüngling, ward zum Freund; und wie
Um zu vergelten, was wir ihm gegeben,
Schwang er die Flügel seiner jungen Seele
Und gleich dem leichtbeschwingten Wundervogel,
Dem Kinderbringer aus Ägypterland,
Trug er die Tochter her — ein süsses Kind,
Frühreif wie keines, schon verliebt, schon fähig
Zu allem, was für's Leben tüchtig macht:
Bergklettern, reiten, heu'n, Kartoffeln legen;
Schon mit den Sonnenstrahlen des Humors

Das Herz erwärmend, schon mit Tochtersinn
An die beglückte Vaterbrust sich werfend.
Ja, ja, beglückt! Ich danke Gott dafür
Und meinem Knaben, dass ich Dich bekommen,
Du ganz mein zweites Kind! als hätte Dich
Der Wunsch erzeugt, Erfüllung Dich geboren.
Denn wie Du sonnig, reizend, tapfer bist,
So quillt auch aus verborgnen Tiefen süss
Und stark Dein Bestes: innige Liebeskraft
Für Einen, Alle; feuriger Seelendrang,
An Gottes Werk auf Erden mitzudienen.
Gott helf' Dir, teures Kind!
Gott helf' Euch beiden,
Ihr Kameraden nun auf langem Weg!
Er lass' Euch Dornen an den Rosen wachsen,
Doch um die Dornen auch ein Rosenmeer.
Er lass' Euch finden, was kein Einz'ler findet,
Nur zwei, die eines sind: die blaue Blume
Des Hausglücks, die am warmen Herd erblüht.
Hat sie auch Dornen? Viele sagen's. Wohl!
Für dieses Unkraut, das uns Heilkraut ist,
Sind wir geschaffen. O, Ihr junges Blut,
So morgenfrisch, so wohlgestaltet für
Den Kampf des Lebens, so in Liebe selig,
So herzensweit: die Welt hat Raum darin —
Zieht Euren Weg! In aller Herrgottsfrühe
Habt ihr Euch aufgemacht, die Morgensonne
Scheint Euch noch tief in's Auge. Blendet sie?
Ich fürchte nicht, 's sind gute Augen. Geht
Nur Euren Seelen nach: die fliegen hoch
Und sehn den rechten Weg.
Und Du, die Mutter,
Die traurig frohe, der ihr Kind entflieht,
Weil's Menschenart so will: Dich tröstet doch
Dein goldnes Mutterherz, Dein hoher Sinn,
Der mit des Lebens königlichen Mächten,
Selbst königlich, nicht hadert. Und so herrlich ist
Geliebter Menschen Glück, es wandert wie
Das Licht der Sonne weiter in die Brust
Der Liebenden. Und süsse Hoffnung flattert
Und zwitschert drinnen schon. Du rufst mit uns,
Und Schmerzensnass erglänzt als Freudenträne:
Das junge Paar leb' hoch! Es wandre glücklich!
Es leb' zu seiner Lust und unsrer Wonne!

Ernst Ziel.

Biographie.

E. Ziel wurde am 5. Mai 1841 zu Rostock, als Sohn des dortigen Senators J. C. Ziel, geboren. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studierte nach kurzer Betätigung im kaufmännischen Beruf in Rostock, Bonn, Leipzig und Berlin Geschichte und Literaturgeschichte. Im Jahre 1868 wurde er an der Universität zu Rostock zum Doktor der Philosophie promoviert und privatisierte dann eine Zeit lang daselbst. Seit 1872 lebte er als Mitglied der Redaktion der „Gartenlaube" in Leipzig, übernahm nach Ernst Keils Tode, 1878, die Chef-Redaktion dieses Blattes und zog sich 1883 nach Cannstatt bei Stuttgart zurück, wo er noch heute seinen Wohnsitz hat.

Die folgenden Beiträge sind vom Verfasser selbst gewählt und entnommen aus „Ausgewählte Gedichte“ von Ernst Biel.
(Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart u. Leipzig.)

Flamme, die Bestatterin.

Dem genialen Percy Bysshe Shelley zum Gedächtnis.
(Durch Feuer bestattet im Juli 1822 bei Livorno.)

Aus Feuer sind wir gezeugt,
Dem kreisenden Blut der Planeten,
Aber empfangen sind wir in Erde,
Der ruhenden Schwere
Rings unter den Himmeln.
Und all unser Grosses ist einzig des Feuers:
Flamme, glaubt! Ist unseres Herzens,
Licht ist unseres Geistes
Bestes Teil:
So Liebe wie Zorn, so Genie wie Begeistrung —
Aus Glut sind sie alle geboren,
Aus Glut und Lohe.
Doch das Erdige zieht uns ewig hinab,
Taumelnden Sturzes,
Und stürzt uns ewig
In verlorne Schlachten.

Und kommt uns das Ende,
Kommt uns die Stunde,
Da der hadernden Elemente
Bindendes Band zerreisst,
Feuer sich scheidet von Erde —
Sagt, wem geben zuletzt wir
Die sich lösenden, starren,
Die morschen Stoffe des Lebens zurück?
Der Erde? Dem Feuer?

Es zweifelt der Tor —
Entschlossen wählet der Weise.

In Grüften ist Moder,
In Grüften ist Schlamm der Tiefe rings
Und er, der ekle, der glatte Wurm,
Der Erde hässlichster Sohn.

In Lüften aber ist Sonnenahnung,
Ist Duft der Zonen und Vogelsang
Und der Freiheit erhabener Flügelschlag.

Und in Lüfte trägt dich einzig das Feuer,
Das keuscheste wahrlich!
Unter den Kindern des Alls —
Es trägt dich liebend und läuternd hinauf.

Siehe! schon winket der Glast,
Schon wartet die Glut,
Dir göttlich im feurigen Bade
Die entgötterten Glieder zu lösen.
Und was der Verwesung zögernder Zahn
Nicht in der Jahre schleppender Kette
Peinvoll, mühvoll schafft,
Glorreich wirkt es die flammende Stunde.

Die Flamme!
O die umarmende Flamme
Wirft dir den lodernden Mantel
Über die schweigende Brust,
Über das ruhende Haupt!
Sie krümmt sich zehrend.
Sie schwingt sich wie jubelnd empor,
Und heldisch trägt sie, trägt erbarmend
Ach! die befreiten Atome
Wolken und Sternen entgegen,
Äther zum Äther hinauf — —
Und im Äther ist Sonnenahnung,
Ist Duft der Zonen und Vogelgesang
Und der Freiheit erhabener Flügelschlag.
Aber auf Erden lässest du
Deines vergänglichen Seins
Nur ein armes Häuflein
Lichter krystallner Asche zurück. — — —

An meine Mutter.

(Zwei Jugendlieder.)

1.

Ich liess in mir des Lebens Klänge
Volltönend wiederhallen;
Ich durft' der Freundschaft Schattengänge,
Der Liebe Wege wallen.
Und doch! wie reich ich auch gesegnet,
So köstlich ist mir nichts begegnet,
Wie deine treue Seele.

Erwäg' ich still, wie deine Güte
Mich mütterlich geheget,
Dann fühlt sich innig mein Gemüte
Von Dankbarkeit beweget,
Dann fühl' ich: Niemand kann im Leben
Mir je so reiche Liebe geben,
Wie deine treue Seele.

Und soll mir jede Glückesgabe,
Wie Laub im Wind verwehen,
Und soll ich einst an dürrem Stabe
Umwölkte Wege gehen,
So bin ich dennoch reich begnadet,
Erhielt mein Gott mir unbeschadet
Dich, treue, treue Seele.

2.

Mir ist von Lieb' und Dank die Seele
Für dich so voll, so übervoll
Dass ich das Wort, wie zart ich's wähle,
Nicht finde, das dich preisen soll.

Du reines Herz voll Huld und Güte,
Voll Mild' und Gleichmut wundersam,
Du stilles, herrliches Gemüte,
Voll Mass im Glück, gefasst im Gram.

Ein Wallen unter Blütenbäumen
Mög' all dein Lebensabend sein,
Dein Scheiden ein Hinüberträumen
Voll Frieden und voll Sonnenschein!

Sehnsucht.

1.

Matt ist meiner Seele
Schweifender Flügelschlag —
Der Sehnsucht Eiland, wie ferne, wie fern!

Ich weiss eine Mär:
Einsam gen Süden zog
Eine verirrte Schwalbe
Weit über die weite Salzflut.
Kalt gingen die Lüfte, novemberkalt,
Und schlugen eisig und grausam
Den verspäteten Wandervogel.
Da sank der Flügellahme
Krank und erstarrt —
In die blaue Flut? O, nein!
Schwanke Gräser und Algen,
Die Blumen des Meeres lösten die Wurzeln
Und fingen den Sinkenden auf
Und bauten ihm freundlich ein wiegendes, weiches,
Schwimmendes Bett
Und trugen ihn schaukelnd
Über das atmende Meer
Zum warmen, blumigen Süden.
Da schlug er die Augen auf
Und regte die Schwingen
Und flog in den blauen Himmel der Tropen.
Was zaudert ihr, Blumen der Flut?
O tauchet auf aus dem Meere des Lebens
Und tragt mich über die Tiefen
Zu meiner Sehnsucht sonnigem Süden!
Denn matt ist meiner Seele
Schweifender Flügelschlag.

2.

Das Chaos war,
Und es war der Geist,
Und in dem Geiste war die Sehnsucht,
Und es schuf der Geist die Welt,
Und er schuf den Menschen —
Und die Sehnsucht blieb.

Und die Welt war herrlich und gut,
Und Geschlechter kamen und gingen —
Und die Sehnsucht blieb.

Nun seufzt in Rythmen der Dichter;
Nun weint in Tönen der Sänger;
Nun klagt in Farben der Maler;
Denn die Sehnsucht blieb.

Selig, wer minutenlang,
In das Auge des Freundes versunken,
Sich selbst vergisst!
Dreimal selig,
Wer ein Leben hindurch ein teures,
Edles Weib sich in Liebe gesellt weiss!

Glückliche sagen:
Dann sterbe die Sehnsucht.

Kein Elternhaus mehr.

Nun hegt auf dem Herde,
Wo hold ich die Tage
Der Kindheit verträumte,
Ein Fremder die Flamme.
Ich segne voll Wehmut
Sein Walten und Wohnen
Im Haus meiner Väter
Und grüss' ihn von ferne.

Mir aber, mir wandern
Die düstern Gedanken
Verwehete Wege
Zu Gräbern des Glückes,
Als wäre nun Lust mir
Und Leben und Liebe
Verschüttet, verschollen.

Es meldet das Märchen:
Wenn schon sich umschattet
Im Schauer des Todes
Die sinkende Wimper,
Dann wandle noch einmal
Vorm bangenden Geiste
Das Bildnis der Jugend
In Rosengewölken
Wie winkend vorüber.

O, wär's mir beschieden,
Im Scheiden zu schauen
Dich, sehnsuchtgesuchtes
Asyl meiner Kindheit!
Dann pflanzt' ich und pflückt' ich
Wie sonst wohl im Sommer
Reseden und Rosen
Auf blumigen Beeten
Im Garten der Eltern.
Durch schattige Gänge
Käm' sinnend geschritten
Die sorgende Mutter.
Sie legte mir leise
Auf's Haupt wohl die Hände
Und lächelte linde,
Mich segnend in Sanftmut.
Wohl säh' ich ins liebe,
Verehrte Gesicht ihr
Beseligt noch einmal
Und schlösse die Augen
Und schliefe hinüber,
Hinüber ins Schweigen.

Lieder vom Strande.

1.

Es dunkelt der Abend am Meer;
Grau kommen die Nebel gezogen.
Was lange schon wandert nicht mehr,
Kommt wandernd daher —
Am Meere, am Meer
Erwacht mit den brandenden Wogen,
Was lange schon wandert nicht mehr.

Der Freunde der Jugend am Meer
Gedenk' ich mit träumenden Sinnen.
Dahin, die ich liebte so sehr —
Das Leben so leer!
Am Meere, am Meer
Strömt heimlich die Träne nach innen —
Dahin, die ich liebte so sehr!

Gross über den Dünen am Meer
Erstrahlen wie leuchtende Kerzen
Die Sterne so ruhig und hehr.
Herz, klage nicht mehr!
Am Meere, am Meer
Wie klein sind die menschlichen Schmerzen,
Die ruhigen Sterne wie hehr!

2.

Wie die Wasser möcht' ich schäumen
Kräftig durch das Lebenstal;
Wie die Wasser möcht' ich träumen
Schmachtend unterm Mondesstrahl.

Wie die Wasser möcht' ich wallen,
Sei das Wallen dann auch kurz!
Wie die Wasser möcht' ich fallen
Schnellen, lichten Todessturz.

3.

Im Seegras, flutenbefeuchtet,
Der Bernstein schimmert und scheint,
Eine Träne, die, schmerzdurchleuchtet,
Die ferne Vorzeit geweint.

Vor Zeiten auf einsamem Thule
Am wogenumbrandeten Strand —
Da wuchs auf dem Klippenstuhle
Eine Föhre im Küstensand.

Die Wellen rauschten ihr Lieder
Vom Süden so schön und so hehr —
Da neigte die Zweige sie nieder
Und weinte die Träne ins Meer.

Das Meer trug durch die Sunde
Geronnen die leuchtende hin —
Nun freut sich am köstlichen Funde
Nach tausend Jahren mein Sinn.

Verschollen im Flutengeschwemme
Die Träne der Vorzeit war —
Heut trägt sie als glitzernde Gemme
Mein Mädchen im schwarzbraunen Haar.

4.

Ich möcht' in Lüften hehr
Wie eine Möwe schweifen
Und überm wilden Meer
Durch Nebel streifen.

Dann möcht' ich, sturmumfacht,
Gefühl der Freiheit trinken
Und in der dunklen Nacht
Lautlos versinken. —

5.

Tief im Schosse der Gewässer ruhet das versunk'ne Bild,
Dehnt die weissen Marmorglieder durch das grüne Meergefild.

Ehemals auf hohem Sockel stand es weiss am sonn'gen Strand,
Doch die Zeit ergriff es neidisch, warf es in des Meeres Sand.

Und der Fischer, sein nicht achtend, lenkt den Kahn darüber hin,
Blickt nur in die schwarzen Augen seiner schmucken Fischerin.

Und die Sterne schauen leuchtend von der lichten Wolkenbahn
Auf das Bild in blauen Wellen, auf die Liebenden im Kahn.

Wenig Jahre nur — verschwunden sind der Fischer und sein Lieb,
Und vom Kahn, der sie geschaukelt, weder Brett noch Balken blieb.

Andres Volk in andern Kähnen wiegt sich nun an gleichem Ort,
Kommt und schwindet mit den Zeiten, zieht mit Well' und Wolke fort.

Nur das Bild aus klaren Tiefen schauet unverwandt herauf,
Und die Sterne hoch in Höhen gehn den alten stillen Lauf.

6.

Hohe Lust, am Abendstrand,
Einsam in den Weiten,
Auf dem weissen Ufersand
Ruhvoll hinzuschreiten!

Ahnend in den Lüften schwimmt's,
Gross wie Gottesnähe,
Und aus meiner Seele nimmt's
Lautlos jedes Wehe.

Duftig zwischen hier und dort
Lüftet sich die Schranke —
Still ins Schrankenlose fort
Wandert der Gedanke.

Schweigend horcht und harrt das All,
Just, als ob es schliefe.
Zwiesprach hält in Hauch und Hall
Höhe rings und Tiefe.

Selber eine Welt, o Flut,
Wiegst die Welt der Sterne —
Atmend in einander ruht
Nähe nun und Ferne.

7.

Einsam lehn' ich auf dem hohen Schiffe,
Blicke bald hinauf zum wettergrauen,
Sturmzernagten, steilen Felsenriffe,
Bald zum Meer hinab, dem mittagblauen.

In der stillen, grünen Tiefe bilden
Hohe Flutgewächse lange Gassen,
Und es wallen in den Moosgefilden
Stumm des Wasservolkes bunte Massen.

Durch die weiten, schilfdurchwirkten Hallen,
Hell, im Schmuck zartbrauner Seegraskränze,
Tanzen Meergeschlechter auf Korallen
Wundersame, feeenhafte Tänze.

Und mir ist, als müsst' ich niedersinken
In die Flut mit jähem Armebreiten
Und ein seliges Vergessen trinken
Dieser Welt und ihrer Nichtigkeiten.

8.

Hoch steht auf dem Runensteine
An der brausenden Wikingerbucht
Eine Föhre im Nordlichtscheine
Und blickt hinab in die Schlucht.

In die Schlucht, ein Held und ein Hasser,
Stürzt rollend ein Katarakt,
Es donnern die wütenden Wasser
Ihren wilden, zermalmenden Takt.

Und die Föhre auf felsiger Feste,
Des Nordlands kerniges Kind,
Stemmt kämpfend entgegen die Äste
Dem rasenden Harfner, dem Wind.

Und in Strudeln, immer schnellern,
Der Wasserfall enteilt;
Schwer keucht er in Klippenkellern
Wo er fauchend den Felsen feilt.

Katarakt und Föhre beide,
Sie sausen und singen ein Lied,
Ein Lied von Zorn und Leide,
Das klagend die Lüfte durchzieht.

„Den Fuss in der Felsenrinde,"
So rauscht die Föhre bang,
„Das Haupt zur Beute dem Winde —
Schon trag ich's so lange, so lang'!"

„Nicht find' ich den Tod im Zerschmettern,"
Schäumt grollend der Wasserfall,
„O schifft' ich mit Wind doch und Wettern
Im Meer — ein Tropfen im All!"

— — Du bist, o Föhre im Sunde,
Mein Geist in des Daseins Schmerz;
Ihr stürzenden Wasser im Grunde,
Ihr seid mein stürmisches Herz.

Mahnung.

Wohl manche Eiche wächst im Haine
Und blüht allsommerlich —
Für jeden Erdenpilger eine
Und eine auch für dich.
Und gehst du Sommernachts waldein,
Dann rauscht's im Hain, dann rauscht's im Hain —:
Dein Sarg wächst schon im Walde.

So fraglos ward auf diesem Rund
Wohl nichts dir Adamserben
Als in dem armen Wörtlein kund,
Dem armen Wörtlein: Sterben!
Ob Gold dein Haupt, ob Silber trägt,
Dein Stündlein schlägt, dein Stündlein schlägt —:
Dein Sarg wächst schon im Walde.

Schaust du mit jungem Herzen aus
Nach einem jungen Glücke,
Winkt in die goldne Welt hinaus
Dir eine goldne Brücke —
Ja, weisst du's denn, wie's einst sich fügt?
Manch Hoffen trügt, manch Hoffen trügt —:
Dein Sarg wächst schon im Walde.

Doch so du dich zu jeder Frist
Wunschlos in dir bescheidest,
Geduldig, da du fröhlich bist,
Geduldig, da du leidest,
Dann klingt dir tröstlich fort und fort
Das ernste Wort, das heil'ge Wort —:
Dein Sarg wächst schon im Walde.

Am Abend.

Leise rauschend durch Ruinen zieht der Abendwind,
Flüstert alte, düstre Mären, die vergessen sind.
Von den Bäumen, herbstestraurig, sinkt nun Blatt auf Blatt,
Sucht in der Ruine Schweigen eine Grabesstatt.
Fallen wird auch sie, die trotzig manch Jahrhundert stand,
Ziehen werden, wo sie ragte, Nebel übers Land.
„Märchenhaft ist dieses Leben," seufzt der Abendwind: —
In der heissen Brust zwei Wünsche mir erglommen sind:
Meinem Leben eine Seele, die sich meiner eint,
Meinem Hügel eine Träne, die die Liebe weint!

Isola bella.

Schwimmende Perle du,
Perle des Lago maggiore,
Ruhvoll winkt mir zu
Dein giardino d'amore.
Liebend hast du gesellt
Pflanzen, welche sich hassen —
Alle Düfte der Welt
Duften von deinen Terrassen;
Dunkel in Dämmrung getaucht,
Stehen die Föhren und träumen;
Neckisch in Mandelbäumen
Tändelt der Südwind und haucht:
Tu mia stella,
Isola bella!

Aber dir würzte den Strand
Baum nicht nur und Blume,
Weihte doch bildende Hand
Dich zum Heiligtume.
Siehe! Tempestas Kunst
Schmückte des Schlosses Wände,
Vitalianos Gunst
Marmorn dein Gelände.
Zögen die heitere Bahn
Heute noch Musen, wie weiland,
Wahrlich! sie riefen, mein Eiland,
Stolz Dir aus schaukelndem Kahn:
Tu mia stella,
Isola bella!

Seh' ich im Abendstrahl
Deine Wipfel sich neigen,
Wandelt wie süsse Qual
Andacht mich an, so eigen.
Über dich purpurnes Weh
Hauchte die purpurne Späte;
Alle Glocken am See
Rufen zum Nachtgebete;
Fülle des Wohlklangs fliesst
Über die Wasserweiten,
Während im Heimwärtsgleiten
Fischer und Ferge dich grüsst:
Tu mia stella,
Isola bella!

Lieder von der Riviera.

1.

Rings an den Rivieren
Währen die Sommer lang;
Dort, an des Lichtes Bronnen,
Sonnen sich Hügel und Hang.

Küsten voll blühender Schluchten,
Buchten voll blauender Flut,
Städte wie Dörfer — Idyllen,
Villen von Gärten umruht!

Morgens in goldenen Frühen
Glühende Wolken im Blau,
Abends vom Kahn auf dem Meere
Hehre wie liebliche Schau!

Nachts, wenn die Salzflut blinket,
Winket der Himmel ihr zu —
Sternklar hängt er darüber,
Über und über voll Ruh'!

2.

Unten, an Uferpfaden,
Baden den Fuss die Höhn,
Wo am umbrandeten Hügel
Flügel der Möwe wehn.

Oben, am Hange, das lichte,
Schlichte Castello tront,
Wo mir die schönheitfrohe,
Hohe Freundin wohnt.

Fahrende deutsche Poeten,
Treten als Gäste dort ein —
O, wie durch Saal und Halle
Alle Künste sich reihn!

Draussen, wo Goldfrucht hanget,
Pranget Garten und Au;
Drinnen, wo Schönheit waltet,
Schaltet die gastliche Frau.

3.

Alle die Himmelstiefen
Triefen von Düften schwer —
Lasst mich im Hauche der Mandeln
Wandeln am Mittelmeer!

Selig, wer, innen erglühend,
Blühende Nähe geniesst,
Während aus purpurnem Brodem
Odem der Ferne fliesst!

Hier, wo die Ufer steigen,
Feigen- und ölbelaubt,
Hebt der abendbesonnte
Monte Fino das Haupt.

Dort, wo herüber die Wellen
Schwellen von Korsika,
Schimmert das marmorprächt'ge,
Mächt'ge Genua.

4.

Genua, du „Superbe,"
Erbe des leuchtenden Ruhms,
Trägst nun in sinnender Feier
Schleier des Witwentums.

Kronen sahst du im Osten
Rosten und untergehn,
Deine wetterstarken
Barken im Sturme verwehn.

Nur deine Mäler und Büsten,
Küsten und Höhen hinan,
Stehn noch und blicken, wie klagend,
Fragend einander an.

Nachts, wenn die Marmorgesichter
Lichter des Monds umziehn,
Scheint's, ein Gedanke von ehe
Gehe darüber hin.

5.

Nicht auf der Doria Palaste,
Raste länger mein Aar —! — —
Siehe! gen Morgen schon strebst du,
Schwebst du durch Lüfte klar.

Treibt dich das alte Dürsten,
Fürsten zu zieren den Thron?
Oder zeigt dir ein Ahnen
Bahnen der Zukunft schon?

Mag Umbertos Güte
Blüte wecken umher,
Aber nach besseren Tagen
Tragen lass mich Begehr!

Grüsse, mein Aar, mir die schmale,
Kahle Bisagnoflut,
Wo die lorbeerreiche
Leiche Mazzinis ruht!

6.

Abends von Nachtigallen
Schallen die Gärten ringsum —
Unter der Vigne Bäumen
Träumen zwei Liebende stumm.

Seine Augen, die dunkeln,
Funkeln so schwül und so heiss,
Aber die ihren nach innen
Sinnen, was niemand weiss.

Abends, wie Geister auf Zehen,
Gehen die Wünsche bang,
Gehen verstohlener Weise
Leise den Garten entlang.

Schattend umzittert die Vigne,
Pinie, dein Laubgewand —
Weich ist der Abend — und lüstern
Flüstern die Wasser am Strand.

7.

Nun, da die Sonne versunken,
Trunken in Spätrotpracht,
Breitet über die Tale
Fahle Schleier die Nacht.

Mondbleich liegen und trauern
Mauern, ein Trümmerbau —
Burgen der Sarazenen,
Lehnen am Felsen sie grau.

Farblos über die Wogen
Zogen Schatten daher;
Farblos im Abendwehen
Stehen die Palmen am Meer.

Meines Lebens Farben
Starben vor langem auch,
Starben in einer lauen,
Grauen Mondnacht Hauch.

An diese Zeit.

Bei so viel Licht, o Zeit, welch tiefe Schatten,
Seh' ich dein ruhmgekröntes Haupt umwehen!
Nur halb dienst du der Menschheit grosser Sache;
Denn eins gebricht dir: Schönes zu verstehen —
Und wo des Nutzens Hämmer nicht ermatten,
Da heimt die Kunst nicht unterm lauten Dache.
Drum dass dein Herz verflache,
Zermürbt im Dienste grauer Werkeltage,
Dass du bei deines Reichtums goldnen Bergen
Nichts als der Schönheit Schergen
Erziehst — die Furcht beschleicht mich oft, die zage —
Wer Edles sucht, bleibt kalt an deinem Busen;
Denn deine Kunst dient schnöder Weltlust Musen.
Dem Geiste nicht, du huldigst nur den Sinnen,
Lässt du doch rings auf deinen Schaugerüsten
Nicht Helden schreiten mit erhabner Stirne,
Nein, sich das Laster und die Narrheit brüsten —
Du machst die Kunst mit frevelndem Beginnen
Zur Bajadere nur und Gauklerdirne.
Längst bleichen die Gestirne
Der Anmut — in die Leier der Gesänge
Greift jeder Schwächling, und des Beifalls Ehren
Seh' ich ihm reich bescheren
Die allzu willige, betörte Menge.
Doch ihre Dornenpfade geht in Blösse
Mit wundem Fuss die wahre Künstlergrösse.

Drum mögen, Zeit, trotz deiner Wolkenflüge
Voll Schwermut dir des Dichters Strophen fluten!
Denn das Geschlecht, das sich gewandt vom Schönen,
Hat sich zugleich entzweiet mit dem Guten,
Und wer verzerrt der Kunst geweihte Züge,

Wird ihre Schwester auch, die Sitte, höhnen.
Orakel hör' ich tönen
Aus der Geschichte Mund: Im Zorn gerichtet
Sei jene Zeit, die da, gefühlumnachtet,
Nicht ehret und nicht achtet
Was edle Kunst in edlen Formen dichtet!
Entadelt muss sie dunkle Pfade wallen —
Das Diadem ist ihr vom Haupt gefallen.

An den Genius.

Schal ist die Welt, — nur du gehst stolzen Ganges
Hoch über engen Herzen, flachen Stirnen
Gedankenvoll durch das verstaubte Leben,
Ein Waller auf des Menschengeistes Firnen,
Den über kleines Leid glutvollen Dranges
Ein Gott erkor, den Scheitel zu erheben.
Dir ist ein Los gegeben,
Dem keines gleicht; denn in dir abgeschlossen,
Lässt unter dir du Niedres und Gemeines.
Die Welt, Sklavin des Scheines,
Heisst jeden, welcher ihrem Schoss entsprossen,
Zu ihrer goldgestickten Fahne schwören, —
Nur du darfst, gross und frei, dir selbst gehören.
Wie preis' ich dich! Zwiespalt ist dieses Leben —
Du aber bindest, wo du wohnst und waltest,
Zwiespältiges im Mass des Ewig-Schönen.
Der du was war und ist und kommt gestaltest,
Dir hat ein königlich Geschick gegeben,
In Einklang Geist und Sinne zu versöhnen.
O wer, gleich dir, in Tönen,
In Wort und Marmor Werke könnte schaffen,
Die in der Dinge stürzendem Vergehen
Kein Zeitensturm verweben
Noch kaum ein Weltgewitter könnt' entraffen!
Im Alltagsdienst ist unser Tun bezwungen
Und schnell wie dieses Klagelied verklungen.

Sprüche.

Von Halbheit halte deinen Pfad rein!
Der ganze Mann setzt ganze Tat ein,
Und was da ganz, muss ohne Naht sein!

Ein Tor, wer sich soufflieren lässt!
Wer auf sich selber steht, steht fest.

Seltsam Tun in Männerfehden:
Armewerfen, Feuerreden!
Holder Krieg, der Frauen eigen:
Schön zu sein und stillzuschweigen!

Lerne jedes Menschen Meinung ehren,
Wer er immer ist!
Selbst sein Irrtum kann dich Wahrheit lehren,
Wer du immer bist.

Distichen.

Nicht in des Lebens beweglichem Spiel sei töricht die Kugel,
Welche, geschliffen und glatt, jeglichem Stosse gehorcht!
Sei du der Würfel getrost, scharfkantig und eckig und wuchtig,
Welcher, wann immer er fällt, Augen bekennet und Zahl!

Leihe der Wollust Seele — und Schönheit wird sie und Liebe!
Schwingen nun wachsen dem Tier. Auf denn, o Falter! Empor!

Alles verzeihet das Weib dir, doch nicht die verschmähete Liebe;
Alles verzeiht dir der Mann, nur nicht beleidigten Stolz.

Randglossen zur Literatur.

Was jeder weiss und jeder kennt,
Gefällig formt es das Talent —
Sein eigenstes Wesen, weil es muss,
Gestaltet und bildet der Genius.

Am Kunstwerk und an zarten Frauen
Will ich zwei Dinge, die sich paarten, schauen:
Ich will nicht schöne Gestalt nur haben,
Will tief mich auch an dem Gehalt erlaben.

Ihr wollt am Lied, weil es pikant,
Tendenz und Farbe blos —
Allein der echte Diamant
Ist immer farbelos.

Helmuth Schröder.

Selbstbiographie.

Helmuth Schröder, Volksschullehrer in Völkshagen, wurde am 2. April 1842 im südlichen Mecklenburg zu Spornitz geboren, woselbst der Vater Mädchenschullehrer war. Die große Mutter Natur war ihm schon frühe liebste Freundin. Sein Wunsch, als Bauer im innigsten Verkehr mit ihr zu leben, ward ihm nicht erfüllt; Vormund und Angehörige bestimmten den Frühverwaisten zum Lehrerberufe, dem er seit Absolvierung seines Seminarkursus, dem Jahre 1866, obliegt.

Fritz Reuter's „Läuschen un Rimels" reizten schon den Knaben zur Nachahmung; den Jüngling begeisterte Groths „Quickborn". Im Jahre 1880 veröffentlichte Schröder unter dem Titel „As't de Garv givt" einen Band plattdeutscher, lyrischer Gedichte und 1900 eine Reihe Lieder-Cyklen als „Kränz' un Strüz'." Ersteres ist vergriffen. Schröders Fach ist die Lyrik und sein Ideal, die Einfachheit des Volksliedes zu erreichen.

Ungedruckte Originalbeiträge.

Wo sünd min Johren bleben?!

Wo sünd min Johren bleben?! —
Sei flögen as de Wind.
Un ümmer is mi eben,
As weer ik gistern Kind.

Wo sünd min Johren bleben?! —
De Wulken weern sei glik.
Mi is, as hadd ik eben
Noch spält mit Nahwers Mrik.

Wo sünd min Johren bleben?! —
Sei leeten gorkein Läus'.
Mi is, ik hödd soeben
Noch up de Brak de Gäus'.

Wo sünd min Johren bleben?! —
Sei tögen as de Kraun.
Ahn Steern weer all min Streben,
Un döricht weer min Dauhn.

Wo sünd min Johren bleben?! —
Verflagen sünd s' as Rok.
Un süll ik s' noch mal leben,
Ik würr ok denn nich klok.

Bin Maelendik.

Dor nedden't Dörp bi'n Maelendik
Heff ik as Jung de Gössel hött
Un dor mit Möllers Max un Mrik
Up Knäp un Schelmenstücken brött.

Dor nedden't Dörp bi'n Maelendik,
Dor wassen Widbüsch rundümher.
Wat weer dat för en lustig Rik
För Möllers Max un mi un ehr!

Dor nedden't Dörp bi'n Maelendik
Singt Schummertid de Nachtigal.
Dor heff ik lurt, — en Röwer glik, —
Na Johren, ach, wo männigmal!

Dat Maelrad stähn, dat Water runsch
Bi Arch un Frischütt aewer't Wehr.
Min Hart, dat dreev de raublos Wunsch:
Man einen, einen Kuss van ehr!

Bi'n Maelendik, dor hebben Maan
Un Nachtigal ehr Wunner seihn, —
En putzig Utenannergahn:
De Deern, dei lach, — de Burss, dei wein.

Nu meiht de Dod sin Riesengarben.

An hus nu sünd de letzten Garben,
De letzten Blaumen sünd verbläuht;
Dat Loow fangt an, sik bunt tau farben,
Un männig Blatt all is verschräu't!

De leiwen Swaelken, dei vör Weken
Dat Dörp ümseilten ahne En'n,
As wull dat lütte Hart ehr breken,
As würr't tau sur ehr, sik tau tren'n. —

De Kraunen, dei mit Raup un Gräuten
Van babendal nich weeren karg, —
Sei sünd nu alltauhop hen fläuten, —
Sei sünd nu aewer alle Barg.

Dat mök den Harwst sin isig Aden,
De grimmigst Fiend van Sang un Bläut.
Nu meiht de Dod sin Riesenswaden,
Hei peddt dat Leben mit de Fäut.

Uns' Herrgott brök twei Blaumen.

Uns Herrgott brök twei Blaumen
För Adam un sin Ev',
As hei ut sinen Gorden
De Beiden ruterdrev;
Dei süllen Trost ehr geben
In all ehr Mäuh un Not:
De ein, — blag as de Heben,
De anner — rosenrot.

Ehr Edenangedenken
Hebbt tru de Ollen hött
Un tru mit Sweit un Tranen
De Blömings plegt un fött.
Dei smeeten up ehr Leben,
So rik dat ok an Pin, —
En Stückschen Herrgottsheben,
En Stückschen Edenschin.

Uns' Ollen hebbt ehr Kinner, —
Dat dei nich arm un nakt,
As't beste Arw hier nedden
Dat Blaumensaat vermakt.
Un wo dat kümmt int Kienen
Bi Mäten un bi Mann, —
Dor will't de Beiden schienen,
As brök ehr Eden an.

So langn, as sei uns bläuhden
Mank Dissel un mank Durn
In stillen Sünndagsfräden,
Is't Glück noch nich verlurn.
Sei smiten noch up't Leben
Mit all sin bitter Not
En Bröcken blagen Heben,
Ne Handvull Rosenrot.

Heinrich Seidel.

Selbstbiographie.

H. Seidel wurde geboren als ältester Sohn des Pastors Heinrich Alexander Seidel, am 25. Juni 1842 in dem Kirchdorfe Perlin bei Wittenburg in Mecklenburg-Schwerin. Als er neun Jahre alt war, wurde sein Vater an die Nikolaikirche nach Schwerin berufen, und hier besuchte der Sohn eine Vorschule und das Gymnasium, das er aber schon in der Tertia verließ, um sich dem Maschinenbaufache zu widmen. Er arbeitete drei Jahre in Fabriken als gewöhnlicher Arbeiter, davon ein Jahr in Güstrow und studierte drei und ein halbes Jahr in Hannover und Berlin. In der Brockelmannschen Fabrik in Güstrow war er 2½ Jahre und in der Wöhlertschen Maschinenbauanstalt in Berlin 1½ Jahre lang als Konstrukteur tätig und später 10 Jahre bei den Neubauten der Berlin-Potsdamer und der Anhalter Bahn beschäftigt, wo er viele Entwürfe zu eisernen Dächern, Brücken und hydraulischen Aufzügen anfertigte und zur Ausführung brachte. Nebenher beschäftigte er sich mit der Dichtkunst und war Mitglied des bekannten literarischen Vereins „Tunnel über der Spree", dem auch Strachwitz, Geibel, Heyse, Storm, Scherenberg, Kugler, Fontane, Friedrich und Carl Eggers, Menzel, Hosemann, Raupach und viele andere Dichter und Künstler angehört haben. Als im Jahre 1880 die Neubauten der Anhalter Bahn beendet waren, entschloß er sich, ganz seinen schriftstellerischen Arbeiten zu leben. Er verheiratete sich 1875 mit Agnes Becker, der Tochter eines Hamburgischen Kaufmanns, hat drei Söhne und lebt seit dem Jahre 1895 in dem Vororte Groß-Lichterfelde, wo sein langjähriger Wunsch nach einem eigenen Hause und eigenem Garten in Erfüllung ging. Seine Schriften haben zur Zeit eine sehr große Verbreitung gefunden und sind in der letzten Zeit fast sämtlich in den Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart übergegangen. Im Jahre 1902 ernannte ihn die Universität Rostock bei Gelegenheit seines 60. Geburtstages zum Ehrendoktor der Philosophie. Ausführlicheres über seinen Lebensgang findet sich in seiner Selbstbiographie „Von Perlin nach Berlin."

Die folgenden Beiträge sind teils ungedruckte Originaldichtungen, teils aus Zeitschriften gesammelt.

Der letzte Garten.

(1900).

In Gesundheit und Jugendkraft
Hab ich bis nun gewirkt und geschafft,
Doch manchmal naht schon ein Bote.
Dann hör' ich von weit,
Wie Rauschen der Zeit,
Eine summende Orgelnote.

Dann ist mir, als ob ich schon näher seh'
Die alte, finstre Fichtenallee
Und die düster drohende Pforte.
Sie führt hinein,
Durch Eisen und Stein,
Zu einem stillen Orte.

Der letzte Garten ist er genannt;
Er liegt gar fern und abgewandt
Allem Drängen und Tosen.
Aus seinem Grün
Wachsen und blühn
Dunkle Zypressen und Rosen.

Dort wohnt ein friedlicher Gärtnersmann,
Der trefflich graben und pflanzen kann,
Der hat viel tausend Beete.
Gross und auch Klein
Pflanzt er dort ein
Und begiesst sie mit Lethe.

Dort auch singen die Vögel im Mai,
Wie Leben und Lieben so lieblich sei —
Es ist gar laut zu hören.
Doch wer da ruht,
Der schläft so gut —
Den wird es nimmer mehr stören!

Sonnenuntergang.

Da drüben auf jenem Berge,
Da steht ein hohes Haus;
Da schaute einst vor Jahren
Die Herzallerliebste heraus.
Die Fenster stehn im Feuer,
In Abendsonnenglut —
Sie blinken und sie brennen
Und funkeln rot wie Blut.

Das ist die feurige Liebe,
Die dort in Gluten steht,
Das ist die feurige Liebe,
Die gar so schnell vergeht.

Wie bald sind sie verglommen
Die Flammen rot wie Blut —
Das Feuer ist verloschen,
Zu Blei ward seine Glut.

Verloschen und verglommen —
Es blinkt nur noch von fern
Am blassen Himmel einsam
Der bleiche Abendstern.
Da drüben auf jenem Berge,
Da steht ein hohes Haus;
Da schaute einst vor Jahren
Die Herzallerliebste heraus.

Herbstgesang der Amsel.

Kennst du der Amsel Herbstgesang?
So zart und lieblich tönt sein Klang
Aus dem Holunderbaume.
Nah mir am Zaun,
In holdem Vertraun
Zwitschert sie leis' wie im Traume.

Sie ist so nah, doch klingt es so weit,
Wie ein Echo aus ferner, seliger Zeit,
Erinnerung sonniger Stunden.
O, so geschwind,
Wie Blätter im Wind
Sind sie dahingeschwunden.

Die Amsel zieht ihre Fäden wie Gold,
Sie singt so lieb, sie singt so hold —
Rings blühen die bleichen Zeitlosen.
Wie liegst du weit,
Selige Zeit,
Als die Nachtigall sang in den Rosen!

Glaube, Liebe, Hoffnung.

Hast du Glauben, bist du stark,
Wohl bewehrt und gut beraten:
Fester Glaube ist das Mark
Und die Seele aller Taten.
Er nur führt zur Heldenschaft —
Er nur kann die Drachen zwingen —
Glaube nur an deine Kraft,
Und du wirst den Sieg erringen.

Hast du Liebe — gieb sie gern,
Gieb sie jenen, die im Dunkeln
Sehn des Glückes goldnen Stern
Fern und unerreichbar funkeln.
Send' in ihre Nacht hinein
Tröstend einen Strahl des Holden —
So ein wenig Sonnenschein
Kann viel trübe Zeit vergolden.

Hast du Hoffnung — bist du reich,
Reich in jenem Land der Feen,
Wo die Lüfte mild und weich
Um die Märchenschlösser wehen.
Denn du weisst: in kurzer Frist
Kommt das Glück, dich neu beseelend —
Nur, wer ohne Hoffnung ist,
Der ist wirklich arm und elend!

Das deutsche Lied.

Das erste Lied, ein Wiegenlied,
Die Mutter hat's gesungen.
Ein Wanderlied, ein Liebeslied,
Ein Weinlied ist erklungen.
Von Scheiden, Meiden, Freud' und Leid
Ertönt es im Gesange —
Ein letztes Lied ist dein Geleit
Auf deinem letzten Gange.

Dem deutschen Lied ist kein Gebiet
Zu fern und zu entlegen,
Dem deutschen Lied, das mit dir zieht
Auf allen deinen Wegen.
Und ist dir bang, so wird sein Sang
Zum Leid- und Sorgenbrecher:
Wie freudig braust sein Feierklang
Im Kreise froher Zecher.

So soll es sein, jahraus, jahrein.
Bei Alten und bei Jungen:
Das Lied vom Wandern, Lieb' und Wein
Sei niemals ausgesungen!
Und aufwärts dringt ein Lied, das klingt,
Wie Sturmwind in der Eiche,
Ein Lied, das sich zum Himmel schwingt,
Das Lied vom deutschen Reiche!

Die Gaben.

Es war ein Pastor, wer weiss wo?
Der predigte nur leeres Stroh,
Und manche Klage war geschehn. —
Ihn selbst zu hören und zu sehn
Beschloss der Superintendent,
Und als die Predigt war zu End,
Da musste er bedauernd sagen:
„Die Leute haben recht, zu klagen.
Wie bring ich ihm das glimpflich bei,
Dass ihm das nicht zu schimpflich sei."
Und darum fing der gute Mann
Ganz heimlich und verloren an:
„Ich hörte Sie und war ganz Ohr.
Doch, wie bereiten Sie sich vor,
Mein lieber Bruder, möcht' ich wissen?"
Und jener drauf: „Das kann ich missen;
So mancher druckst und sinnt und schreibt —
Ich rede, wie der Geist mich treibt!"
„Ei, ei, was sind mir das für Sachen!
So könnt' ich das fürwahr nicht machen!"
Sprach nun der Superintendent,
„Das wäre nicht mein Element.
Am Donnerstag fang ich schon an
Und überlege mir den Plan.
Am Freitag wird er dann entfaltet
Und durchgeführt und ausgestaltet.
Dann schreib' ich alles sorglich auf
Und lern' es in des Samstags Lauf
Und bin dann sicher meiner Sachen —
So, denk' ich, müsst' es jeder machen!"
Der Pastor aber schmunzelt sehr,
Als ob ihm stark geschmeichelt wär'.
„Ja, ja, das glaub' ich. Sicherlich
Kann das nicht jeder so wie ich —
Das muss der Mensch so in sich haben,
Mein lieber Bruder — das sind Gaben!"

Zwei Fabeln.

1) Die eigne Schuld.

Zwei Ochsen ziehn den steilen Berg hinauf
Mit grosser Müh' und mächtigem Geschnauf
Den eignen Dung. Der eine brummt und spricht:
„Da hab'n wir uns was Schönes angericht't!"

---

2) Feine Leute haben feine Sachen.

Die grosse Sau wühlt dort an Nachbars Zaun.
Da kommt ein Esel, struppig anzuschaun,
Und spricht bewundernd zu der Sau: „Fürwahr,
Was hast du einmal doch für feines Haar!"
Und diese grunzt mit einem fetten Lachen:
„Ja — feine Leute haben feine Sachen!"

Die Lust des Schaffens.

Die Lust des Schaffens in Weihestunden,
Die haben die Dilettanten erfunden.
Die Qual des Schaffens im Niesichgenügen,
Das ist das wirkliche Künstlervergnügen!

Die schlimme Sorte.

Eine Sorte von Menschen macht gleich mich verstummen,
Das sind die superklugen Dummen.
Da hilft nur das: Sie schweigend zu tragen
Oder sie einfach tot zu schlagen.

Das Buch.

Gar schnell vergeht des Schauspiels Schimmer,
Der Oper Klang, des Tanzes Flimmer —
Ein gutes Buch hast du für immer.

Darf's als ein Wunder nicht erscheinen?
Ein Büchlein aus Papier und Leinen,
Verdeckst du mit der Hand, der kleinen,
Und macht doch Tausende lachen und weinen!

Es gleicht des Fortunatus Säckel
Ein gutes Buch. Hebst du den Deckel,
Ist es dir immer wieder hold
Und spendet stetig neues Gold.

Hamelfleisch un Räuben.

Ein Läuschen ut dei olle Tied.

Twei Kierls, dei harren Räuben stahlen
Un güng'n doamit na'n Karkhof hen.
„Nu mösst' uns noch 'n Hamel halen!"
So seggt dei ein tau'n annern denn:
„Nahst eet wi Hamelfleisch und Räuben,
Un dat smeckt fein, dat kannst' man gläuben."

„Ja, dat's ok wohr. Ick weit 'n netten,
Dei steiht bi'n Pastor in den Stall,
So'n rechten kugelrunnen, fetten
Un kerngesund — so sünd's nich all.
Ick hal em gliek!" so seggt dei annner:
„Du tellst dei Räuben uteinanner!"

Dei anner geiht, un in den hellen,
Den'n witten, kloren Mandenschien,
Dor ward dei ein dei Räuben tellen,
Un: „Dit sünd min un dit sünd din!"
So hürt man em dor ihrlich grummeln
Spitzbauben dauhn sick nich beschummeln.

Nu kümmt dei Köster langs dei Muer —
Hei seet 'n bäten lang' in 'n Kraug.
„Wat grummelt dor bi't Likenschuer?"
So denkt hei, und hei horkt so hoch,
Un ward sick liesing ranner slieken,
Un nieglich äw'r'e Muer kieken.

Hei brukt nich lang dor wohrtauschugen,
Un mit sin Kraasch dor is dat ut.
O je, wo würr den Köster grugen,
Em bäw dei Büx, em kröp dei Hut.
Hei füng gefehrlich an tau lopen
„Ick möt doch gliek den Paster ropen!"

„Herr Paster, kamen 'S blot mal ranner.
Wat heww ick up den Karkhof seihn!
Dei Doden tell'n sick uteinanner
Ehr Knaken up'n Likenstein!
So hebb'n s' sick noch nich eins binahmen,
Dor möten S' mit 'n Machtspruch kamen!"

Dei Paster seet noch lat bi't Läsen —
Dei Saak, dei wir em gornich mit —
Em würr so ganz gefehrlich gräsen
Un sine Näs as Kried so witt.
„Min Bein, min Bein!" so würr hei raupen,
„Min Bein sünd krank! Ick kann nich lopen!"

„Herr Paster", sär dei Köster kräsig:
„Dat is mal so! Wat möt, dat möt!
Ick bün jo noch nich olt un läsig
Un heww twei ganz gesunne Fäut —
Dor bruken Sei sick nich tau grämen —
Ick warr Sei up den Puckel nehmen."

Wat süll dei arme Paster maken?
Hier wir dei Lepel — dor dei Supp!
Hei kröp mit sine stiwen Knaken
Nu upp den Kösterpuckel rupp
Un na den Karkhof müsst hei rieden,
Dat wir sin Amt, hei künn 't nich strieden.

Dei Deiw dei sitt un tellt sin Räuben,
Dor süht hei, swart in 'n Mandenschien,
Dei beiden, un hei ward nu gläuben,
Dat künn doch blot dei anner sin.
„Nu kümmt hei," dat sünd sin Gedanken,
„Mit unsen Hamel antauwanken."

Hei süht sei an dei Muer kamen
Un röppt: „Wat is dat Undiert fett!
Ja, Braure, dei sall uns bekamen!
Wat dei för einen Puckel hett!
Smiet em man dal, den'n mag ick lieden,
Ick will em gliek dei Kähl afsnieden!"

Dat hürt dei Paster, un, o Wunner!
Sin Bein, dei dauhn em nich mehr weih!
Hei springt, perdautz, von 'n Köster runner
Un kann so rönnen as 'n Reh,
Kann mit den linken un den rechten
Noch düller as dei Köster schechten.

Dei Deiw markt Müs', fangt an tau lachen
So deubelmässig as hei kann,
Paster un Köster, dei marrachen,
As wir dei Dod achter sei an,
Un hürn nich ihrer up tau draben,
Bet's säker sitten achtern Aben.

Wo't wiere keem, ick kann't nich seggen,
Mihr weit ick nich von dei Geschicht,
Doch wenn wi't richtig äwerleggen,
So finnen wi dat Enn' woll licht —!
Den annern Dag — dat känt ji gläuben —
Dor gew dat Hamelfleisch un Räuben.

Die beiden Trinen.

Graf Anton Günther von Oldenborg
Ritt äwer Land so tau'n Vergnäugen,
Dor süht bei Jochen Wittenborg
Mit sine bunten Ossen pläugen.

Twei staatsche Ossen glatt un schier!
Dei Graf, dei seggt: „Dei mag ick lieden!
Un giffst Du 's mi, denn schenk ick Stüer
Un Afgaw Di för alle Tiden!"

Dei Buer kikt em düsich an
Un nält un lett den Grafen luern.
Un dissen kümmt dei Arger an,
Ritt weg, lett stahn den dummen Buern.

Nu äwer Trina, sine Fru,
As hei ehr ward dei Saak vertellen:
„O Jochen!" seggt s', „wo dumm büst Du,
Du kannst jo sülwst för 'n Ossen gellen!

Ne, sonne Mallheit heww 'k nich seihn
In all min Tied, in all min Läben! —
Gliek up dei Stär gehst Du mi hen
Un warst den Herrn dei Ossen gäben!"

Bi'n Grafen kümmt hei inne Dör
Un dreiht den Haut in sine Knäwel.
Dei Saak kümmt em ganz gruglich vör,
Un slimm is em tau Maud un äwel.

Hei hett sick as so'n pippsig Hauhn
Un schult up sine Stäwelsnuten:
„Min Trin' hett seggt, ick süll't man dauhn
Herr Graf — dei Ossen stahn all buten!"

Dei Graf, dei lacht: „Gah Du man fix
Na Dine Trin' in Dinen Katen,
Denn mit dei Ossen is dat nix —
Min Trin' hett seggt, ick süll't man laten!

Dei Neihmaschin.

Lütt Krischan Kiwitt ut Barnin
Keem ein's na 'n Sniere Zickebein,
Dei neihte up ne Neihmaschin.
Sowat harr Krischan noch nich seihn.
Hei keek von unnen, keek von baben,
Kröp unnern Disch, steeg up den Aben,
Hei keek von vör, hei keek von hinnen,
Verdwass, verlangs, un künn nich finnen,
Wat hei so iwrig säuken dehr
Un wunnerwarkt so för sick her,
Un endlich fohrt em dat herut:
„Wo kümmt denn hier dat Hackels rut?"

Freiin Lulu von Hell.

Selbstbiographie.

Ich wurde am 24. Juni 1846 zu Schwerin i. M. geboren und verlebte dort meine Kindheit. Als mein Vater zum Gesandten am Preußischen Hofe ernannt wurde, siedelten wir über nach Berlin. Ein großer, anziehender Kreis von Freunden und Bekannten umgab uns dort, und ich hatte Gelegenheit, viel Interessantes zu sehen und zu hören. Reisen in die Schweiz und andere schöne Gegenden entwickelten meinen Blick für die Schönheit der Natur und der Kunst. Später mit den Eltern nach Schwerin zurückgekehrt, war die liebste Beschäftigung meiner freien Zeit, wie heute noch, Musik, Malerei und Dichtkunst. In der Öffentlichkeit erschienen sind einige musikalische Arbeiten von mir, sowie einige Gedichtsammlungen, Erzählungen und viele einzelne Gedichte in Zeitschriften u. s. w., unter dem Pseudonym Magarete Treu.

Ungedruckte Originalbeiträge.

Lasst an den Feldrain noch einmal mich geh'n,
Wo in der Sommerluft lieblichem Weh'n
Feldblumen blühen, die süssen,
Wo im schimmernden Grase versteckt
Tiefblaue Enzian spriessen!
Taufrische Blumen im Waldesmoos,
Wie in der Kindheit Tagen
Möcht' ich euch sammeln in meinen Schoss,
Fröhlich nach Hause euch tragen!
Goldene Wellen im wogenden Korn,
Könnt' ich euch einmal noch lauschen,
Hörte die Vogelstimmen im Wald
Und der Wässerlein Rauschen! —
Durch der Strassen wogenden Schwall
Müden Fusses ich schreite,
Mit den Flügeln der Nachtigall
Zieht meine Sehnsucht in's Weite!

Troſt der Nacht.

Und nun ist Ruhe. Nichts vernehm' ich mehr
Als nur der Abendglocke weiche Töne.
Die Nacht entfaltet feierlich und hehr
Vor Erd' und Himmel ihre heil'ge Schöne.

Ach, meine Seele trinket sich nicht satt
An diesem tiefen, wunderbaren Frieden,
Und was in mir sich müd' gerungen hat,
Das kommt zur Ruh' nach schmerzlichem Ermüden.

Und Tränen, die ich in des Tages Leid
Im Herzensgrunde musste lang verschliessen,
Sie dürfen nun in süsser Einsamkeit,
Ein Himmelslabsal, ungehindert fliessen.

Carl Beyer.

Selbstbiographie.

Am 14. Februar 1847 bin ich in Schwerin i. M. geboren und besuchte von Michaelis 1856 ab zehn Jahre lang das Gymnasium meiner Vaterstadt. Dann studierte ich zwei Jahre in Rostock und ein Jahr in Erlangen Theologie und wurde Kandidat, Hauslehrer und bald darauf Lehrer an der Örtling'schen Töchterschule in Schwerin, ging zur Knabenvorbereitungsschule über und fand überall viel Arbeit, Anregung zu regem Eifer und Förderung guter Laune. Am 1. Oktober 1875 wurde ich Pastor in Laage. Die 25 Jahre, die ich dort verbrachte, sind für mich wie ein Füllhorn gewesen, aus dem fast jeder Tag mir Gutes herausschüttelte, darunter z. B. meine Frau und vier Kinder. In Laage schrieb ich allerlei Bücher aus der Vergangenheit, wobei ich manche Charaktere aus der Gegenwart schöpfen konnte. Wegen Erkrankung gab ich am 1. Oktober 1900 mein Amt auf und wohne seitdem in Rostock i. M.

Ungedruckter Originalbeitrag.

Tater.

Am Ende der Stadt, mehrere hundert Schritte weit gegen den feuchten Wiesengrund, auf dem sich nicht mehr bauen ließ, vorgeschoben, lag das Armenhaus. Man hatte es von der Schar der Wohnungen, die im Bewußtsein ihrer Ehrbarkeit eng zusammenhielten, so weit getrennt, um den Insassen tagtäglich zum Bewußtsein zu bringen, daß sie keinen Anspruch auf die Gemeinschaft der Städter hätten, und um die Bürger nicht im Lebensgenuß durch den Anblick des Elendes und der Not stören zu lassen. Ringsum zerstreut lag häßliches Gerümpel, das sich nicht verkaufen oder in den Ofen schieben ließ, verrostete Blechkessel, zerfetzte Siebe, alte Schuhsohlen, Scherben und Glassplitter, denn die hierher kamen, hatten nicht die Gedanken auf langes Bleiben gerichtet, oder wenn sie es taten, schoben sie sich selbst unter Gerümpel ein und fanden Gefallen daran, die Trostlosigkeit der Gegend zu vermehren. Nur die Sonne vergoldete allabendlich das freiliegende Haus mit ihren schönsten Strahlen, die Fenster funkelten und blitzten dann über die Wiesen-Ebene, so daß es aussah, als ob das ganze Haus festlich erleuchtet sei. Mancher alte, verkümmerte Insasse mochte zur bestimmten Stunde mit Sehnsucht die Wiederkehr der Strahlen, die es so gut mit ihm meinten, erwarten, manchem mochte der himmlische Abendschein von dem Herauffteigen eines schönen Morgens verheißungsvoll gesprochen haben, und das war die einzige Rede, auf die ein gedrücktes Gemüt, für das schon lange kein Mensch mehr ein ermunterndes oder tröstendes Wort hatte, noch achten mochte.

Dieses Haus mit seinen mürrischen, der Welt verfeindeten Insassen war das erste, das der Tater von der Stadt erblickte. Sein Einzug vollzog sich in folgender Weise.

Auf dem Sandwege, der hinter der Stadt herum dem Armenhause zuführte, war es eines Tages sehr lebendig. Barfüßige Kinder in Kleidern, die zerrissen, abgetragen, zu groß oder zu klein waren, liefen hin und her, Vorposten waren zu der nächsten Straßenecke vorgeschoben, der Rest stand an der Haustür neben einigen Weibern in unordentlichen Haaren, die kränkliche, magere Säuglinge auf den Armen hielten.

„Sie kommen, sie kommen!“ Die Vorposten meldeten es mit gellendem Rufe, so daß es durch die ganze Gegend schallte, und um die Ecke bog ein kleiner Zug. Voran ging ein arm, aber sauber gekleidetes Mädchen, das im Anfang der Zwanziger zu sein schien. Ihr Antlitz war bleich, und wenn sie auch versuchte, sich aufrecht zu halten und anscheinend fest auftrat, so zitterte doch die Hand, an der sie einen Knaben von fünf Jahren führte, sichtlich. Hinter ihr ging der Ratsdiener in seiner Sonntags-Uniform, die er nur anzog, wenn ein besonders festlicher Tag auf dem Rathause gefeiert wurde, oder wenn er amtlich eine Reise zu machen hatte, um Gefangene zu begleiten oder mit Zwang in die Heimat Abgeschobene abzuholen. Ein Arbeiter trug hinter ihm einen kleinen Korbkoffer auf der Schulter, der lachte den Vorübergehenden zu und wies bedeutsam auf die Voranschreitenden.

Die Kinder schlossen sich scheu an oder trotteten schweigend neben-her, denn der Ratsdiener, der seine feste Amtsmiene stets aufsetzte, wenn er in die Nähe des Armenhauses kam, jagte ihnen großen Schrecken ein. Nur Johann Waschow, der roheste Junge und gefürchtetste Raufbold in dem kleinen Kreise, stellte sich breitbeinig, die Hände in den durchlöcherten Hosentaschen, neben dem Wege auf, sah den kleinen Knaben, der sich ängstlich an seine Mutter anschmiegte, prüfend an, spie verächtlich aus und sagte: „Hei füht jo ut as son Tater.“ Damit war der Bann gebrochen, denn alsbald jauchzten die Kinder vor Vergnügen, tanzten nebenher und schrien: „Tater, Tater!“ Einige klappten ihre Pantoffel zusammen, andere flöteten gellend auf den Fingern, andere ratschten an einer alten Reibe oder trommelten auf einer verbeulten Gießkanne.

So ging der Zug zum Armenhause, die Weiber am Eingange machten dem Mädchen und ihren Begleitern kaum Platz. Hinauf die Treppe und hinein in eine der vielen Türen, die auf den langen Gang mündeten. „Hier wohnen Sie, die Hausordnung hängt dort an der Wand, ich händige Ihnen im Auftrage des Herrn Senators hiermit drei Mark ein; am nächsten Sonnabend ist Sitzung des Armenkollegiums, bei der Sie erscheinen können und etwaige Anliegen, die Sie haben, persönlich vortragen. Krischan, töw, ick kam furts mit.“ Mit diesen Worten schied der Diener. Das Elend, das er nun schon zwanzig Jahre hindurch hatte sehen müssen, rührte ihn nicht mehr, er freute sich, wenn er den unlustigen Ort im Rücken hatte.

Das Mädchen sah sich mit entsetzten Blicken um. Vier einst weiß getünchte, schmutzige, zerkratzte, mit Fratzen beschmierte Wände, ein Bett, ein Stuhl, ein Tisch, an dem sich die Bretter unter dem Wasser, das oft darauf gestanden, gezogen hatten, ein halbverrostetes Blechgeschirr, mutmaßlich zum Waschen, das war alles. Sie ächzte und wankte und fiel halb besinnungslos auf das Bett.

Was trat da leise, geisterhaft durch die geschlossene Tür? War es ein Gespenst, das an diesem Orte des Schreckens am hellen Tage umging? O nein, ein kleines Mädchen mit kurzen Haaren und kurzem Kleidchen,

mit lachenden Augen und Grübchen in den schelmischen Wangen. Es sah um sich, sprang umher, betrachtete die scheußlichen Fratzen an den Wänden und lachte herzlich dazu. O, die Liegende erkannte es wohl, barg das Gesicht in den Kissen und wimmerte. Da war die Erscheinung verschwunden, aber eine andere trat an ihre Stelle, sie trug ein schwarzes Kleid, über das auf dem Rücken zwei lange, sauber geflochtene Zöpfe herabfielen, schlug die Augen nieder und sah sittsam auf ein neues Gesangbuch mit Goldschnitt und auf die frische Rosenknospe, welche die Hand darauf festhielt. Das Bild war so schön, daß die Kranke es wie bezaubert anstarrte. Da löste es sich auf und verwandelte sich in ein junges Mädchen, dem die Lebenslust aus den Augen sprühte, es zog vor dem Schmutze des Raumes das saubere Waschkleid, das die schön geformten Arme bloß ließ, zusammen. Auf den gefällig geordneten Haaren saß ein leichtes Häubchen, und die mit schwarzen Strümpfen und Halbschuhen bekleideten Füße lugten unter dem Kleidersaume hervor. Jetzt schrak es zusammen und schien fliehen zu wollen und blieb doch wie gebannt stehen. Eine andere Erscheinung trat herzu, ein junger Mann in feinster Modekleidung mit selbstbewußt blickenden Augen und einem aufrecht gepreßten Schnurrbart, er reckte die Hand nach ihr aus und zog sie an sich, einen Augenblick flossen die Bilder durcheinander, dann lag das Mädchen vor ihm auf den Knieen, er stieß es hohnlachend zurück und verschwand. Und plötzlich war die jugendfrische Erscheinung verwandelt, abgehärmt und verfallen und krank stand sie da, Menschen mit erbarmungslosen Mienen drängten sich um sie und stießen sie hin und her — o, die Kranke kannte sie alle, alle, sie wand sich, als spürte sie ihre harten Griffe — weg waren sie. Aber die letzte, die nun herantrat, kannte die Arme nicht. Das war ein ganz verfallenes Wesen mit knöchernen Armen und fleischlosem Gesicht, das höhnisch grinste. Und als sie es mit entsetzten Augen anstarrte, hörte sie die mit harter Stimme gesprochenen Worte: „Sieh dir das Bett an, auf dem du liegst. Sieh es genau an, ob du wohl die Spuren des Jammers und Herzeleides erkennen kannst, das alle, die Ruhe darauf gesucht haben, belastet und erdrückt hat, alle, alle, alle, und ist kein einziger gewesen, der dem Schicksale entgangen ist, wie sehr er auch geweint, wie viel er auch gebetet, wie verzweifelt er auch gerungen hat. Alte Männer und alte und junge Frauen sind dort verdorben und gestorben, und du auch — —“

Mit gellendem Schrei fuhr die Kranke auf und sah sich in dem öden Raume um. „Nichts, nichts, nichts mehr von einst geblieben. Alles dahin, was mein einst war! Und was vorausliegt — o — entsetzlich!“ Sie stöhnte tief auf und drückte verzweifelt die Hände vor das Gesicht.

Der Knabe hatte am Fenster gestanden und in die untergehende Sonne gesehen, die an diesem Abende wie geflissentlich ihre wunderbarste Pracht entfaltete. Eine Stelle war es, auf die er schließlich fest seine Augen gerichtet hielt, er nickte still, freundlich dort hinüber, als sähe er dort einen alten Bekannten. Bei dem verzweifelten Rufen seiner Mutter

verließ er leise seinen Platz an der Fensterbank und schmiegte sich an sie, als wenn er sagen wollte: „Ich bin doch noch da.“ Als die Mutter sich dadurch nicht beruhigen ließ, flüsterte er leise: „Mudding, ick hew em sehn.“ Er zog der Willenlosen einen Arm herunter, führte sie zum Fenster und deutete auf eine der rotgesäumten Wolken: „Dor wier sin Finster, dor keek hei rut, Mudding, in dit Finster rin.“ Sie sah ihn fragend an, und nun ruhte er nicht eher, als bis sie ihr Ohr zu ihm geneigt hatte, ganz leise hauchte er hinein: „De leiw Gott, von den'n Du mi vertellt hest.“

Sie erbebte erst, dann riß sie den Knaben an sich und sah auch in die Himmelspracht hinaus. Leben! Ja, sie mußte leben — um dieses zart empfindenden Knaben willen. Und als sie sah, wie die Strahlen sein mageres, gelbliches Antlitz, das von schwarzen Haaren umwallt wurde, mit ihrem letzten Scheine übergossen, sagte sie: „Du hast ihn mir gegeben, Du darfst ihn nicht verlassen, auf mich kommt es nicht mehr an, aber ich darf und ich will nicht verzweifeln.“

Ja, sie hielt, was sie gesagt. Sie unternahm den schweren Kampf um das kümmerliche Leben im Armenhause, sie trug den Haß der Frau mit den sechs Kindern, die das leerstehende Gelaß bisher benutzt hatte, und nun auf eine einzige kleine Stube zurückgedrängt war und den Eindringling, der, ach, so wider Willen gewaltsam herbeigeschleppt war, als Störenfried verfolgte; sie stand bittend vor dem Armenkollegium, ein verzagtes, krankes Mädchen vor den Männern, die in Lebenskraft strotzten und sich behaglich auf bequemen Sesseln dehnten und es mit neugierigen Blicken musterten, ja, sie ließ sich von dem vorsitzenden Ratsherrn die härtesten Worte über ihre Vergangenheit sagen, obwohl ihr Stolz sich hier zum letzten Male aufbäumen wollte, weil man ungerecht gegen sie verfuhr; sie ließ sich an dem gemeinsamen Feuerherde im Armenhause stoßen und schlagen, ertrug den Spott, der über sie ausgeschüttet wurde, wenn sie schwieg, und den Hohn, wenn sie weinte — das alles nicht um ihrer selbst, sondern um ihres Kindes willen, das mit seinem liebreichen Wesen sie immer wieder aufrichtete und tröstete. Und nachdem sie zwei Jahre das traurige Leben durchgekämpft hatte, nur um ihren Sohn gleichsam mit ihrem Herzblute zu nähren, da ging doch die grausame Prophezeiung der letzten Erscheinung in Erfüllung, da wurde ihr das Bett, das allnächtlich mit ihren Tränen benetzt war, zum Sterbelager, wie es schon vielen vor ihr in gleicher Weise gedient hatte, und sie ging dahin, indem ihr letzter Seufzer nicht etwa ihrem zerstörten Leben, sondern der Zukunft ihres Kindes galt, das verlassen an ihrem Lager stand und der sterbenden Mutter die Wangen streichelte.

„Segg mal, Senater, wat ward nu ut den Tater?“ fragte nun ein Armenvorsteher den Vorsitzenden, und die übrigen Mitglieder lächelten zu dem Scherze des Spaßmachers in ihrer Mitte. Es war diesen Männern die Beschlußfassung über das Schicksal des verwaisten Knaben zugeschoben, und sie pflegten dergleichen Aufgaben sich gern mit etwas Humor zu er-

leichtern. Bis zu ihrer Sitzung waren seit dem Tode der Armenhäuslerin fast acht Tage vergangen, acht Tage, von denen jeder einzelne eine Fülle von schlimmen Erfahrungen für den armen Jungen gebracht hatte.

Bald nach seiner Ankunft hatte er freundlich Anschluß bei den auf dem Sandwege spielenden Kindern gesucht, aber Johann Waschow, ein Sohn aus der kinderreichen Familie, hatte ihn, von seiner Mutter aufgehetzt, sofort zurückgescheucht mit den Worten: „Wat wist Du hier? Gah weg, oll Tater.“ Und als der Beschimpfte gezögert, hatte er ihm in das Gesicht gespuckt und die langen, tiefschwarzen Haare gerauft, so daß ein ganzes Büschel in seiner Hand zurückgeblieben war. Johann war groß und stark, und wenn er gebot, gehorchte die Schar der Schwächern, die hier das gleiche Schicksal mit ihm zusammengeworfen hatte; so war denn gleich im Anfang die Acht über den Fremden ausgesprochen, der Name Tater haftete ihm an und lief durch die ganze Stadt und brandmarkte ihn gewissermaßen in aller Augen, als wäre er ein Entarteter von der Geburt an gewesen. Und doch war unter der zarten Fürsorge seiner Mutter ihm das Herz mit Liebe gefüllt und zu Liebe gedrängt, nur daß ihm die Gabe, sich rasch mitzuteilen, versagt war. Über den Bannkreis, der um ihn gezogen war, und den er trotz schüchterner Versuche nicht mehr durchbrechen konnte, weinte er heimlich, denn seine Mutter sollte von seinem Leide nichts wissen. Daß er überhaupt von zarter Empfindung irgend etwas wußte, ahnte in der ganzen Stadt sonst niemand, am allerwenigsten die satte Schar der Armenherrn.

„Den Knaben müssen wir wohl im Wochenblatt ausschreiben,“ sagte der Ratsherr bedächtig. „Aber wir sind an Sparsamkeit gewiesen, über 75 Mark haben wir noch nie für solchen Fall gegeben. Ja, ja, meine Herrn, die Belastung der Armenkasse mehrt sich, wir werden nächstens alle Beiträge erhöhen müssen.“ Einige murrten, andere seufzten, und doch war in dem ganzen Kreise niemand, der mehr als drei Mark vierteljährlich beisteuerte.

„Für 75 Mk. wird den schmächtigen Jungen, der noch zu nichts zu gebrauchen ist, niemand nehmen,“ bemerkte jemand.

„O, datt segg Du nich,“ warf der Spaßmacher ein, „man kann em jo Sommers äwer recht gaud as Vagelschuch in de Arwten stellen.“

„Na na,“ entgegnete der Gastwirt Niemöller, „mi dücht — ja —“ er wurde verlegen, weil ihn alle ansahen, „ick dacht — süh mal süh — wat ick seggen wull — wat kann de Jung dorför?“

„Je, Niemöller, wat meinst Du dorto, wenn Du em denn so nehmst?“ ’Ne Idioten-Anstalt hest Du jo all, denn künnst Du nu jo woll dorto noch ’n Waisenhus inrichten, dat de Sak doch kumplet würd.“

Alle lachten. Niemöller hatte als Gastwirt nur geringe Kundschaft und besorgte deren Bedienung selbst. Seinen Betrieb zu vergrößern fühlte er sich, kinderlos wie er war, nicht gedrängt. Für seine kleine Ackerwirtschaft hatte er vom Armenkollegium einen Krüppel mit einem kurzen Fuße

und einer hohen Schulter, der keinen Gaumen im Munde hatte, und daher nur kollernd und polternd seine Worte herausstoßen konnte, angenommen, und für die dürftigste Reinlichkeit sorgte ein mit Krämpfen behaftetes, gleichfalls von der öffentlichen Armenpflege überwiesenes Mädchen, das seine Gänge in der Stadt mit gebogen gehaltenen Armen und herabhängenden Händen und krummen Knieen besorgte und eine große Unterlippe vor dem halboffnen Munde bedenklich auf das Kinn senkte. Jochen und Lene waren stadtbekannt, dienten den Knaben fortwährend zur Zielscheibe des Spottes und den Mädchen als schreckende, fluchtweise zu meidende Erscheinungen. Niemöller ertrug mit seiner Frau gutmütig ihre Schwächen, sagte ihnen kein böses Wort, aber nutzte sie nach Kräften aus und war schlau genug, zu erkennen, daß der Vorteil auf seiner Seite war, weil er ihre Arbeit nur gegen Kost und im übrigen fast umsonst hatte.

Unberührt durch den Spott entgegnete er: „Süh mal süh, wat süll ick woll mit den Jungen anfangen? Ick hew jo gor kein Loschi för em to'm Slapen."

Der Vorsitzende wurde alsbald hellhörig. „Was das letztere anlangt, so könnte er am Ende bei Jochen auf der Kammer schlafen, der Alte wird ihm ja nichts zu Leide tun."

„Dat ward hei nich, Senater; wenn de Jung den Ollen man nicks deiht," warf der Spaßmacher ein.

„Wenn dat Nödigen denn kein Enn hett" entgegnete Niemöller, gutmütig lächelnd, denn er erwog, daß der Knabe sich mit den übrigen durchessen würde, ohne daß man es merkte, richtig angestellt, zahllose Gänge, die den Erwachsenen lästig waren, besorgen könnte und durch sein Kostgeld einen guten Teil der Zinsen, die auf dem Grundstücke lagen, decken würde.

So wurde der Tater Niemöller zugeschoben, uud man betrachtete das in der Stadt als den besten Witz, den der Spaßmacher je fertig gebracht hatte. Eine zeitlang lachte man in den Gaststuben herzlich darüber, bis die Sache wegen der steten Ruhe des Niemöller langweilig wurde.

Der Ratsdiener wurde wieder einmal zur Abholung des Knaben abgeschickt, natürlich ging er mit seiner wichtigen Amtsmiene, denn im Armenhause war er gern der gefürchtete Herr, weil ihm sonst die dreisten Insassen über den Kopf gewachsen wären. Der Kleine hatte bei der toten Mutter gesessen und geweint, bis sie begraben war, hernach gehungert, gelegentlich die Brosamen, die ihm die Armen zukommen ließen, mit Gier verschlungen, geschlafen auf der Lagerstatt der Vorstorbenen und sonst wer weiß wie seine jammervollen Tage verbracht, wenig beachtet, nie getröstet, weil jeder Insasse des Armenhauses mit seiner Not zu tun hatte und nur auf eine Gelegenheit wartete, sich etwas aus dem spärlichen Nachlaß anzueignen. Dabei war der Knabe nur im Wege. Jetzt schlich er gegen Abend hinter dem Ratsdiener den Gang zu seines neubestellten Pflegers

Hause mit völlig verzagtem Herzen und trug seine wenigen überschüssigen Kleidungsstücke in einem kleinen Bündel.

„Herr Niemöller, dor bring ick em. In Tüg is hei jo noch, un in dat nechste Johr wasst hei nich rute. — Ick möt man lopen, 't is noch Ratssitzung. Nu, adschüs ok."

„Süh mal süh, Jung, dor büst Du jo. Gun Dag — dor, giw de Fru ok de Hand. Fru, dat is de Tater. — Süh mal süh, Jung, dauhn do ick Di nicks, Du brukst nich bang to sin. Man blot wenn Du Scholen löpst und sul büst, denn giwt dat Schacht, denn süs hew ick dor blot Loperien von. Süh mal süh, nu schick Di god, un wenn ick mal fläut, süh so, denn kumm fix ran, denn sast Du utgahn. Nu gah rut mit de Fru, de giwt Di Boddebrod."

„Kumm mit, Jung, wes man nich bang, hier deiht Di keiner wat. Blot vor den Kedenhund nimm Di in acht, tarr em nich un kumm em nich to nah, hei bitt. Riet ok Din Tüg nich so dull aw. De beiden Ollen de kennst Du jo, Jochen un Lene, sei sehn beid ut, as wulln sei Kinner freten, wil de Gören sei ümmer tom Narrn hewwen, äwer wenn Du still büst, ward Di keiner en böses Wurt seggen. — Dor hest Du Din Boddebrot, wenn Du dat up hest un wilst noch mihr hewwen, denn kumm wedder, hungern sall in dit Hus kein Minsch, so lang ick dorin bün. — Wo de Jung nüsterbleik utsüht. Dor hest Du noch 'n Appel. So, nu gah hen nah Lene, sei is in de Kök, dat sei Di Din Bedd wiest."

Das war die Begrüßung des verwaisten Knaben in dem Hause seines neuen Pflegers.

Es handelte sich nur um ein Wort, ein einziges Wort von Herzen, ein teilnehmendes Wort über den Verlust der Mutter, eine liebkosende Handbewegnng nur, die die Willigkeit zu einer wirklich liebevollen Fürsorge angedeutet hätte — der Knabe wäre wieder zum Leben erweckt, weil er empfunden hätte, daß er in sein eigentliches Lebenselement gekommen sei, und es wäre alles im Himmel eingetragen in das große Buch, aus dem einst Soll und Haben aufgerechnet wird. Aber die Eheleute ließen diese Gnadenstunde stumpf an sich vorübergehen.

Weiter schlich sich der abgehärmte und in wenigen Tagen ganz verkümmerte Kleine und suchte Lene auf.

Die beiden Alten, der Krüppel und die Krampfbehaftete, hatten die Nachricht von seinem Kommen sehr unwirsch vernommen, denn sie fühlten sofort heraus, daß ihnen die neue Last ganz aufgewälzt werden würde, und hatten mit Kindern soviel üble Erfahrungen gemacht, daß sie ihnen aus dem Wege gingen und sie für eine Landplage hielten. Lene empfing ihn mit ihrer gellenden Stimme, indem sie ihre große, hängende Lippe ganz gefährlich bewegte, als hätte sie große Neigung, den Kleinen damit aufzusaugen und hinter ihre Zähne, die sehr gesund, sehr groß und sehr weiß waren, zu befördern.

„Büst Du dat? — Wat steihst Du dor? — Wat deihst Du in in de Käkendöhr? — Gah hen nah Jochen, dor salst Du slapen."

Der Knabe wandte sich völlig entmutigt nach verkehrter Richtung, da schrie sie ihn wieder gellend an, schoß hervor, packte seinen Arm und zog den Entsetzten hinter sich her.

„Dor is hei", rief sie dem alten Knechte, der sich im Pferdestalle beschäftigte, zu: „Tater, Tater, Tater!" Sie lachte häßlich und trieb sich in gesteigerte Erregung hinein: „Jung, Jung, Jung! — Un ick — un ick — un ick sall denn ümmer —" Allmählich hatte sie, wie in Wut zitternd, die Hände hoch empor gehoben, und jetzt, als der Knabe glaubte, daß sie über ihn herfallen würde, schlug sie hin auf den Boden und verfiel in Krämpfe.

Jochen ließ sie liegen, wie sie lag, es war seit vielen Jahren feste Regel für alle Hausbewohner, sich um ihre Anfälle nicht im geringsten zu bekümmern. Er stieß einige kollernde Laute hervor, brummte dann gar schrecklich, daß es klang, als ob ein gefährliches Raubtier aus einer Ecke drohte, stieß den Stalleimer mit dem Fuße um, ging zur Häckselade, prüfte anscheinend die Schneide des großen Messers, bewegte es hin und her und warf dabei dem Knaben einen solchen Blick unter seinen böse gefalteten, struppigen Augenbrauen zu, daß es den Eindruck machte, als hätte er nicht übel Lust, ihn in die Häckselade zu werfen und ihm den Kopf abzutrennen. Dann schnitt er Häcksel mit Aufgebot aller Kraft, die offenbar nicht gering war, und zog dabei die wunderlichsten Grimassen. Als er einmal aufschaute, stand der Kleine noch da und zitterte am ganzen Leibe, Lene war verschwunden.

Abermals kollerte der Alte etwas und wies auf die Bodentreppe, und als der Knabe sich nicht rührte, stolperte er heran, faßte ihn mit seiner harten Hand und schleppte ihn in die obere Kammer, wo zwei Betten standen. Das kleinere, das frisch überzogen war, wies er ihm an, zeigte mit dem von Arbeit gekrümmten Fingern auf einzelne Geräte, klopfte an einen Wandschrank, stieß einige warnende, unheimliche Worte heraus, drohte mit der schweren Faust und machte eine gräuliche Miene dazu, dann polterte er wieder die Treppe hinab und schnitt Häcksel. Der Knabe hörte ihn nicht mehr, denn er war vor dem Bette niedergesunken, hatte den Kopf unter die Decke gesteckt und weinte nun so lange, bis er endlich vor Erschöpfung einschlief.

Als Jochen, dem es allmählich für seine Arbeit zu dunkel geworden war, die Treppe wieder hinaufgepoltert war, sah er den Knaben auf dem Boden liegen und, den Kopf auf die Hand gelegt, schlafen. Murrend legte er sich nieder, aber er konnte keine Ruhe finden, darum stand er nach einer Weile wieder auf, zündete Licht an und leuchtete dem Knaben in das Gesicht. Die schwarzen Haare hingen wirr um das Antlitz und Tränen saßen noch an den schwarzen Wimpern. Er bückte sich, hob vorsichtig den kleinen Köper auf, legte ihn, angekleidet wie er war, in das Bett und deckte ihn sorgsam zu. Und der Kleine murmelte im Schlaf: „Mudding, Mudding." Abermals suchte Jochen seine Ruhestatt, aber es hielt ihn etwas wach, das er zuvor niemals empfunden hatte. Von dem

andern Lager her kam es wie Schluchzen im Traum, er glaubte, das sei ein Zusammenschauern in der Kühle der Nacht, weil die Decke des Kindes nicht dick genug war, da stand er wieder auf und wanderte unbekleidet hinunter in den Pferdestall, um eine warme Hülle zu holen und den Knaben zuzudecken; dann erst fand er Schlaf.

Es vergingen dem vereinsamten Knaben mehrere Tage in dieser trostlosen Umgebung. Morgens wurde er stets pünktlich von Jochen geweckt, um das Frühstück zu sich zu nehmen, an Essen und Trinken fehlte es niemals, ja es wurde ihm so reichlich vorgesetzt, wie er es früher in seinen kühnsten Gedanken nicht zu wünschen gewagt hatte. Im übrigen nahm ihn die Schule und gelegentlicher Botengang in Anspruch, sonst konnte er tun und lassen, was er wollte. Dem gewaltigen, bösen Hunde, der mit seiner Kette schauerlich rasseln konnte, ging er sorgsam aus dem Wege, und daß ihm sonst auf dem Hofe oder in dem Hause keine Gefahr drohte, hatte er mit kindlicher Beobachtungsgabe bald ergründet. Er lernte die klobigen Laute des Krüppels bald verstehen, begriff die Ungefährlichkeit von Lenes Krampfanfällen und hätte sich wegen seiner Ungebundenheit eigentlich sehr wohl fühlen können. Dennoch war er nicht froh, konnte nicht lachen und spielen, wie andere Kinder, sondern saß oder ging umher mit einer Haltung, als ob er immer auf etwas warte, auf einen ersehnten Laut horche. So stand er oft und lange vor der Stubentür seiner Pfleger, bis man ihn von dort verscheuchte. Einen prächtigen Apfel, den er als Zukost zum Vesperbrode erhalten hatte, wog er einmal länger in der Hand, während er auf dem Prellstein am offnen Torwege hockte, er hatte wohl bemerkt, daß das kleine Mädchen aus dem gegenüberliegenden Hause wiederholt Blicke auf die rotwangige Frucht geworfen hatte. Zögernd erhob er sich und ging über die Straße, stand an dem Rinnsteine still und überlegte offenbar, endlich trat er mit einem raschen Schritte an das Mädchen heran und bot ihm den Apfel dar. Das schüttelte den Kopf und heuchelte Gleichgiltigkeit, er aber warf ihr die Frucht in den Schoß. Da schrie es auf, schüttelte wie im Ekel den Apfel von sich und flüchtete in das Haus. Wütend steckte gleich darauf die Mutter, im losen Haar und mit aufgestreiften, seifenbedeckten Ärmeln, so wie sie an der Waschbalge gestanden hatte, den Kopf zur Tür heraus und schüttete eine Flut von Schimpfreden über den Tater, den gottlosen Störenfried, aus, der andere Kinder nicht ruhig vor den Häusern sitzen lassen könnte, so daß die Nachbarinnen zum Vorschein kamen und, wie durch einen Kriegsruf geweckt, in den Ton einstimmten. Unweit davon stand gerade Johann Waschow auf der Straße und lachte ihn höhnisch aus, kam heran, langte sich den Apfel und ging lachend weiter. Im Dahinschreiten kam ihm ein kleines Kätzchen in den Weg, das vielleicht krank, vielleicht verstoßen war, jedenfalls jämmerlich miaute und offenbar Anschluß suchte. Er stellte ihm den Fuß auf den Schwanz und hatte seine laute Freude an den Bemühungen des ängstlich schreienden Tieres, sich zu befreien. Das war zuviel für den Tater, in voller Er-

bitterung schoß er vor und prallte gegen den großen Jungen an, so daß dieser auf die Seite fiel und das Kätzchen frei geben mußte. Als aber Johann Waschow sich wütend aufrichtete und die große Faust zum Schlage ballte, verlor der Tater seinen Mut, wandte sich und stürzte durch den Torweg und über den Hof seines Pflegers, immer noch von dem rohen, gereizten Burschen verfolgt. Während er sich nach seinem Gegner umsah, hatte er nicht acht auf den Weg und kam in die Nähe der Hundehütte, stolperte und fiel hin und schrie nun in der Angst vor dem zwiefachen Feind. Hohnlachend reckte der Junge die Hand nach ihm aus, sprang aber erschrocken zurück, denn mit zornigem Fauchen fuhr plötzlich der Kettenhund aus seiner Hütte und schnappte nach ihm und packte ihn so, daß er Johanns Hose an der Kehrseite erwischte und ein großes Stück heraus riß. Mit Angstgeheul entfloh der Junge und erzählte sofort auf der Straße, daß der Tater den Kettenhund auf ihn gehetzt habe.

Der Kleine lag am Boden und glaubte, sein letztes Stündlein sei gekommen, denn über ihm stand der riesige, struppige, bissige Köter und sperrte den Rachen auf, als erwartete er die Wiederkunft des Entflohenen. Der Knabe sah mit einem angstvollen Seitenblicke, wie die gräßlichen Fangzähne weiß schimmerten und die schwarzroten Lefzen drohend zurückgezogen waren, er rührte sich nicht und schrie nicht, sondern erwartete sein Schicksal. Da neigte sich der Hund, beschnüffelte ihn erst und leckte dann sanft, wie teilnehmend, seine Hand. Wie wohl das tat! Seit dem Tode seiner Mutter hatte niemand den Verlassenen liebkosend berührt. Der Knabe duldete es eine zeitlang, dann wagte er es, liegend die Hand zu bewegen und dem Hunde den zottigen Kopf zu streicheln.

In diesem Augenblick trat Lene zufällig auf den Hof, glaubte, daß der bissige Hund daran sei, den Knaben zu zerfleischen, hob die Hände hoch auf, schrie gellend und noch einmal und zum drittenmal und fiel in Krämpfen geradezu in die offen stehende Kellerluke und die Treppe hinunter.

Der Hund kümmerte sich um diese Empfindungs-Äußerung nicht, der Knabe verstand sie nicht, denn er sah nicht das Ende. Beide Genossen, die sich so unvermutet gefunden hatten, spielten miteinander wie alte Bekannte, der Hund rannte und sprang freudentoll in ungefügen Sätzen, der Knabe, der sich erhoben hatte, hielt die Kette und ließ sich hinterherschleppen oder packte gar in das Fell, und wenn seine kleine Hand so das Tier, das an Masse sein Vierfaches ausmachte, berührte, dann stand es wie gebannt plötzlich still und wedelte freudig erregt. Wie lange mochte es wohl her sein, daß auf diesem struppigen Gesellen eine Menschenhand in freundlicher Absicht geruht hatte.

Nach einer Weile ließ der Kleine von dem gewaltigen Spielzeuge ab, um seine Kleider, die arg mitgenommen waren, zu ordnen, und ging, wohl ermüdet von dem ungefügen Spiel, davon. Der Hund winselte und heulte geradezu, so daß Lene, die sich unten an der Treppe soeben besonnen hatte, glaubte, einen höllischen Freuden-Ausbruch über eine entsetz-

liche Mahlzeit zu hören und flugs aufschrie und ihre Krämpfe verlängerte. Allmählich kam sie wieder zu sich, es weckte sie ein seltsames Gefühl, war es ihr doch, als ob jemand leise ihre Hand streichelte. Verwirrt blickte sie auf, da kniete der Knabe neben ihr und hatte ihre Hand gefaßt. Mit einem Ruck schnellte sie empor. „Büst Du dat?" schrie sie gellend. „Hätt hei Di nich upfreten? — Lewst Du? — Büst Du heil un ganz?" Nun lachte sie in offenbarer Herzensfreude hell auf, riß fast mit Jauchzen den Knaben an sich und stürmte mit ihm die Treppe hinauf. „De Hund, de Hund!" rief sie atemlos auf dem Hofe und fuhr herum, indem sie den Knaben an sich preßte, als suchte sie ein Werkzeug, den Hund tot zu prügeln. „Dauh em nicks, Lene, dauh em nicks!" bat der Knabe, als sie ihn los ließ, einen Besen packte und wild emporschwang. „Hei hett mi bistah'n gegen Johann Waschow. Süh, hei is jo gor nich betsch." Mit diesen Worten trat er zu dem Hunde, der ihn mit tollen Sprüngen begrüßte und begann das erprobte Kettenspiel. Lene verspürte anfangs große Neigung, ihre Krämpfe wieder zu bekommen. Als sie aber endlich alles begriff, warf sie den Besen bei Seite und lief auf den Hund zu, um ihn zu liebkosen. Dann hob sie den Knaben wieder auf, trabte mit ihm in das Haus und durch die Gaststube, wo sie allerlei verwirrtes Zeug erzählte und suchte Jochen. Der war auf dem Felde. Darum begnügte sie sich endlich damit, den Jungen ihren beiden Kühen zu zeigen, begann zu melken und ließ ihn im Gefühl, daß vielleicht noch eine Stärkung nötig wäre fünf Plank Milch trinken, nahm ihn auf den Schoß und hatte offenbar Neigung, ihn in Schlaf zu wiegen.

Am nächsten Tage, es war ein Sonntagmorgen, stand Jochen im Stall und striegelte seinen Fuchs. Er hatte von Lene natürlich das unerhörte Ereignis erfahren, hielt aber die Erzählung für eine von ihren gewohnten Überschwänglichkeiten, denn er glaubte, den Hund zu kennen. Als er aufsah, stand der Knabe in der Stalltür und blickte ihn an. Aus den dunklen Augen unter den langen, schwarzen Wimpern leuchtete etwas, das den Krüppel seltsam anmutete, er arbeitete eine zeitlang weiter, sah wieder unter dem Bann des Blickes von der Seite auf den Tater und stieß plötzlich heraus: „Jung, wist mal riden?" Eine Freudenröte schoß dem Angeredeten über das Gesicht, er war so überrascht, daß er garnicht antworten konnte, der Alte aber, unwillig über er wußte selbst nicht was, packte ihn und warf ihn mit einem Schwunge auf den Pferderücken. „Holl Di gaud wiß, hei smitt Di nich aw," sagte er und legte eine dicke Strähne der Mähne in die kleine Hand, dann striegelte er weiter. Jedesmal, wenn das Pferd ein Hinterbein unter den Bauch schlug, um Fliegen abzujagen, grölzte der Alte: „Üh, will hei woll!" und der Knabe fuhr zusammen, ihm war, als müßte der Ruck des Pferdekörpers ihn unter die Decke schleudern. Schüttelte aber der Gaul die Mähne, dann schloß der Knabe im Wonnegefühl die Augen, wandte gar der große Pferdekopf sich um, den seltsamen Reiter anzusehen, dann wurde dieser mutig, wahrscheinlich weil er sich

daran gewöhnt hatte, in den Augen dort zu lesen, wo man nicht zu ihm sprach, klopfte kräftig den braunen Hals und dachte, was Johann Waschow wohl sagen würde, wenn er ihn hier sähe.

Endlich war die Arbeit getan und Jochen polterte: „Kumm run, Jung.“ Diesmal reckte er beide Hände aus, um das Kind, das sich vertrauensvoll ihm zuneigte, sicher zu fassen, und plötzlich fühlte er die beiden mageren Arme um seinem verschrumpften Hals. Unwillkürlich drückte er das Kind an sich, und von dem jungen Leibe rieselte es wie ein seltsamer Zauber durch die gekrümmte, knocherne Gestalt, eine nie empfundene Wonne überkam Jochen, als dieses junge Leben sich ihm wie selbstverständlich hingab, er klopfte leise und liebkosend den Rücken, der Knabe aber klammerte sich nun sogar mit den Beinen um ihn, ja, er legte sein weiches Antlitz fest gegen den struppigen, häßlichen Bart. „Jung, Jung, Jung,“ stammelte der Alte und klopfte weiter leise im Takt und ging mit seiner beglückenden Last im Stalle hin und her, als hätte er sein Lebtag Kinder gewartet.

Da erschien Lene in der Stalltür, um sich nach ihrem Schützling umzusehen, sie lachte hell auf vor Vergnügen, als sie die Gruppe sah, den Alten kümmerte das nicht, er wandelte und klopfte weiter und genoß die Wonne, ein Wesen zu besitzen, das ihn liebkoste. Aber Lenes Liebeshunger wurde vom Zuschauen gesteigert. „Giww em mi ok mal ens,“ sagte sie und rückte heran.

„Ne,“ wehrte Jochen ab, „Du letst em fallen.“

„Ick? Ick? Ick?“ schrie Lene gellend, sofort gereizt. „Ick hew em ihre hatt, as Du.“ Sie rückte noch näher und reckte die Arme aus. „Giwst Du em mi nu furts örre nich.“

„Ne, ick gew em nich, Du künnst de Krämpfen kriegen,“ stieß Jochen heraus.

Das war zu viel. Lene fühlte es in sich aufsteigen, sie wußte, nun kam es, nun würde sie im nächsten Augenblick auf dem schmutzigen Stallpflaster liegen, und der Knabe konnte nicht zu ihr kommen, schrak am Ende vor ihr zurück.

„Ick? Ick? Ick? Ick?“ murmelte sie, und dann sprang sie plötzlich wie in Wut über sich selbst an den Türpfosten und rüttelte ihn mit solcher Heftigkeit, daß der Kalk von der Wand rieselte, biß die Zähne eine Weile zusammen, rüttelte wieder, atmete tief auf und sagte: „Gott sei Dank, nu is't vörbi. — Un nu, Jochen,“ setzte sie mit bittender Stimme hinzu, „nu kannst Du em mi doch geben.“

Und sie erhielt den Knaben und drückte ihn fest an ihre Brust, während sie mit ihm auf und ab ging, Jochen aber ging aufmerksam nebenher. Nach einer Weile setzten sie sich, Lene auf den umgestülpten Stalleimer, Jochen auf eine Kiste, in der er Handwerkszeug aufbewahrte, zwischen beiden wanderte der Knabe hin und her, und das Glück, das aus den drei Augenpaaren strahlte, schien den ganzen Stall zu verklären, wenigstens kam der Fuchs nicht aus der Verwunderung heraus und schüttelte unaufhörlich seinen Kopf. Dann ging der Zug hinaus auf den Hof, wo der Hund beim Anblick des Knaben sich so ungebärdig zeigte, daß Jochen ein Nähergehen gar nicht dulden wollte, bis sein Schützling ihm

entschlüpfte und geradezu den Hund anfiel und im Fell packte. Der stand bewegungslos, und nur ein leises Schwanzwedeln lud zu weiterem ein. Jetzt die Kette — hui, das war ein Springen und Toben, daß zuletzt Jochen tief im Baß und Lene hoch im Diskant lachten, der Hund winselte oder bellte vor Freuden, und der Knabe jauchzte. Das war eine Sonntagsmusik, die alle Liebefrohen vereint gen Himmel sandten, und der sie droben hörte, hatte ein Ohr für das, was tief unter diesen Klängen lag und nahm sie gewiß wohlgefällig auf.

An demselben Nachmittage — es war vor Einführung der neuen Sonntagsgesetze — saß Jochen im Kaufmannsladen in der Ecke und hatte ein Schnapsglas vor sich. Das war so seine Gewohnheit seit langen Jahren, alle Trinkgelder, die ihm in der Woche, wenn er mit dem Fuchs Mietfuhren besorgte oder für andere Ackerwerk tat, zufielen, am Sonntage dranzugeben; er erhielt auch meistens von Besuchern oder Ladendienern mehrere Gläser spendiert, denn gewissenlose Leute fanden ein Vergnügen daran, den Krüppel betrunken zu machen, seine doppelt schwer lallende Zunge zu hören und ihn hernach zur Freude der Jugend mit seinen lächerlichen Gliederbewegungen auf die Straße zu befördern. Da war er denn laut tobend und grölzend von einer spottlustigen Menge nach Hause begleitet. Es hatten sich an diesem Nachmittage sofort einige, darunter der Spaßvogel aus dem Armenkollegium, an ihn gemacht und waren auf dem besten Wege, ihrem Sonntagnachmittags-Vergnügen zu fröhnen.

Da trat der Tater in den Laden, um im Auftrage seines Pflegers einige Waren zu holen. Sein Wesen war merklich verändert, er trat freier auf und sah sogar mit halbem Lächeln um sich, ohne freilich Jochen zu erkennen, der sich in einem unbestimmten Drange in die dunkle Ecke möglichst weit zurückgelehnt hatte. Der gewissenlose Ladendiener, der den Besuchern einen köstlichen Spaß bereiten wollte, vielleicht auch in seiner rohen Gesinnung das Lächeln falsch deutete, fragte mit meckerndem Lachen: „Wist Du ok mal 'n Snaps proben, Tater?“ Alsbald schenkte er dem Knaben ein Glas ein und schob es ihm zu. Dieser war der Sache nicht ganz unkundig, denn gelegentlich hatte sein Pfleger ihn schon die Neige aus einem Glase in der Gaststube trinken lassen und scherzend, wenn er merkte, daß der Junge sich vor dem Brennen nicht scheute, gesagt: „Süh mal süh, Jung, ut Di wart noch mal wat.“ So langte denn nun auch der Knabe nach dem vollen Glase, alle rohen Männer sahen zu, um sich an seinem Gesichterschneiden zu ergötzen.

In demselben Augenblick entstand in der Ecke ein Gepolter, rechts und links war dem Krüppel der Ausweg wohlweislich durch Zechgenossen versperrt, da warf er hastig den vor ihn gerückten Tisch mit allen Gläsern dem Spaßvogel auf den Leib, polterte auf den Knaben zu, wischte mit einer Bewegung seiner schweren Hand das Glas vom Ladentisch, stieß einige unwillige Laute aus und zog den Kleinen hinter sich aus dem Laden und über die Straße, bis er ihn im Stalle in Sicherheit hatte. Dann

hub er seine breite Faust und schüttelte sie ingrimmig in die Richtung, wo der Kaufmann wohnte, nahm seine Schnapsflasche aus einer Seitentasche seiner Arbeitsjacke und schmetterte sie auf den Boden und sagte: „Dor ligg, du Sch—!" Mit seinen dicken Stiefelsohlen trat er sogar die Scherben noch entzwei. Ganz milde wandte er sich dann mit einem Ruck zu dem verdutzten Knaben und sagte: „Nich dauhn, Jünging, nich dauhn! Keinen Snaps drinken, Jünging! — Ne? — Wist Du?"

Sofort wurde er verstanden, die Kinderaugen sahen ihn fest an, und er hörte die Worte: „Ick dauh't nie nich wedder, Jochen." Befriedigt nickte er, murmelte noch eine Weile vor sich hin, nickte wieder, sah dann mit einem schlau sein sollenden Lächeln den Knaben an und brachte einen alten abgegriffenen Lederbeutel zum Vorschein. Auf die Häckselladе zählte er einige kleine Münzen hin, deutete über die Schulter mit dem Daumen wieder in die Richtung des Ladens, strich mit einer Hand listig über die flache andere Hand und warf in sich hineinlachend das Geld in den Beutel zurück.

Lene hatte die beiden kommen sehen und war ganz erstaunt gewesen über des Krüppels Unterbrechung seiner Sonntagsfeier. Jetzt kam sie neugierig heran, während der Knabe die gekauften Waren an seinen Pfleger ablieferte, und hörte das Erlebnis in höchster Erregung. Die boshafte Versuchung, der ihr Schützling entgangen war, gab ihr einen heftigen Stoß, schon hob sie die Arme, und Jochen erwartete sie alsbald hinfallen zu sehen, aber sie faßte sich, schoß auf den Ständer zu und rüttelte daran mit voller Kraft, ließ atemlos nach und sprang zu Jochen, schlug beide Hände über dem Kopf zusammen, rüttelte noch einmal, und dann legte sie dem Alten die Hände auf die Schultern und sah ihn strahlend an, genau so, als ob sie ihn zu einem lustigen Zweitritt auf Pantoffeln im gepflasterten Stall herausfordern wollte. Wer weiß, was sie noch aufgestellt hätte, zum Glück sprang der Knabe nun wieder herbei, und es verstand sich ohne Verabredung von selbst, daß die drei Geretteten an dem Abende zusammen blieben. Lene strickte mit Meisterschaft, Jochen flickte an einem zerrissenen Sielen und Tater machte seine Schularbeiten, alles geschah bei dem unsichern Schein einer Stalllaterne. Die Unterhaltung der drei war nicht lebhaft, nur das Kreischen des Griffels, das Rascheln des Leders und das Klappen der Stricknadeln unterbrach die Stille, von unten scholl zuweilen das Stampfen des Fuchses herauf. Über die kleine Gesellschaft war aber eine Stimmung gekommen, die so voll Glückes und Friedens war, daß es den Alten schien, als hätten sie niemals einen schönern Tag erlebt.

Die Woche verlangte ihr Recht an schwere, fleißige Arbeit. Lene reinigte, scheuerte, wusch ab, sprühte vor Seifendunst, kochte und trabte, während Jochen mit dem Fuchs von früh bis spät das lange, schmale Ackerstück im Stadtfelde durchmaß und am Abend müde und wortkarg sein Lager aufsuchte. Als am nächsten Sonntage die Stunde nahte, an der er immer sonst seinen Gang zum Schnapsladen angetreten hatte, wurde er unruhig, stolperte und polterte hin und her, endlich rief er Lene beim Kampf gegen

seine langjährige Gewohnheit zur Hülfe. Auch das schien nicht viel zu nützen, er begann murrend und kollernd seine Sonntagsmütze zu suchen, die Lene mit weiblicher Schlauheit versteckt hatte, jetzt nahm er seinen alten Hut als Ersatz zur Hand und setzte den Fuß auf die oberste Treppenstufe, als der Knabe frisch und vergnügt von einem Ausfluge auf die Kuhweide zurückkam. Unten an der Treppe begann er schon zu erzählen, was er alles erlebt hatte. Ein Hase war nicht weit von ihm aufgesprungen, und er wäre bei der Verfolgung fast in einen Graben gefallen, Rebhühner waren aufgeflogen, und hinter dem Tannenkranze stand schon die Wiese voll Blumen. Er brachte die Beweise mit, und nun wurde Jochen lebendig. Bei seiner Vereinsamung hatte er sich fest an die Natur angeschlossen, kannte alle Vögel und Blumen der Stadtflur und freute sich sichtlich, als der Knabe aufmerksam seine sonderbaren Erklärungen über die Besonderheiten, Heilkräfte und Giftstoffe der Pflanzen zuhörte. Adebarsschnabel und Bullerjahn, Dagunnacht und Schwulstkrut, Fingret und Fimmstiert, Huder und Lünich, Schindkrut und Wegbläder — er kannte sie alle, denn in ihm lebte die Weisheit seiner Großmutter weiter, die einst den früh verwaisten Knaben bei sich erhalten hatte und ihn angeleitet, Kräuter für die Apotheke und Schwämme und Beeren für den Hausverbrauch zu sammeln. Längst lag der alte Hut im Winkel, wieder suchte einer nach dem andern eine Beschäftigung heraus. Und dann ließ Lene plötzlich völlig verbast die Stricknadeln sinken, denn Jochen legte eben ein altes Buch, das er beim Kramen im Winkel gefunden hatte, vor den Knaben auf dem Tisch, eine Staubwolke wirbelte auf, als er mit seiner schweren Hand draufschlug, und dann sagte er: „Da, Jung, nu les mal.“ Ratten hatten die eine Hälfte des Buches weggenagt, weil es ihrem Schlupfwinkel gar nahe gelegen oder weil sie trocknes, altes Papier als Leckerbissen betrachtet hatten, jedes Blatt war gerade in der Länge herunter verstümmelt. Mühsam entzifferte der Knabe, als er das Buch aufgeschlagen hatte, die Worte: „Nun ruhen alle — menschen, städt — es schläft die ganz —.“

„Dat is nich an dem,“ sagte Lene, „de Gäus hewwen de ganze Nacht de Ogen apen.“

„Jh, so lat doch den Jung lesen, das kümmt woll noch,“ murrte Jochen.

„Wo bist du, sonne — die nacht hat dich — die nacht — mein Jesus, meine w— hell in mein.“ Damit ließ sich nichts anfangen, aber die beiden Alten neigten doch bei dem Worte Jesus die Köpfe. „Dor is wat Gauds in dat Bauk, äwer dat will woll man noch nich so furts rute,“ bemerkte Lene. „Na, denn sing lewer mal, Jung,“ ermunterte Jochen, denn ihm schwebte so dunkel etwas vor von dem Zwecke, dem früher das Buch gedient hatte. Der Knabe entdeckte beim Blättern eine Stelle, die ihm bekannt klang „Jn allen meinen tat—.“ Da wußte er, daß er den Rest eines Gesangbuches vor sich hatte, und da er ein gutes Gehör und eine helle, prächtig reine Stimme besaß, begann er sofort den schönen Gesang, den er auswendig wußte, und sang ihn bis zu Ende aus. Lene

weinte dabei immer still in ihren Schoß, Jochen, der unwillkürlich seine Hände gefaltet hatte, seufzte zum Schluß tief auf und stieß endlich heraus: „Dat — dat is göttlich!“ Der Knabe aber sang weiter: Wer nur den lieben Gott läßt walten. — Allein Gott in der Höh sei Ehr. — Nun danket alle Gott. Und während er sang, wurde diese von einer trüben Stalllaterne nur spärlich erleuchtete Kammer ein Gotteshaus, und wieder einmal ging das alte Wort in Erfüllung: „Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast Du eine Macht zugerichtet.“ Die beiden von der Welt übersehenen, verachteten Menschen waren niemals zum Nachdenken über sich gekommen, hatten ein Leben geführt, das sich von dem der Tiere wenig unterschied, und nun fiel ein Himmelsstrahl in ihre Herzen. Sie fühlten es, Jochen konnte keinen bessern Ausdruck für seine Ahnung, daß in ihm ein neues Leben erwachte, finden, als daß er bei sich brummte: „Sünndag gah ick nah de Kirch.“ „Ick gah mit, ick gah mit,“ fiel Lene mit ihrer hellen Stimme sofort ein.

Sie hatte es im Laufe der Woche sehr hild, sie nähte und stopfte für sich, holte Jochens bessere Kleidung aus dessen Koffer und klopfte und reinigte und besserte daran herum. Und am nächsten Sonntag geschah das Unerhörte, daß Lene sich das Gesangbuch der Hausfrau lieh, d. h. die Besitzerin mußte erst lange suchen, bevor sie es auffand. Sein zerfressenes Buch daheim zu lassen erlaubte Jochen erst, als der Knabe sein Schulgesangbuch zum Vorschein brachte. Dann wanderten die drei so, daß der Knabe die Führer-Rolle übernahm, er öffnete die Kirchentür, die Jochen nicht anzurühren wagte, er wies den Alten Plätze an und nötigte sie mit Handbewegungen zum Sitzen, schlug auch die Gesangbücher auf, die freilich den Alten nichts nützten, weil sie nicht lesen konnten. Der Küster hatte anfangs große Lust gehabt, die beiden Alten aus der Kirche zu weisen, denn Jochen saß als Zentrum in einem Dunstkreis von mehreren Schritten Durchmesser, aus dem ein Strom von Pferdestall-Geruch fortwährend hervorging, und Lenes Krämpfe konnten den Gottesdienst stören; aber es lag etwas in Jochens Auge, mit dem er den herankommenden Küster ansah, ein so kindlich froher, erwartungsvoller Ausdruck, daß dieser leise weiter ging. Und noch nach Jahren erzählte er in vertrauter Stunde von diesem Blick. Zum Glück war der Pastor ein Mann für kleine Leute, und doppelt gut war es, daß das Evangelium vom reichen Mann und armen Lazarus vorlag. Verstanden die Alten auch nur Bruchstücke der Predigt, so wurde ihnen doch wieder der Blick in jene andere Welt eröffnet, wo man ausruht und getröstet wird.

Der Gang wurde noch oft gemacht, die Sonntag-Nachmittage waren ja fast immer frei von Arbeit. Es fand sich, daß der Knabe Lust hatte, nach dem Gottesdienste in das Freie zu gehen, und die Alten begleiteten ihn wie selbstverständlich. Ja noch mehr: Lene sah den Müttern der Stadt freier in das Gesicht, als hätte sie Ursache, auch auf ihren Jungen stolz zu sein, sie führte ihn, als konnte sie nicht mehr beide Hände so auffallend

vorweg tragen, es verschwand bei ihrem freundlichen Lächeln allmählich das Hängen der Unterlippe, auch wurde ihr Gang freier und ihre Kleidung besser. Mit Jochen hatte sie allerdings ihre Schwierigkeiten, der wollte durchaus keine gewichsten Stiefel tragen, schob seine Mütze immer wieder auf den Hinterkopf, wenn sie sie auch noch so oft ihm zurechtrückte, und konnte leider seinen etwas kürzeren Fuß nicht verlängern, um leichter zu gehen. Spielte er also am Sonntagnachmittage keine besondere Rolle, so trat er am Alttage mehr in den Vordergrund, es war erstaunlich, was für Künste er im Freien konnte. Sobald ein schulfreier Nachmittag einsetzte, trabte der Knabe mit ihm hinaus auf das Feld, in den großen Ferien verbrachte er den ganzen Tag bei ihm. Jochen konnte Windmühlen aus Roggenhalmen bauen, aus Holunderzweigen Ballerbüchsen und Spritzen anfertigen, aus den hohlen Stengeln vom Kälberkropf Flöten schneiden, und was das Schönste war, auf mehreren zusammengebundenen Flöten, die er geradezu abgestimmt hatte, Musik machen, endlich gar prachtvoll mit dem Munde pfeifen. Er lockte die Vögel, wenn er sich hinter einer Hecke oder unter einem Dornbusch zum Frühstück oder Vespern gesetzt hatte, indem er ihre Stimmen nachahmte. Alles, was er einst in seiner Kindheit unter Führung seiner Großmutter, der Naturkundigen, gelernt, alles, was seine eigne Beobachtungsgabe ihm unter dem, was kriecht und fliegt und läuft, gezeigt hatte, quoll nun, je länger es zurückgehalten war, um so reichlicher hervor und entzückte den Knaben. Was der Alte fast vergessen hatte, rief er sich beim Alleinsein in das Gedächtnis zurück, um es später anzubringen; es war sein höchstes Glück, wenn der Junge bei der Arbeit neben ihm her schritt und ihm zu helfen versuchte oder, bei der Ruhe vertrauensvoll an ihn gelehnt, seinen Vorträgen, bei denen Gebärden, Handbewegungen und Töne freilich das Beste taten, gespannt lauschte.

Da flog ein Reiher, der irgendwo an einem Wasserloch aufgescheucht war, vorbei und schrie. „Wat segt hei?“ fragte Jochen und stieß den Knaben an. „Hürst Du nich? Schreeg! Schreeg! Hei füll mal den Voß fleigen lihren un nimmt em up sinen Puckel un“ hier folgte eine Geste, die den Aufflug des Vogels beschrieb. „Baben lett hei em fallen“. Wieder eine Geste. „De oll Voß angelt mit de Bein in de Luft“ — wird vorgemacht. „Schreeg, schreeg! röpt de Schüttreiher.“ Die Vogelstimme wird täuschend nachgemacht. „Wenn 't man irst grad dal wir, säd de Voß un föll koppheister in't Water.“ Jochen tauchte unter und tauchte auf. Und dann lachte er, wirklich er lachte laut, nachdem er in Jahrzehnten das laute Lachen schien ganz verlernt zu haben, aber nur, weil der Knabe sich vor Lachen nicht zu halten wußte. Der Klang der alten und der jungen Stimme scholl über das Feld hin, daß die Vorübergehenden oder benachbart Ruhenden angesteckt wurden, sie kamen lachend heran und wollten hören, was denn Lächerliches geschehen sei, der Knabe verdolmetschte, denn Jochen wollte nicht recht mit der Sprache heraus, und in der Stadt erzählte man sich bald, daß Jochen auf dem Felde weit anders, viel geweckter sei, als daheim. Daß ihn aber jemand erst hatte wecken müssen, ahnte niemand.

So vergingen Sommer und Herbst. Jochen trank nicht mehr und begann sogar Neigungen zum Geiz zu hegen, denn jede funfzig Pfennige, die er erspart hatte, zeigte er mit fröhlichem Gesichte dem Knaben, darauf begann er gewöhnlich vor diesem seinen Schatz aufzuzählen, und endlich deutete er mit schauerlicher Freude in die Richtung des Kaufmannsladens, strich sein Geld ein und wischte über den Tisch, worauf er wieder zufrieden an seine Arbeit ging. Lene fiel nie mehr in Krämpfe, ja sie brauchte nicht einmal mehr die Türständer zur Hülfe zu rufen. Und der Knabe gedieh unter dem Schutze beider sichtlich, lernte lachen und fröhlich sein, obgleich die alte Abneigung der Stadtkinder unter dem steten Hetzen Johann Waschows und dem Warnen der ängstlichen Mütter sich nicht minderte, sondern eher mehrte. Der innige Verkehr mit verachteten Leuten, die von Armenkassen wegen ausgetan waren und deren Wesen niemals geheuer erschienen, veranlaßte einen Stadtweisen zu dem Ausspruch, daß sich hier die drei Gleichen zusammen gefunden hätten, die den Einwohnern noch seltsame Überraschungen bereiten würden. Seine große Weisheit war ihm freilich wohl auf die Augen geschlagen, so daß er nicht sehen konnte, daß diese Überraschungen längst vorlagen.

Der Herbst verging, und das Weihnachtsfest warf seine Gnadenstrahlen vorweg und erleuchtete mit der ahnungsvollen Vorfreude auch die Hütte des Ärmsten. Ob vor den Augen Jochens die Zeit auftauchte, in der er einst bei seiner Großmutter abends gehockt hatte und den Erzählungen gelauscht, die die alte Frau, wiederum durch die Erinnerungen an ihre eigne Kindheit erwärmt, ihm nach ihrer Art bald genau ausgeführt mit kleinster Einzelmalerei, bald stoßweise, brockenweise zugeworfen hatte. Er fing auch an zu erzählen. Der Weihnachtsmann ging jetzt um und horchte an den Türen und Fenstern, ob die Kinder auch artig wären. Wenn ihm Erwachsene begegneten, gab er ihnen Haspuppen mit für die Kleinen. Am ersten Adventssonntage lag wirklich ein „Has“ aus Semmelteig morgens auf dem Bette des Knaben, am zweiten ein Mann, am dritten ein Kükerükühahn und zum Schluß gar ein „Rüder to Pierd“; jedesmal lauschte der Alte schon eine Stunde vorher auf das Erwachen und das sonnenhelle Lachen und das frohe Jauchzen des Knaben, und wenn dieser in seinem Eifer als Hemdenmatz zu ihm sprang, um seine Herrlichkeit vorzuzeigen, heuchelte er höchste Verwunderung und meldete geheimnisvoll: „Dat is hei sülwst west, dat pultert ok vör morrtau so up de Trepp.“ Am Abend erzählte er, während er schnitzte und flickte: „Dor was mal eins en wilden Jäger, de frög nich nah Gott un Minschen, un wenn anner Lüd tor Kirch güngen, denn güng hei up de Jagd, un wenn die Klocken lürrten, denn ballerte hei mit sin Büß, denn hei mögt de Klocken nich hüren. So wier ok mal Heiligabend, un de Lüd güngen nah de Kirch. Dat argert em, un wil de Mahn nu grad hell schienen deihd, so dacht hei, hei künn woll sacht noch wat scheiten. Und as hei nu so buten güng, seeg hei sick wat achter de Dannenbüsch rögen. Hei höll drup un schöt

lot. Dunn was dat, as ob wat up de Jrd föll, dat klüng önnlich. Hei drup to, dor stünn de Kinjes, un an de Jrd leig 'n Sack. „Dat heft god drapen, segt de Kinjes, mi wir hei ok all swor naug. Nu böhr em man wedder up." De Jäger wer ganz verbaft un langt to, un ihre hei sick dat versüht, hackt em de Sack up den Rüggen. „So, nu drag em mi man nah, segt de Kinjes, wi hewwen hüt abend noch väl to dohn, ick kann dat allein gor nich vör kamen." Un dunn müsst de Jäger sin Büß liggen laten un mit em gahn. Wo sei an 'n Dörp kehmen, dor müsst hei rinne, un an de origen Kinner gew hei ut den Sack, wat de Kinjes em segt. Äwer för de unnorigen müsst hei sick 'ne Rod binnen, un de kallascht hei düchtig aw, un de gar nich god dohn willen, de steckt hei in 'n Aschenbüdel un nimmt sei mit."

Diese Erzählung, die längste, die Jochen jemals zusammenhängend hervorgebracht hatte, kam allerdings nur stoßweise heraus und wurde durch Handbewegungen verständlicher gemacht. „Wo blimt hei denn mit de Kinner in den Sack?" fragte der Knabe. Jochen machte eine verblüffte Miene, grübelte nach und berichtete dann: „Min Großmudder säd, de bringt hei dat negste Johr wedder, wenn se orig sünd."

Die Adventswochen brachten dem Knaben noch andere Besonderheiten, die er sich nicht erklären konnte. Wiederholt geschah es, daß Jochen ihn am Abend auf Lene abschob und beide sich selbst überließ, aber Lene vergalt das an andern Abenden durch Zurückschiebung. Beide versuchten, wenn der Knabe sie nach dem Grunde fragte, sich mit mürrischen Gesichtern und Achselzucken zu helfen, und beide wurden dann wieder von ihm ertappt, wie sie heimliche Zwiesprach hielten, bei seinem Nahen plötzlich verstummten und mit erheuchelter Gleichgültigkeit auseinanderfuhren.

Am Heiligabend steckte der Gastwirt jedem der beiden Alten zehn Mark in die Hand, er tat es ohne Gewissensbisse gegenüber seinem Geldbeutel, denn er wußte ja genau, daß beide die Summe auf Ergänzung ihrer Kleidung verwendeten, die sonst dem Kontrakte mit der Armenkasse gemäß ihm zugefallen wäre. Seine Frau schüttelte ihnen einige Äpfel und Pfeffernüsse in Schürze und Mütze und legte mit behaglichem, gutmütigem Lächeln jedem oben drauf eine Weihnachtsstolle, in der recht dicke Rosinen saßen. Beide Alten bedankten sich und gingen. Der Knabe erhielt dann eine Bibel, auf deren Anschaffung der Lehrer wiederholt gedrungen hatte (die Auslagen für Schulsachen trug die Armenkasse) und gleichfalls soviel Äpfel und Nüsse und Pfeffernüsse, wie Mütze und Taschen fassen wollten. Voll Freude über seine Schätze eilte er seiner Kammer zu.

Es war ein böses Wetter an dem Abend, der Wind wehte eisig und trieb Schneewirbel auf dem Hofe herum, so daß im Nu hohe Haufen in den Ecken lagen; an der Hundehütte hielt der Knabe an und bescherte erst dem struppigen Freunde einige seiner größten Pfeffernüsse. Jochen war noch nicht auf der Kammer, aber nicht lange, da polterte etwas unten an der Treppe, das schien Jochens ungleicher Schritt, nur daß er noch

schwerer auftrat als sonst, und plötzlich tauchte eine fürchterliche Gestalt auf, die ganz dick und breit war, in einen schneebeworfenen Mantel gehüllt; unter einem wunderlichen, struppigen Hute schimmerte nur ein wenig vom Gesichte durch den langen flachsgelben Bart. Sie trug einen gefüllten Sack auf den Nacken und eine Rute in der Hand. „Sünd de Kinner ok orig?" fragte sie und sah sich um. Als sie den furchtsam-freudig bewegten Knaben erblickte, ging sie schwerfällig auf ihn zu. „Känen de Kinner ok bäden?" Das konnte nun der Knabe freilich, flugs faltete er seine Hände und sprach das Gebetlein von „Christi Blut und Gerechtigkeit". Da warf der Mann den dicken Sack auf den Boden, so daß die Schneeflocken abfielen, griff hinein und brachte einen mächtig großen Kuchenmann zum Vorschein, rot war dessen Rock, blau seine Hose, mit Kannelstaub bestreut seine Mütze und mit grünem Zucker verziert seine Stiefel, seine Augen lagen auf seinem breiten, mit Zucker übergossenen Gesichte merkwürdig geschlitzt, und die Hände hatte er herausfordernd in die Seiten gestemmt. „Da, Jung, nu frät!" sagte der Fremde und stampfte, während der Knabe staunend die Herrlichkeit besah, wieder die Treppe hinab. Das war offenbar der Weihnachtsmann gewesen, und, o, wie gut alles abgegangen war! Längere Zeit horchte der Knabe noch in ängstlicher Verwunderung, längere Zeit betrachtete er mit wonnevollem Staunen seinen Kuchenmann — ach, es war ja genau der Mann, dessen Erscheinung im Bäckerladen wochenlang alle Stadtkinder entzückt hatte. Das mußte Jochen sehen und Lene bewundern, beide mußten hören, wie alles zugegangen — —

Die Alten saßen in Lenes Stube, die heizbar war, und warteten; Jochen hatte in Eile seine Verkleidung wieder abgeworfen. „Hei kümmt gor nich," flüsterte Lene ungeduldig. „I wat, so drähn! Hei kümmt!" knurrte Jochen, der in behaglichster Stimmung war, weil ihm seine schwere Rolle so gut gelungen. Richtig, da trabte der Knabe schon über den Hof, man konnte es am freudigen Winseln des Hundes hören, nun stampfte er im Dunkeln die Treppe herauf, nun tappte er den Hausboden entlang, nun an der Tür — —

Ein voller Lichtglanz strahlte ihm entgegen — ein Tannenbaum!

Er stand, überwältigt von der Pracht, still, entdeckte dann die eng neben einander stehenden Alten und stürzte mit ausgebreiteten Armen auf sie zu. Dann reckte er die Hände empor und ließ sich aufheben, Jochen trug ihn, und um Lenes Hals hatte er einen Arm gelegt. So schauten die drei still in den Glanz. „So, Jung, nu sing ok mal!" Und der Knabe sang seinen Weihnachtsgesang: „Lobt Gott, ihr Christen alle gleich."

Wenn Engel am Heiligabend, wie man sagt, vom Himmel herniedersteigen, dann mußte dieses Zimmer von ihnen voll sein, sie konnten nirgends im ganzen Lande eine lieblichere Ruhestätte finden.

Jochen hatte den Knaben oft von jener großen Stadt erzählen hören, wo er mit seiner Mutter zuletzt gewesen war vor ihrer Übersiedelung, besonders von den großen Schiffen im Hafen, und da er wiederholt im

Herbste mit einigen Führern nach Rostock geschickt war, hatte er nicht versäumt, den Hafen aufzusuchen und sich über Gestalt und Einrichtung der Schiffe genügend zu unterrichten. Mit Formensinn und Beobachtungsgabe ausgerüstet hatte er an einsamen Abenden geschnitzt und gebohrt, jetzt stand ein schlicht aufgetakeltes Schiff unter dem Baum. Lene benutzte die Zeit, daß der Knabe sich damit beschäftigte, um zu verschwinden, bald jagte ein mächtiger Stoß gegen die Tür und ein gellendes Schreien: „Julklapp!" den Feiernden gehörigen Schrecken ein. Aus einem vielumwickelten und verschnürten Packen kamen eine Pudelmütze und ein Paar Faustfandschuhe zum Vorschein, und Lene wunderwerkte genug, als sie später die Dinge besah und wurde nicht müde zu versichern, daß sie dem Spender draußen nicht begegnet wäre, was ja auch ganz der Wahrheit gemäß war.

Diese Herrlichkeiten konnten freilich die Wogen der Freude in dem Knaben-Herzen nicht mehr höher treiben, aber sie konnten sie festigen, in der Erinerung als stete Zeugen festhalten und beweisen, daß nicht alles ein Traum gewesen. „Jäh, wat segst Du nu?" fragte Jochen, der selbst wieder zum Kinde wurde, „dat kann önnlich swemmen, ick hewt utprobiert." Er holte alsbald den Stalleimer mit Wasser und führte den Beweis. „Kiek blot mal, wo den Jungen dat kledt," rief Lene entzückt, als das strahlende Gesicht unter der Pudelmütze her sie anlachte. „Ne, wat is't doch för'n Jungen!" Und in ihrer Herzensfreude küßte sie ihn zum dritten Male ab. Jochen, etwas eifersüchtig, versicherte, daß er den Tannenbaum nicht gestohlen hätte, wie es bei andern Brauch wäre, sondern für vier Schillinge gekauft, Lene zog dem Knaben probeweise die Faustfandschuhe an und strich sie lange glatt und behauptete, daß der Knabe zukünftig ein Staatmacher sein würde. Und dann erzählte der Knabe voll Begeisterung von dem Weihnachtsmann, und Lene schrie laut auf, nicht etwa, weil sie sich fürchtete, sondern weil Jochen in seiner Erregung sie zu hart heimlich auf den Fuß getreten hatte. Um sich nicht zu verraten, er verstand ja das Heucheln nur schlecht, stampfte er hinaus, und dann brachte er den Hund von draußen herein. „Hei sall ok weiten, dat et Winachten is," verlangte er. Lene hatte auch daran gedacht und aus der Speisekammer einen tüchtigen Teller voll leckern Futters besorgt, alle drei sahen mit Teilnahme zu, wie die Bissen verschwanden, als Nachkost erhielt der Hund noch einen gewaltigen Knochen, und später benahm er sich so, als hätte er schon oft in Weihnachtsgesellschaft sich bewegt.

Beide Alten brachten endlich den Knaben zu Bett und saßen, als er sofort einschlief, an seinem Lager und sahen andächtig den Frieden an, der auf dem Kinderantlitz ruhte, dabei hatten sie Hand in Hand gelegt. Als Lene endlich gegangen war, streckte sich der Hund am Bette aus, und hin und wieder leckte er in der Nacht die Hand seines Schützlings, wenn dieser sich drehte und einen Arm über den Rand der Bettstelle legte.

Der Knabe erregte am nächsten Morgen, als er mit seinem Schiff auf dem Stein am Torwege saß, den Neid vieler. Johann Waschow schlug

vor, sie wollten es sofort auf dem Bache, der nicht zugefroren war, schwimmen lassen, denn er hoffte Gelegenheit zu finden, es zu stehlen oder zu zerstören, aber der Tater ließ sich auf keine Lockungen ein, und der Versucher ging höhnend und schimpfend weiter.

Jetzt aber begann der Knabe seinerseits Geheimnisse zu haben; hörte er Schritte von Jochen oder Lene, so hatte er in der Kammer immer eiligst etwas zu verbergen, und am Neujahrsmorgen überraschte er die beiden mit schön geschriebenen Neujahrswünschen. Die bunten Bogen, auf denen sich goldene Bänder durch üppige Rosen wanden, hatte er bei einem Kaufmann als Zugabe erhalten, und die Verse hatte er sich von seinem Lehrer erbeten. Jochens Bogen lag, als der Alte morgens erwachte, auf seinem Bette, und Lenes Bogen war geheimnisvoll in die Küche geflattert, als sie in der Frühe Kaffee kochte, und doch fanden sie den Jungen noch im Bette vor, ja, dieser schnarchte sogar, bis Lene das schelmische Blinzeln der halbgeschlossenen Augen entdeckte und vor Vergnügen laut aufkreischte. „Ach, wenn hei doch ümmer so bleiw!" sagte sie dann in mütterlichem Stolze. „Wat wull hei nich," brummte Jochen behaglich.

Jochen hatte gewiß recht, er wollte wohl, aber er sollte nicht. War es eine Ahnung, die Lene den seufzenden Wunsch auspreßte? Das Glück der drei Gleichen hatte seinen Höhepunkt erreicht, und sollte ein jähes Ende finden.

Die Bewohner der Stadt hatten über eine notwendig gewordene Erhöhung des Armengeldes außergewöhnlichen Lärm gemacht, alle Mitglieder des Armenkollegiums waren in den Gasthäusern und bei Gelegenheit von Innungssitzungen, auf den Hausfluren, bei den Pumpen und bei gemeinsamer Arbeit mit Vorwürfen von ihren Mitbürgern überschüttet, daß sie ihre Schuldigkeit nicht getan hätten: sie wären doch gerade deswegen in das Kollegium geschickt, um die Geldbeutel der Städter vor zu großer Inanspruchnahme zu schützen, und nun hätten sie einer so unvernünftigen Freigebigkeit zugestimmt, daß immer mehr Müssiggänger erzogen wären und sich auf das Armenrecht berufen hätten; das sei leicht, mit fremden Geldern zu wirtschaften. Schließlich hatte der Spott das Kollegium aus seiner Ruhe gebracht, es hatte zunächst Streichungen an Unterstützungen stiller, bescheidener Wittwen, die niemals ihre Klagen laut zu sagen wagten, vorgenommen, dabei setzte man sich ja keinen Unannehmlichkeiten aus, etwaige Beschwerden ließen sich leicht durch barsches Anfahren zurückschieben. Dann war beim Magistrate beantragt, die Väter der unehelichen Kinder schärfer zu Alimentationsgeldern heranzuziehen, und nach langem Suchen war es denn unter andern auch gelungen, den Vater des Niemöllerschen Pfleglings ausfindig zu machen. Der Überraschte, der sich längst gegen alle Heranziehung gesichert glaubte, bestritt anfangs alle Beziehungen zu dem verstorbenen Mädchen, wurde aber durch Briefe, die in dessen Nachlaß gefunden waren, leicht überführt. Man machte dann Forderungen von Nachzahlungen gelten, die sich in Summe ziemlich hoch beliefen. Um

Zeit zu gewinnen, leugnete er seine Zahlungsfähigkeit und wurde natürlich durch den Gerichtsvollzieher bedrängt. So entschloß er sich zu einem entscheidenden Schritt. Eines Tages erschien er vor dem Bürgermeister des Städtleins und erklärte seine Bereitwilligkeit, den Knaben in vollständige Pflege zu übernehmen und also die Armenkasse zu entlasten, wenn man ihn von einer augenblicklichen Zahlung befreien und ihm nur ein Quartal noch Frist geben wolle. Er sei, so erzählte er bieder und offen, im Begriff sich selbständig zu machen und ein eigenes Geschäft zu errichten, da käme ihm der Gerichtsvollzieher sehr ungelegen und wäre imstande, seinen Kredit zu schädigen. Später würde ihm nach Ordnung seiner Verhältnisse jede Zahlung leicht werden.

Das Anerbieten leuchtete dem Magistrat ein, ihm waren die vielen Schreibereien schon herzlich lästig geworden, man konnte sich von solchen Dingen befreien und für die Öffentlichkeit einen Beweis der umsichtigen Fürsorge für die Entlastung der Armenkasse liefern, und dessen bedurfte man, um die Schreier zum Schweigen zu bringen. Die Sache ließ sich, da der Fremde drängte und gern an demselben Tage noch wieder abreisen wollte, rasch erledigen, handelte es sich doch nur um einen kleinen Knaben, von dem man keine Schwierigkeiten zu erwarten oder zu dulden brauchte.

Kurzfertig wurde ein schriftlicher Vertrag über die Abmachungen aufgesetzt, und der Ratsdiener erhielt Auftrag, sich zum Gastwirt Niemöller zu begeben, den Knaben sich aushändigen zu lassen und ihn dem Fremden auf dem Bahnhofe abzuliefern.

Der Ratsdiener faßte die Sache ganz geschäftsmäßig auf, ihm kam es nur darauf an, seine Instruktion zu befolgen und möglichst bald wieder für andere Aufträge frei zu werden, er eröffnete also dem Gastwirte den Beschluß des Magistrates und ersuchte um Überweisung des Knaben.

„Weg fall' e wedder?" sagte Niemöller mit gedehnter Stimmer. „Süh mal süh, wenn dat man geiht."

„Warum sollte es nicht gehen? Sie sind ja kontraktlich verpflichtet, zu jeder Stunde auf Erfordern den Knaben wieder abzugeben."

„Ick? — Ja, ick! — Äwer süh mal süh, de Jung! Nu is hei hier kum in dit Nest warm worden. — Mi dücht, dat is doch woll to hart. — Un denn heww ick keinen Kuntrakt mit de beiden Ollen makt. — Fru, wat meinst Du?"

„Je, Mann, wat Du meinst, de Jung geiht nich mit, hei deiht dat nich, denn hei sitt hier warm un gaud, un de beiden Ollen hett hei um teihn Johr jünger makt un eigentlich irst to richtige Minschen."

„Ich kann hier nur meinen Auftrag schriftlich vorlegen, da ist er, und darum bitte ich, mir den Knaben nicht vorzuenthalten. Das andere geht mich nichts an."

„Recht hett hei, Fru — je, süh mal süh — wat ick seggen wull — denn helpt dat nich." Er seufzte, ging auf den Hof und flötete dem Knaben, der alsbald munter angesprungen kam. Um sich über die bittere

Stunde leichter hinwegzusetzen, versuchte er einen Scherz. „Jung — süh mal süh — nun geiht dat up Reisen! — Hewwo mi dat ümmer wünscht, mal ut dit Nest rut to kamen — süh mal süh — un sön Jung — Fru, segg Du em doch mal, wat dit bedüdt."

„Min Jünging, kumm mal hier. Dor is de Ratsdeiner, dat is 'n gauden Mann, Du kennst em jo, hei hett Di jo uns brächt. Nu hett de Burmeister 'n gauden Mann funnen, de Din Vadder sin will, un nu is de Ratsdeiner dor un sall Di nah den gauden Mann henbringen. De will Di mitnehmen up de Iserbahn — —"

Der Knabe hatte anfangs völlig verständnislos von einem zum andern gesehen, jetzt zitterte er und war ganz blaß, dann glitt er zur Tür hinaus. „Segg ick dat nich? — Süh mal süh — nu sallst Du mal wat erleben, ick will mi man hier tüschen juch postieren," sagte der Gastwirt.

Es trat eine kleine Pause ein, dann hörte man einen gellenden Schrei und gleich darauf hastige Schritte. Lene schoß in die Tür. Sie hatte in diesem Augenblicke nur wenig von menschlichem Aussehen, ihre Mienen waren verzerrt; wie ein wütendes Raubtier, das sein Junges verteidigt, schoß sie vor, und selbst das Zuspringen des Gastwirts konnte es nicht verhindern, daß sie dem Ratsdiener mit ihrem stumpfen Reisigbesen über das Gesicht fuhr. Sie schrie abermals gellend auf, und der Gastwirt kam in große Not, weil er hörte, wie draußen schwere, polternde Tritte anrückten, Jochen brachte seiner Genossin Hülfe, und wenn Jochen wütend war — er kannte ihn und kannte dessen mächtige Armkraft.

Aber Jochen war seltsamer Weise nicht wütend, er stand in der Tür, es flimmerte etwas Merkwürdiges in seinen Augen, und seine Stimme zitterte, als er fragte: „Is dat wohr? — Is dat mäglich? — Kann dat sin?"

Er las in den Augen und überzeugte sich, wie die Sache lag. „Hier kehm hei an — un wat geschüht?" Er machte die Tür hinter sich auf, als weise er jemanden hinaus. „Un dor bi uns kehm hei, un wat geschüht?" Er breitete die Arme aus, als zöge er jemanden an sich. „Wen'n hürt hei tau?" — Er zeigte auf Lene und auf sich. — „Wen hett hei leiw?" Abermals ein deutliches Zeichen. „Un wi — un wi?" Hier brach ihm die Stimme, er schluchzte kurz auf, faßte sich, sah alle Anwesenden an und fragte: „Un nu sall hei weg?"

Es lag in seinem Wesen etwas so Erschütterndes, daß die Wirtin geradezu in Weinen ausbrach und hinausging. „Los will ick, los!" schrie Lene. „Jochen weint. — Jochen, wein nich — Jochen, wein nich! — Lat mi los, ick will den Kirl dat Metz in den Liew stecken!" Aber der Gastwirt hielt fest, und es stand ihm der Angstschweiß auf der Stirn. Der Ratsdiener war in die Nähe des Fensters getreten, um im Notfalle Leute von der Straße zur Hülfe herbeirufen zu können. Er stotterte: „Der Herr Bürgermeister —"

„So, de Burmeister!" sagte Jochen und fuhr sich mit dem Handrücken über die Augen.

„Denn gah ick nah den Burmeister."

„Jochen, gah! — Jochen, gah! De Kirl lügt, pfui!“ Und sie spuckte dem Ratsdiener in das Gesicht.

Das Rathaus war nicht weit entfernt. Nach einer Weile kam Jochen langsam zurück, er hatte eingesehen, daß gegen den Willen des Magistrats keine Weigerung etwas nützte. „Kumm, Lene,“ sagte er und faßte seine Schmerzensgenossin beim Arm. „Wi willn den Jungen halen.“ Sie folgte gehorsam, schlaff und willenlos. Beide riefen den Knaben aus seinem Versteck hervor und mühsam versuchte Jochen ihm die Sachlage klar zu machen. „Ne, ick gah nich!“ schrie der Kleine.

„Si orig, Jünging! — Büst jo min Jung! — Si orig, Lütting.“

„Ne, ick gah nich von juch weg.“

„Jünging, Jünging, hei will dat!“ Er deutete mit dem Finger nach oben, einzelne Tränen liefen ihm in den Bart, Lene rang die Hände.

Der Knabe sah ihn an und wußte, daß es gegen den Willen dessen, auf den Jochen deutete, keinen Widerspruch gab, und ging.

Dreimal schoß Lene aus der Haustür nach, um den still weinenden Knaben zu umarmen, stürzte dann fort, warf sich schreiend an dem Bett auf der Kammer nieder und biß in ihrem Schmerze tief in das Holz. Jochen hatte sich im Hause mit einer festen Umarmung von dem Knaben trennen wollen, da flüsterte dieser ihm in das Ohr: „Ick kam wedder.“ Der Alte stolperte von ferne nach, so daß der Kleine ihn nicht sehen konnte, und lauerte geduldig auf dem Bahnhofe in einem Winkel, um einen Blick in das Auge des Fremden tun zu können. Er sah ein herzloses, gleichgültiges Gesicht und beobachtete an dem Gebahren, daß dem Vater die Beschäftigung mit seinem Sohne völlig Nebensache, sein Bierglas die Hauptsache war, seufzte tief auf und sagte still zu sich: „Hei kümmt wedder.“

Er sagte es daheim zu Lene, als er sie aufrichtete, und das wirkte wie ein Zauberwort. „Hei kümmt wedder,“ flüsterte sie und ordnete das Bett des Knaben, das sie in ihrem Jammer zerwühlt hatte; er sollte es fertig finden, wenn er wieder kam; und in gutmütigem Nachgeben litt die Wirtin es, daß das Bett nicht abgebrochen wurde.

Der Januar verlief rauh und kalt. Stürme rüttelten den Stall, in dem Jochen arbeitete, und ließen oft die ganze Kammer knistern, daß die Winkel zu leben schienen. „Gott bewohr uns,“ sagte Lene, „un Gott bewohr all de, de nu up de See sünd.“ „Ja, un unsern Jungen,“ setzte Jochen hinzu. „Wo gaud, dat hei din Pudelmütz hett.“ Lene strahlte vor Freude. „Ja, un wenn hei nu wedder kümmt“ — sie hielt einen wollenen Strumpf empor, der halb fertig war. „Twei Poor liggen all för em prat,“ flüsterte sie Jochen zu, als könnte der Kleine sonst sie hören.

Zwei Wochen vom Februar waren dahingegangen, das Wetter hatte sich wenig geändert. Draußen war der Boden tief gefroren, die Außenarbeiten ruhten, die Städter benutzten wegen des schneidenden Windes nicht einmal die herrliche Schlittenbahn auf der Chaussee. „Mi dücht, hei töwt so lang,“ seufzte Lene eines Abends ungeduldig. „Drei Poor sünd farig, un nu is min Wull all.“

„Gott lat uns nich wünschen, dat hei hüt buten is," versetzte Jochen. „De Vägel fallen dod ut de Luft. — Woans sall de Jung dat utholten? — Ick köp di Wull — mak em noch 'n Poor Müffken."

„Dor güng eben de Dorweg!" rief Lene und horchte hinaus.

„De Wind — de Wind!" antwortete Jochen und schnitzte an seiner Arbeit weiter.

„Wat mag hei woll anfangen?" fragte Lene, die mit Jochen niemals zusammen sitzen konnte, ohne von dem Knaben zu sprechen. Es war ihr immer, als fühlte sie die Wunde in ihrem Herzen dann weniger brennen.

Jochen seufzte. Plötzlich hörte er auf. „Wat hett de Hund?" sagte er. Der Kettenhund sprang und rasselte, heulte und winselte unaufhörlich.

„Em früst woll," sagte Lene mitleidig. „Dit is jo ok 'n Abend, wo man keinen Hund buten sehn mag. Hal em rinne, Jochen, hier is dat warm. Hei hölt jo ok so väl von em."

Jochen stand auf, um der Bitte zu folgen und stolperte die Treppe hinunter und in den Sturm hinaus. Kaum hatte er das Tier abgekettet, da riß es sich los und stürmte in großen Sätzen über den Hof auf den Torweg zu und winselte dort laut. Jochen eilte ihm nach. — —

Da lag der Knabe regungslos auf dem Schnee. —

Der Alte schrie in Schrecken und Schmerz auf, das klang so fürchterlich, daß in den Nachbarhäusern mancher erschauerte und sich kreuzte und segnete, als ob ein unheilvoller Geist am Hause vorübergezogen sei. Dann nahm Jochen seinen Jungen auf den Arm und trug ihn ohne ein Wort, ohne eine Klage hinauf auf die Kammer. Alsbald jagte Lene schreiend durch das Vorderhaus und durch die menschenleeren Straßen und zerrte einen Arzt herbei, dem es gelang, den Knaben zum Bewußtsein zurückzurufen.

Wie elend und abgefallen sah das Kind aus! Als es versuchte, sobald es seine Pfleger erkannt hatte, sie freundlich anzuschauen, lag ein so schmerzvolles Lächeln auf seinen Zügen, daß selbst der Arzt sich Gewalt antun mußte, um nicht seine Fassung zu verlieren. Eine Fülle von Jammer leuchtete bruchstückweise aus den abgebrochenen Berichten hervor. Der ruchlose Vater hatte das Kind in harte Hände gegeben und für einen Monat voraus bezahlt, dann all das Seine heimlich verkauft, endlich war er verschwunden, niemand wußte wohin, und so sorgsam hatte er seine Spur vertilgt, daß er nicht wieder aufzufinden war. Die Pflegerin, die bei Anmeldung des Knaben bei der Polizei die Verpflichtung hatte übernehmen müssen, alle Lasten und Unannehmlichkeiten, die bei etwaigem Ausbleiben des Pflegegeldes erwachsen würden, allein zu tragen, hatte das Kind nicht an die Armenpflege abschieben dürfen und in ihrer Wut fürchterlich gemißhandelt. Der kleine Körper war noch voll Striemen und Beulen. Da war der Knabe endlich geflohen, nur mit seinem dünnen Anzuge angetan, aber mit Pudelmütze und Handschuhen; in einer Zeit, wo sich kein Erwachsener auf die Landstraße wagte, hatte er den sechs Meilen langen Weg gefunden, zuweilen von einem Bauern auf den Wagen genommen

und mitleidig in Stroh verpackt, zuweilen trabend zu Fuß, nur genährt von dem Gedanken an Liebe und durchwärmt von der Hoffnung. Aber alles, was an Kräften in dem kleinen Körper wohnte, war verzehrt, das Lebenslichtlein flackerte noch einige Tage, und dann erlosch es sanft und fast unmerklich.

Die Stadt wurde durch dieses Ereignis auf das heftigste erregt. Mütter schalten erbittert auf den Magistrat uud das Armenkollegium, daß sie das Kind so schutzlos aller Roheit preisgegeben hätten; mit der Waisenpflege müßte es anders werden. Man hatte ja selbst Kinder. Männer stellten in Gasthausgesprächen eine Menge einnehmender Züge fest, die den stets verachteten, übersehenen, bei Seite geschobenen Tater im freundlichsten Lichte erscheinen ließen, jeder wollte ihn längst genauer gekannt und gewürdigt haben.

Die beiden Alten erfuhren von dem allen nichts. Sie taten ihre nötige Arbeit am Tage, denn ihre Herrschaften waren für die Woche verreist, in aller freien Zeit aber saßen sie Hand in Hand, wie sie in der Weihenacht gesessen hatten, am Lager des Geschiedenen und ließen ihre Tränen in den Schoß fließen. Jedesmal, wenn Lene laut aufjammern wollte, nötigte ein mahnender Druck Jochens sie zur Stille, als sollte sie den Schlafenden nicht stören, der Krüppel hatte seit dem Unglück keinen Laut von sich gegeben. Und so saßen sie zwei Tage und zwei Nächte, bis ihres alten Lebens Trost und Freude der Erde übergeben wurde.

Das Begräbnis fand ganz still statt, wie es bei einem Armen, der auf öffentliche Kosten beerdigt werden mußte, üblich war. Die Armenkasse verstand sich nur auf Zahlung des allernötigsten, um die kleine Leiche unter die Erde zu bringen, und wollte aus hergebrachtem Grundsatz nicht Leichenwagen, nicht Knabenchor, nicht Glockenläuten bezahlen. Der einfache Sarg wurde auf einen schlichten Wagen gesetzt, als Gefolge traten nur die beiden Alten an. Bevor der Zug abging, löste Jochen den leise winselnden Hund von der Kette, faßte ihn beim Halsband und ließ ihn mitgehen.

Als sie nach der Rückkehr die leere Kammer sahen, warf sich Lene wimmernd am Bett auf die Knie, immer heftiger wurde ihr Schluchzen, plötzlich schrie sie laut und bang auf: „Sei kamen wedder, sei kamen wedder!“ Jochen verstand sie, sie fühlte die Krämpfe nahen, er wußte keinen Rat. „Jochen, help mi, help mi doch — help —“ Schon sah er das verhängnisvolle Schwanken, jetzt warf sie die Hände in die Höhe, da stand er neben ihr, packte sie mit hartem Griff, mit tiefernstem Gesichte sah er sie an und sagte: „Hei füht Di!“

„Ja, ja, hei füht mi,“ sagte Lene, hei füht mi!“ Sie stand auf. „Un hei sall dat nich sehn — ne, ne, hei — sall — dat nich sehn! Hei sall dat nich sehn.“ Sie rüttelte an den Türpfosten, kämpfte so wohl eine Viertelstunde lang mit ihrer Schwäche. Dann seufzte sie tief auf und hatte dauernd gesiegt.

Am nächsten Sonntage konnte Jochen die Stille auf seiner Kammer nicht ertragen, er floh erst hinunter in den Stall und dann auf den Hof, überall fehlte ihm der Knabe, und dann war er verschwunden. Lene suchte ihn vergebens, bis sie von einem Knaben, der vorüberging, hörte, daß er

wieder im Schnapsladen säße und tränke. Am Abend kam er taumelnd nach Hause, von einer großen Schar von Knaben in gewisser Entfernung begleitet.

Am nächsten Morgen früh, als er mit wüstem Kopfe erwachte, stand Lene schon an seinem Lager. „Jochen, Jochen," sagte sie kummervoll, „wat mökst Du wedder? — Hei süht Di, Jochen, hei süht Di." Dann ging sie leise weinend hinaus. Der Alte stierte um sich und schlug dann beide Hände stöhnend vor das Gesicht. Und niemals wieder ließ er sich an der Stätte des Verderbens sehen.

Sie legten ihre Ersparnisse zusammen und kauften einen Grabstein, wie ihn sonst nur Elternliebe einem Kinde setzt. Ein Engel, freilich nur spannenhoch, krönte ihn, der kniete und sah gen Himmel, und es war den beiden, als sie zum ersten Male an dem so geschmückten Grabe standen, als ob sie die Blicke ihres Lieblings sähen, der ihre Augen himmelan lenkte.

In rührender Weise hielten sie zukünftig zusammen, was der eine wünschte, hatte der andere gewollt; und immer neue Kraft zur Treue holten sie sich auf ihren gemeinsamen Gängen. Kein Mensch in der Stadt lächelte ferner über sie, kein Knabe spottete ihnen nach, wenn das seltsame Paar, das man in früheren Jahren nie zusammen gesehen hatte, durch die Straßen ging, mancher sah still vor sich nieder und flüsterte: Sei gahn nah'n Kirchhof."

Als das Armenkollegium am Anfange des nächsten Monats wiederum seine übliche Sitzung hielt, mußte das traurige Ereignis zur Sprache gebracht werden. „Je ja, je ja," sagte der Spaßmacher, „so kümmt man unvermohdens to 'n Erspornis von 75 Mk. Wer weet, dur kümmt noch mihr nah, am Enn warden die beiden Ollen sick noch einig un kriegen sick." Einen Augenblick war alles still, dann sagte der Vorsitzende: „Pfui, schämen Sie sich!"

„Süh mal süh," begann Niemöller nach einer Weile stockend, „ick mein man — dat ick man so segg — dei Jung fehlt mi an alle Ecken un Kanten — männigmal treckt mi dat doch heftig an — süh mal süh — dat ik mi üm em so wenig kümmert hemw — ick kann kein Nacht ruhig slapen."

„Sie haben recht, Herr Niemöller; was Sie sagen, trifft uns alle," sagte der Ratsherr, „mich deucht, wir haben in der Armenpflege noch viel zu lernen. Wer von den Herren ist in dieser Woche im Armenhause gewesen?"

Niemand antwortete, und doch waren nach der Armenordnung allmonatlich abwechselnd zwei Männer verpflichtet, sich in der Woche wenigstens zweimal um die Insassen des Armenhauses zu kümmern. Beim nähern Nachforschen stellte sich heraus, daß schon seit langer Zeit sich alle auf den Ratsdiener verlassen hatten, und der Ratsdiener hatte sich auf die Armenherrn verlassen, kein einziger fühlte sich ohne Schuld, aber alle nahmen sich vor, in Zukunft sich selbst an ihre Pflicht zu mahnen.

Eduard Hausmann.

Selbstbiographie.

Ed. Hausmann, geboren am 24. November 1847 in Ribnitz, besuchte bis zum 15. Lebensjahre die dortige Stadtschule. Dann wurde er Seemann und bestand später die Steuermanns- und Schifferprüfung für große Fahrt in Rostock. 1876 trat er als Marinelootse beim Kaiserlichen Lootsenkommando Wilhelmshaven ein. Zur Zeit ist er Kaiserlicher Schiffsführer des Feuerschiffes (Leuchtschiff) Adlergrund. Er schreibt Marine-Humoresken, Plauderbriefe 2c. und ist jahrelanger Mitarbeiter an allen bestehenden und schon eingegangenen niederdeutschen Zeitschriften.

Erschienen ist bis heute nur ein hochdeutsches Festspiel „Sylvester" 98. (Ed. Bloch, Berlin.) Doch sind zur Zeit zwei größere plattdeutsche Arbeiten in Vorbereitung.

Ungedruckte Originalbeiträge.

Kik in din Hart.

Geihst du mal hen dörch Busch un Feld
Wenn froh din Hart un sorgenfri,
Wur dücht denn schön un herrlich di
Dei leiwe, grote Gotteswelt
Mit jedwer Ding, dat nah un bi.

Ja wir't ok ruge Winterstid,
Wur Feld un Holt sünd dod un kahl,
'n fröhlich Hart finnt allemal
Vel Schöns doch ümmer, sid un wid,
Un wir't man'n lütten Sünnenstrahl.

— Man is dat Hart vull Sorg un Not,
Hett Grull rümleggt dor'n Köst von Is,
Warst du dat Schönste nich mal wis,
Denn dücht di all'ns ok wäust un dod,
Un wat du sühst lett gris in gris.

Doch is't mal so, denn giww kein Schuld
Dei Welt, denn dei's an Schöns so rik;
Ne, in't verdraten Hart di kik,
Un lihrst du't wedder dei Geduld,
Lett anners ok dei Welt di glik.

Dat stimmt, Herr Paster.

'n lütt lustig Döntje in Meckelnbörger Mundort.

Peter Scheerbüdel würd von sin Frünn' sowoll, as ok von sin widlüftig Bikanntschaft twors as Doktor titelirt, äwer hei wir in Würklichkeit man blos 'en Zunftbrauder von denn' sel'gen Figaro, dei öltlings mal sin Gewarw as Bortkratzer, as ok männig lustig Stückschen, in Sevilla utäuwt hett.

Nu hadd Peiter Scheerbüdel woll jüst so gaud in Sevilla, as in jichtens 'ne anner grote Stadt sin gaud Utkamen finn' künnt, denn hei verstünn sin Handwark ut'en F. F. In Tähnuttrecken, Schröppköppsetten un Hoorschniden stünn hei sin' Mann, un wat sin Mulwark anbidrapen ded, so hadd hei dit up 't rechte Flagg, so dat hei seindag nich üm't rechte Wurd verlegen wir. Peiter hadd dat äwer vörtreckt, sick in Klashahnendörp, wat 'en grot Karkdörp is, tau wahnen tau hetten. Kem dor mal dei Red' up, wurüm hei dat dahn hadd, so säd Peiter up Nahfrag ümmer:

„Sieh mal einst," so säd hei, denn hei spelte sick girn as gelihrt up, „da derzu haben mir zwei swer gewichtige Grünn' zu bewegt. Einsdeils will ich doch viel lieberst in son swer reichet Bauerndörp mit zu die Hunn'natschonen gehörn, as daß ich in 'ne große Stadt man blos 'ne lütte Null sein tu. Annernteils is mich die Verführerei zum slechten, lichtsinnigen Lewenswannel da zu doll, denn das is nicks nich vor meine Konstitatschon."

Ob Peiter nu mit sin' irsten Grund recht hadd orer nich, dat will ick hier nich wider bireden. Mit denn' tweiten hadd hei, as ick nich anners seggen kann, äwer ganz vullständig recht, denn Peiter wir'n ganz lichtsinnig Sumphauhn. Dor hürte nämlich man heil wenig tau, üm em tau verführn, denn hei wir so licht un so winnig, as dei Seipenschum, denn' hei sin Kunn' üm't Mul smeren ded. Dörch desen Fehler kem hei denn nu öfter mal as gaud wir dortau'n Lütten mihr tau drinken, as gemeinhen för gaud holln ward un ok woll is. För Peiter Scheerbüdel taun wenigsten wir dat nich gaud, denn sin Hand wir all lang'n nich mihr so sacht un säker, as sei vördem west wir, so dat sin Scheermetz öfter mal utglischen

ded un'n Stück Hut orer gor'n Stück Fleisch mitnehmen ded. Up dei Klagen von sin geschunn' Kundschaft hadd hei äwer ümmer 'ne gaud Utred orer 'n Spaßwurd bi dei Hand, so dat sei vör Lachen gornich taum Schelln kamen deden.

Tau Peiter sin besten Kunn' tellte ok dei Paster, dor dei sick dei Woch tweimal denn' Bort afnehmen let. Eins Dags nu, as ok wedder denn' Herrn Paster sin Putzdag wir, hadd unsʼ Peiter einen ganz utverschamtigen Kater. Hei wir denn' Abend vörher wedder mal up Reisen west un wir lat in dei Nacht up alle vieren tau Hus kamen. Na, dat hei nu nich in'n allerbesten Versat un sin Hand tämlich bewerig wir, lett sick jo denken. Dat wohrte denn nu ok nich solang'n, don wir em dat Schrapmetz all up drei orer vier Städen utrutscht un hadd bi dei Gelegenheit 'n Stück Hut mitnahmen, so dat dei Paster bläuden ded, as' en steken Swin.

Nu is son Paster äwer doch ok man 'n Minsch, un so ward em dat ok woll kein Minsch grot veräweln, wenn hei ok rackerig warden un as 'en Ruhrsparling schimpen ded.

„Dies ist aber doch mehr, wie toll und arg," so slöt hei tauletzt sin Litanei, „wie Sie mich heute zugerichtet haben." „Ich sehe, so säd hei, vör dat Speigel stahnd, doch wahrhaftig aus, wie der leibhaftige geschundene Raubritter. Aber was ist daran Schuld? Lediglich und allein das infahme Schnapstrinken!"

Peiter hadd, as gebillte Minsch, dei hei doch wir, denn' Herrn Paster irst tau Enn' reden laten, un as dei nu sweg, säd hei, denn hei künn denn' Herrn doch nich wedderspreken: „Dat stimmt woll Herr Paster, da haben Sie ganz recht mit, denn von denn' infahmigten Snaps, da wird das menschliche Fell so raug un so slapp von, daß dat 'en Kunststück is, da nich reiner zu sneiden. Adscheh auch, Herr Paster, empfehl mir!"

Mit dat letzt Wurd hadd hei ok all dei Döhr von buten dicht, so dat hei denn' Paster sin Gesicht nich mihr seg un ok denn' Segenwunsch nich mihr hürn ded, denn' dei Paster em mit up 'en Weg gew.

Verlaten.

Von' Mählendik nicken un winken
Dei Widen mi ümmerfurt tau.
Mi is't so, as wull'n sei mi seggen:
Kumm her hir, dor unnen is Rauh.

O, Hart, wurüm denn din Schuddern?
Wi rauhgten so girn doch, so girn,
Denn't Lewen is för uns so düster,
Uns lacht jo kein Glück un kein Stirn.

Kein Og' würd jo Tranen vergeiten,
Kein Hart kreg 'ne bläudige Wunn',
Wenn w' still un taufreden nu legen
Mit all unsen Jammer dor un'n.

Felix Stillfried.

(Adolf Brandt.)

Selbstbiographie.

Felix Stillfried (Pseudonym für Adolf Brandt) wurde am 26. Sept. 1851 zu Fahrbinde bei Neustadt in Mecklenburg, als ältester Sohn des dortigen Lehrers geboren. Den ersten Unterricht erhielt er in der Schule seines Vaters, anfangs in Fahrbinde, dann — nach des Vaters Versetzung — in Klein-Rogahn bei Schwerin. Von 1863—1871 besuchte er darauf das Gymnasium Fridericianum in Schwerin, wo u. a. die beiden Lehrer Heinrich Seidels, die dieser in seiner Selbstbiographie erwähnt, Dr. Karl Schiller und Prorektor Friedrich Reitz auch seine Lehrer waren. Michaelis 1871 bezog er dann die Universität Rostock, um Theologie zu studieren, vertauschte aber nach 3 Semestern dieses Studium mit dem der klassischen Philologie, dem er in Leipzig und darauf wieder in Rostock oblag. Nach bestandenem Staatsexamen (Johannis 1876) wurde er am 9. Oktober 1877 als Lehrer am Gymnasium der großen Stadtschule zu Rostock angestellt, wo er als solcher noch gegenwärtig wirkt. — Stillfrieds schriftstellerische Arbeiten liegen zumeist auf plattdeutschem Gebiete. 1887/88 erschien der zweibändige Roman „De Wilhelmshäger Kösterlüd", (2. Aufl. 1892 bei Hinstorff, Wismar). Ihm folgten 1889 die Erzählung „Ut Sloß un Kathen" (bei Liebeskind, Leipzig, jetzt Cotta, Stuttgart), 1894 die gereimten Schwänke „Biweglang. Ok en Struß Läuschen un Rimels" (2. Aufl. 1900 bei H. Koch, Rostock), 1896 „In Lust un Leed; plattdeutsche Gedichte nebst Nachdichtungen des Horaz und Homer" (bei Hinstorff, Wismar), 1898 die Erzählung „De unverhoffte Arwschafft" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) und 1900 eine Sammlung kleinerer Erzählungen unter dem Titel „Hack un Plück" bei Hermann Koch, Rostock. —

Die folgenden Beiträge sind teils ungedruckte Originaldichtungen, teils entnommen aus „In Lust un Leed“ (Hinstorff, Wismar), „Biweglang“ (Herm. Koch, Rostock) und „Hack un Plück“ (Herm. Koch, Rostock).

Oll Möller.

(„Aus Hack un Plück".)

Dat wir 'ne bitterliche Küll. De Wilhelmshäger Dik wir faſt tau frur'n, un de Snei, de up de Straten leg, de gnurſchte ordentlich, ſo drad' man einer dalpedden ded.

Un dat wir an einen Abend, un de Wind wir ſtill tau Hus blewen, un de klore, düſterblage Hewen hadd all' ſin Lichter anſtickt, de blänkerten ein düller as dat anner, un äwer den Barg nah Konow tau kek juſt de Mand räwer: täuwt man, ſäd hei tau de Stirns, bald kam ick ok un will jug wiſen, woans ji lüchten möt't!

Un hür, up einmal würd dat lüdden von den Torm! Hür, wo 't ut dat Schallock tög! Un wo dat klüng hüt abend! Nich, as wenn einer grawen ward — denn ſchuddert dat den Minſchen ſo dörch — ne, ſäut un leiwlich klüng't un ſo fierlich, binah as wenn't an'n Heiligabend wir!

Un dat wir ok Heiligabend! De Hewen hadd't woll wüßt un dat Wetter hadd't woll wüßt, denn wotau füllen de Klocken dat beter weiten as ſei? Un kik, wo dat nu ſchämern würd un blänkern dorch all de lütten Finſterruten rund üm den Dik! Ja, ok de Minſchen hadden't wüßt un wenn ok männig ein ſick hüt noch nicks wider denken müggt, as dat't nu Wihnachtsſtuten gew un Päpernät — dor wir jo morgen ok en Dag, dor künn hei jo tau Kirch gahn, un de Paſter würd em denn de Sak woll utdüden; för hüt wir't naug, dat Heiligabend wir!

Up dat bütelſte Enn' von dat Dörp in den allerletzten Katen von de Knakenſtrat — de einzigſt Strat von Wilhelmshagen, de ehren eigen Namen hett — wir hüt ok Heiligabend. Dor wahnte Diſcher Schauhmaker mit ſin Fru, un wenn för ehrentwegen ok woll meindag' kein Dannenbom mihr brennt hadd in ehr Stuw, wildat ſei beid' all olle Lüd' wiren, ſo wir jo doch ehr Mrikendochter dor, de Dreiers Kriſchan friggt hadd, de wahnte mit de Ollen in einen Hus un hadd't ganze Neſt vull Kinner, un wil ehr Vadder nu Diſcher wir, ſo hadd's hüt nahmiddag em bikregen un hei hadd ehr en Faut maken müßt ünner ehren Dannenbom. Den Bom hadd Kriſchan ſick all giſtern ut de Dannen halt, denn dor noch Geld för utgewen? Wat ded den Förſter dat denn grot, dat hei den lütten Bom nu miſſen müßt!

So brennte denn de Bom hüt abend in sinen schönsten Staat, un't würd dor ein Gejuch un ein Gekriesch von all' de Gören, blot wat Krischäning wir, de Lüttst, de rohrte irst en Strämel: em wir sin Zuckerpopp intweibraken, so drad hei s' in de Knäwel kregen hadd; na, dor künn de Bäcker ok nich för! Un de Lust wir grot un de Lärm äwermaten, dat schallte ornlich nah de Grotdel rut, un dor künn keiner nich in'n Hus sin, hüren müßt dat jeder, worans hüt Abend bi de Dischерlüd' de Kindjes wir kamen.

Un doch, dor wir doch einer in den Hus', dat wir, as würd de nicks gewohr von all' den Jubel! De set bian in sine Stuw un hadd kein Licht nich brennen up sinen Disch, vel weniger en Dannenbom, un kein Minsch wir bi em, blot unner sinen Stuhl leg Wasser, sin Hund, äwer so'n Hund, wat weit de von Wihnachten.

Dat wir oll Nachtwächter Möller, un as de Wilhemshäger säden, so hadd hei nich sinen richtigen Klauk, un Wasser, sin Hund, wir kläuker as sin Herr.

Un wohr wir't, en snurrigen Minschen wir oll Möller, un Eigenheiten hadd hei an sick, as de Esel gris Hor, un nich blot de Kinner, wenn s' em begegenten, knepen vör em ut, ne, ok groot Lüd' güngen em girn ut'n Weg, denn de oll Kirl böd einen jo knapp de Tid. Ja mit sick sülwen, dor snackt' de Oll mihr as tau vel, un wenn hei glöwen ded, dat hürte keiner, denn röp hei oft: „Fiken, Fiken, wo büst Du?" un tau sinen Hund: „Wasser, wo is Fiken?" Äwer Wasser kek denn sinen Herrn so an un dreihte mit den Stirt, hei wüßt ok nich, wo Fiken wir; süs verstahn, säden de Lüd', ded Wasser jedes Wurd.

Ja, 't wir en gor'e snurrigen Gast, de oll Möller, un von de jungen Lüd' in'n Dörp wüßt keiner dat tau seggen, dat hei oll Möllern all mal in de Kirch seihn hadd, un obschonst dat hei en schönen Sünndagsrock in sine Lad' süll hewwen, so güng hei doch in sinen grisen Kittel, Sünndag un Olldag, un kein Paster un kein Köster künn dor wat bi ännern.

Ja, 't wir woll en recht gottlosen Minschen, de oll Möller, äwer allens wat recht is, en düchtigen Nachtwächter wir hei ok. In all' de velen Johren, dat hei den Posten hatt hadd, wir noch kein einzigst Füer upgahn tau Wilhelmshagen, blot einmal wir de Lüchtung in 'ne Miet dalfegt, dor künn jo äwer Möller ok nich för.

Un wenn gegen Harwst dat Awt rip würd, — oll Möller paßte gefährlich up, un wo hei mal en Jungen tau hollen kreg, de in de Appel stegen wir, den kloppte hei den Puckel gor' e weik; sinleder versöcht de Jung dat Stück nich wedder! Un ok as Kauhhird ded hei sin Dingen. Denn wenn des Sommers de Käuh tau Brauk güngen, denn hödd oll Möller mit sinen Hund dat Daglöhnerveih, un mit desülwige Tut, womit hei 's Nachts sick mellt hadd, dat hei up'n Posten wir, blös' hei des Morrns dörch't Dörp, dat jedwer Daglöhner sin Kauh utlaten süll, un so hadden sei Nacht und Dag tau häuden, hei un sin Wasser, un slapen müßten sei so nebenbi.

Dat wir en gor 'e einsam Lewen von de beiden, dor wir ein Dag as alle Dag', blot dat de Johrestid jo ehren Wessel bröcht, un nu in 'n

Winter, wo de Käuh in 'n Stall legen, künnen s' beid' bi Dag still in de Dönsk sitten, un wat sei dor lang' Wil hadden, wer wüßt't! Wasser taum wenigsten verradte nicks. So set oll Möller denn ok desen Abend in sin Stuw dichtan bi de Dischерlüd', un so hell dat bi de Dischерlüd' wir, so düster wir't bi em, un so lud' dat bi sin Nahwers wir, so stilling wir 't bi em, blot dat dat aw un an mal ut de Abeneck rutkem: „Fiken, Fiken, wo büst Du? Wasser, wo is Fiken?" Äwer Wasser ünner sinen Stohl de güns'te blot, antwurden ded hei nich.

Wat woll oll Möller sinleder all mal doran dacht hadd, dat't ok en Wihnachten gew? Von de jungen Wilhelmshäger, wenn ehr einer dornah fragt hadd, hadd jeder seggt: o Gott bewohre! Denn worüm? So 'n junges Volk dat hett nich vel Gedanken, dat denkt, as 't hüt is, so is 't ümmer west. Wat äwer de ollen Wilhelmshäger wiren, de wiren wat ful in 'n Reden, un wat süllen s' denn ok noch grot vertellen von all' de ollen Geschichten?

Äwer am Enn' is doch jeder Minsch mal jung west, un hett hei jüst nich ümmer Tid un Lust doran tau denken, tau Tiden föllt 't em doch mal in, un süll dat ok an 'n Heiligabend sin!

Ja, ok oll Möller hadd hüt sin Gedanken un künn sacht sin Gedanken hewwen, denn hüt grad' wiren 't viertig Johr, dunn hadd jo ok in sine Stuw en Dannenbom brennt, den hadd hei sülwst sick mitbröcht ut de Stadt, wohen hei dunntaumalen up Arbeit güng. Dunntaumalen wir oll Möller noch en jungen Kirl west un hadd sin Fru noch hatt — Fiken hadd de heiten — un hadd sin Kinner hatt, un för de hadd hei den Dannenbom ok köfft. Denn wenn sick einer as Daglöhner ok woll möt suer warden laten, en Dannenbom för sin Kinner is likerst dorbi äwer, nochtau wenn hei so 'n flitige Fru hett, as jung' Möller hadd, de arbeit'te un marachte von Morgen bet in den Abend.

Un de Dannenbom hadd an jennen Abend brennt, wunnerschön! un de Kinner hadden sick dortau freut un jucht un dahn, jüst as hüt de lütten Dreiers nebenan, un jung' Möller hadd tau sine junge Fru seggt: „Fiken," hadd hei seggt, „nu gah hen un hal de Päpernät! Hüt abend will wi mal vergnäugt wesen, un morgen et wi Swinskopp!" Denn sei hadden vör gaud drei Wochen all ehr Swin awsteken.

Ja 't wir en gor tau schönen Heiligabend west! Äwer den annern Dag, dunn hadd hei nicks nich von den Swinskopp kregen, dunn wir sin lütt Hanne krank west, gefährlich krank, un hei wir furts nah'n Doktor lopen, un de Doktor wir ok kamen, äwer abends wir de Jung all dod west.

Un den Dag dorup, dunn hadden ok sin beiden lütten Dirns sick leggt, un wedder den annern Dag, dunn wir dat ok mit dei vörbi west, un de Dannenbom hadd noch vör ehren Bett stahn un ehr lütten Kindjespoppen up den Disch legen. Dunn hadd jung' Möller sin Fru bi de Hand fat't: „Fiken," hadd hei seggt, „wat jammerst Du? Uns Herrgott weit 't taum besten!" — „Johann," hadd sei dunn seggt, „glöwst Du, dat dat en Herrgott giwwt?"

Un so hadd hei sin Kinner grawen, all' drei mit einen Mal, un keiner hadd dor wider folgt, as hei un sin Fru, denn de Dokter hadd seggt, dat wir 'ne ansteken Krankheit west, un 't güng mit de Ort Krankheit gor 'e glupsch. Ja, dat wir wohr, glupsch naug wir 't gahn!

Un so wir hei denn, jung' Möller, nahst wedder up sin Arbeit gahn, denn wat hülp dat all'? Hei wir jo 'n starken Kirl, un äwer en Kind, un wenn't ok drei sünd, möt de Mann sick trösten; hei hadd jo noch sin Fru. Äwer drei Dag' nahher, dunn hadd ok sin Fru so klagt, hei äwer hadd jo dacht, dat wir woll man so 'n Äwergang un 'ne Kinnerkrankheit ded jo doch en groten Minschen nicks. Äwer as hei 's Abends von de Stadt nach Hus kamen wir, dunn wiren em sin Huslüd' so ut 'n Weg' lopen, un hei hadd't mit de Unrauh kregen un hadd so mit 'ne fleigen Hast de Stuwendör upmakt un furtsen raupen: „Fiken, Fiken, wo büst Du?" Äwer dor hadd kein Fiken antwurd't, un as hei in de Kamer kamen wir, dor hadd sei legen un wir dod west, un dunn wiren em ehr Würd' infallen: „Johann, glöwst Du, dat dat en Herrgott giwwt? Ne, ne, nu glöwt hei 't ok nich mihr. Denn woans süll dat taugahn, dat dat en Herrgott gew un dat de dit mit anseihn künn?

Sid dese Tid wir hei de snurrige Minsch worden, de hei hüt noch wir — dat hei dat wir, dat wüßt' hei sülwen — un hadd jo dunn nich wider mit de annern Daglöhners up Arbeit gahn müggt un sick tau den Kauhhirdsposten mellt, — dor künn hei doch för sick allein sin — un as nich lang' dornah de oll Nachtwächter sick dat entseggt hadd, dunn wir hei ok noch Nachtwächter worden, un wat brukte hei noch mihr tau sinen Lewen? — —

Bi de Discherlüd' bian wir 't all lang' ganz still worden, dunn stünn oll Möller up un langte nah sinen Stock un nehm sin Tuthurn von den Nagel un hüng sick't üm; hei wüßt' genau sin Tid, un ne Klock brukte hei nich, de Klock hadd hei in'n Kopp, „Kumm, Wasser!" säd hei tau sinen Hund; de äwer wir von sülwen ok all upstahn, un dor güngen sei 'rut un äwer de Grotdel weg un 'rinne in den kloren Winterabend.

Wildessen wir de Mand tauhöchten kamen un sin Licht fel up den witten Snei, un't wir so hell dor buten, as wir't bi Dag! Na, för oll Möllern wir't nich nödig west, de wüßt sinen Weg ok all in'n Düstern.

Un hei güng mit Wassern de Knakenstrat tauhöcht un blös up sine Tut. „Hür, de oll Möller!" säd Bäuner Fischer tau sine Fru, dunn legen sei all tau Bedd. Un so kemen sei an den Dik, wo rundherüm de Hüser liggen un up de anner Sid de Kirch midden up den Kirchhoff, un an den Krüzweg, dor wo 't tens den Dik den Stadtbarg in de Höcht geiht, dor dreihte sick oll Möller irst dreimal üm. Denn sid de Tid, dat't för em keinen Herrgott gew, — an wat möt jo de Minsch doch glöwen — dor glöwt' hei blot noch an de bösen Geister, de luter Krankheit un so 'n Düwelsfaken in de Welt 'rinsetten.

Un sei güngen wider, — oll Möller un sin Wasser — un de Mand schinte so hell, un oll Möller kek nah de Kirch. Wat wiren de Lüd doch

narrſch, dat ſei tau Kirch güngen, dat gew jo keinen Herrgott! Denn worüm? Wenn dat en Herrgott gew, hadd hei em denn nicht ſacht in all' de Johren en Teiken taukamen laten künnt, un wenn 't ok noch ſo lütt weſt wir, dat hei doch wedder an em glöwen künn? Un hei kek nah den Hewen, dor ſchämerten de Stirn ſo klor, un hei kek dörch de Stirn hendörch, un 't nehm rein gor kein Enn', ſo hoch as hei hüt kiken künn. Leiwer Gott, dacht' hei, giww mi en Teiken, dat't en Herrgott giwwt!

Un hei güng wider den Dik entlang, un as hei an dat Köſterhus genäwer wir, dor ſtäwelte hei dwas äwer den Brink dörch all' den Snei bet an den Kirchhof, un bi de Kirchhofspurt dor ſtünn hei ſtill. Denn üm den Kirchhof leg 'ne Muer rundüm, de ſcheid'te de Doden von de Lewigen, ok ſine Doden.

Je, ſüll hei? Na, worüm denn nich? Dat wir jo doch in all' de Johren ſin heimlich Weg weſt tau deſe Stunn', dat müggt ſtickdüſter ore Mandſchin ſin, dat hei doch einmal ok up 't Johr nah ſine Gräwer ſeihn wull; denn ſüſſen kem hei nich up unſen Herrgott ſinen Acker.

Un ſo geiht hei dörch de Kirchhofspurt un den Stieg längs, un in den hellen Mandſchin ſüht hei all' de ſchönen Sprüch': dumm Tüg, dat giwwt jo keinen Herrgott! Un ſo kümmt hei an dat Flag, hei kennt dat ja ſo gaud, rechts up den Kirchhof tens den Köſtergoren, un Waſſer geiht dicht achter em. „Fiken, Fiken, wo büſt Du? Waſſer, wo is Fiken?"

Dor! wat is dat? O Gott, wer hett dat dahn? Dor is von ſine Gräwer all' de Snei heraw, und ſwart un düſter kikt de Jrd em an, un up dat eine Graww, — dat wir dat Graww von ſine Fru — Herr meines Lebens, is't denn würklich wohr? Dor ſteckt en Dannenbom up, en richtigen, lütten Dannenbom, un Lichter ſünd doran, dünne, gele Lichter, blot brennen deiht keinein!

Großer Gott in 'n Himmel, wer hett dat dahn? Wer hett hüt an em dacht, an em ollen Kirl? Wer hett dat wüßt, dat hei hüt hierher kamen würd? Hei wir jo doch ſinleder nich anners as bi nachtſlapen Tid hier weſt! Un hei ſteiht bi dat Graww un termaudbaſt't ſick, up einmal äwer ſchütt em dat dörch ſinen Kopp: Herrjeh, ſüll dat am Enn' dat Teiken ſin? Süll't doch en Herrgott gewen? — Un de oll Mann ſteiht ganz in ſick verſunken un folgt de Hänn' in ſin Fuſthandſchen, un Waſſer kikt em an: ſo hadd in Johrn ſin Herr meindag' nich ſtahn! Un as tau-letzt ſei wedder von den Kirchhof gahn, dunn hett de Oll den Dannen-bom in de Hand un drägt em mit ſick dörch dat ganze Dörp, un as ſei wedder an den Krüzweg kamen, dunn geiht oll Möller dor ſtramm vörbi un dreiht ſick gornich üm, dat Waſſer ſick binah as wunnern müßt' un kriggt ſin Tuthurn an den Mund: „Hür, Mudder, wat de Nachtwächter hüt forſch blaſt!" ſäd Bäuner Fiſcher tau ſin Fru, dunn wir hei dorvon upwakt.

Dat wir in dit Johr de Heiligabend tau Wilhelmshagen, un as ſin Tid dorhen wir, güng ok oll Möller nah Hus un tau Bedd, un de Dannen-

bom leg in de Stuw up 'n Disch. Wat äwer hüt de Oll gaud inslapen künn un wat hei bi dat Inslapen för Gedanken hadd, süll keiner seggen, un ok Wasser, obschonst hei süß en klauken Hund wir, süll't woll swigen.

* * *

Den annern Dag, den irsten Wihnachtsdag, wir de Wilhelmshäger Kirch ganz proppning vull, un de tau lat kemen, müßten in de Gäng' stahn. Un 't wir 'ne schöne Wihnachtspredigt, de Paster Daniel hüt höll, un 't künn en Minschen woll tau Harten gahn, so as hei sprök. Äwer wo andächtig sei ok all tausamen wiren — weck beden ok woll man so —, andächtiger in'n Harten wir keiner as — oll Möller!

Ja, oll Möller! Dor set hei nu mit in de Kirch, ganz hinnen ünner 't Kur, un hürte ok so nipping tau un süng bi de Gesäng' so flitig mit un hadd sin sünndagsch Tüg an, dat em de Wilhelmshäger knapp kennen künnen!

Un as de Kirch nu ut wir un de Kirchenlüd' nah Hus güngen, güng ok oll Möller, mit sin Gesangbauk ünnern Arm, den Dik längs nah de Knakenstrat, un de Kirchenlüd' terbröken sick den Kopp: oll Möller hüt in de Kirch? Wo wir denn dat nu taugahn? Nu güng jo woll de Welt bald ünner!

Un sei wunnerwarkten gefährlich, un in 't ganze Dörp kem dat glik rüm, oll Möller wir hüt tau Kirch west, un dor wir keiner, de sick dor en Vers up maken künn. Denn worüm? De beiden einzigsten, de 't sacht noch künnt hadden, de künnen leider beid' nich spreken! Dat wiren Wasser, oll Möllern sin Hund, un — Kösterdürten, den Köster sin oll taubstumm Mäten!

Ja, Kösterdürten — späder hett de Kösterfru dat ut ehr rutbröcht, — de wir 't west, de hadd oll Möllern den Dannenbom up dat Graww steken! Sei wir em in de letzten Johren von ehr Kamerfinster ut gewohr worden — denn sei künn öfter 's Nachts nich slapen, — wo hei dor up den Kirchhof bi sin Gräwer stahn hadd, un sei hadd in 'n stillen so duert äwer den einsamen Mann, de wir jo woll noch einsamer as sei sülwen un hadd em nu doch ok 'ne heimlich Freud' maken wullt un em den Dannenbom besorgt, un as nu gistern Nacht de Oll den Bom ok sunnen un mit sick nahmen hadd, — denn sei hadd wedder an ehr Finster stahn, — dunn hadd sei sick so recht von Harten freut un bi sick dacht: Wat hei em woll nah Hus drägt un em woll anstickt?

Un würklich, densülwigen Abend — den irsten Wihnachterdag — brennten in den letzten Katen von de Knakenstrat twei Dannenböm. De ein, de hadd en schönen hölten Faut, un an sin Twig' seten Päpernät un Appeln an, de anner stek staats Faut blot in 'ne Buddel, un dor set nicks nich an as en poor Lichter. Likerst äwer hadd oll Möller noch gor tau lang' nich tuscht! Denn worüm? De anner Dannenbom wir stahlen — hei müßt doch Dreiers Krischan kennen! — un sin — hei wüßt, wer em den schickt hadd! De Düwel schenkt kein Dannenböm.

Aus „In Luſt un Leed".

Dat olle Kommersbauk.

Ein Bauk in swartes Ledder
Un gele Knöp dorup,
Dat fel mi letzt in de Ogen,
Ick nehm't un slög dat up.

Dor fünn ick en Namen in schrewen
Glik vörn up de irste Sid,
Un dunn würd ick so grüweln un denken
An längst verledene Tid.

Un wider fünn ick dor Leeder,
Dor stünnen ok Noten dorbi,
Un dunn würd dat üm mi so klingen
Von so männige oll Melodie.

Un dat klüng so rasch un so fürig,
Un dat klüng so froh un so frisch,
Un dat klüng so sacht un eben
Rund üm den langen Disch.

Un wider fünn ick en Placken,
So brun as von bayrisch Bier.
Un dann würd dat üm mi so klirren,
As wenn von Gläser dat wir.

Un dunn würd dat üm mi so raupen,
Fiducit un Smollis dormang,
Un dunn würd dat so prosten un tosten
Den ganzen Disch entlang.

Un wedder fünn ick dor Namens
Ganz hinn'n up de letzte Sid,
Un dorneben, wennehr dat ein jeder
Wir buren nah Dag un Tid.

Un dunn würd mi, as künn ick weck Namens
Nich seihn un lesen genau,
Un ick weinte un nehm 'ne Fedder
Un sett 'te ein Krüz dortau.

Dat plattdütſch Land.

Ick weit en Land, wat mi geföllt,
Wat mi geföllt von Harten,
Wat mi mit dusend Keden höllt
Alltid in Freud' un Smarten.

Kein Barg' nich strewen hewenhoch,
Dor ruscht kein Water nedder,
Ne, Saat und Wischen süht dat Og,
Un Saat un Wischen wedder.

Un Dannen hier un Dannen dor
Un Fichten, Eiken, Bäuken,
Un söchst Du Seen hell un klor,
Denn mötst Du hier sei säuken.

Doch söchst Du Tru un Glowen ok,
Hett Falschheit Di verdraten,
Kumm her, tred in, dor wo de Rok
Tüht lising ut den Katen!

Dor klingt Di't furtsen an Din Ohr,
Dor wardst 'ne Sprak Du hüren,
'Ne Sprak, so weik, so tru un wohr,
De 't bindelst Haut deiht rühren.

'Ne Sprak, de lacht, 'ne Sprak, de rohrt,
'Ne Sprak, so lud', so lisen —
O plattdütsch Land un Sprak un Ort,
Jug will ick ümmer prisen!

Ick weit en Hus.

Ick weit en Hus, en Katen,
Dat Moos wasst up dat Dack,
De Dör'n un Finstern laten,
As wiren s' mäud un fack.

Un achter 'n Hus' de Goren,
Un tens den Hus' de Mess,
Un vör den Hus' in Horen
De Gör'n, en Stücker söss.

Un in den Hus' ein Krupen
Un Päseln äwerall.
Nu will dat Kalw wat supen,
Un 't Swin schrigt in den Stall. —

Ick weit en Hus, dat mächtig
Kikt up sin Nahwers dal,
De Stuwen grot un prächtig
Un mit Parkett de Saal.

Un all'ns dorin so lisen,
Un all'ns so as dat Schick:
De Wirt, de is tau prisen,
Un dese Wirt — bün ick!

Doch denk ick an den Katen —,
Ick weit nich, wo mi ward.
Wo kannst du mi so faten,
Min Vaders Hus, an't Hart.

Min leiwste Weg.

Ein Weg deiht mi gefallen
In't Meckelbörger Land,
Dat 's mi de leiwst' von allen,
So vel mi sünd bekannt.

Twei Grawens an de Siden,
Middwarts 'ne Wagenspor,
Up't Äuwer olle Widen —
Dat is hei ganz un gor.

Den Weg ded ick all wannern,
So knennlich noch un fin,
Dat dürwt' mit keinen annern
As mit min'n Vadder sin.

Wenn denn de Klocken klüngen
Des Sünndags ehren Gruss —
Up desen Weg dor güngen
Wi beid in't Gotteshus.

Un as för mi nah Tiden
Ok Gottes Disch stünn prat,
Dunn tög' wi längs de Widen
All' vier in unsen Staat.

Min Vadder un min Mudder,
Min Brauder Korl un ick,
Wi Jungs in framen Schudder,
De Olln mit irnsten Blick.

Nahst hett mi ok dat Lewen
Vel anner Weg' noch librt,
Doch ümmer hett mi't drewen,
Dat ick taurügg bün kibrt.

Un einmal, as ick kamen,
Wer wir't, de mit mi güng',
Mit mi den Weg tausamen,
De an den Arm mi hüng?

Wo ännern sick de Tiden!
'T wir jo min junge Fru!
Ji olle grisen Widen,
Wat flustert ji denn nu?

Nahst güng ick mit de Johren
Den Weg noch männig Mal,
Doch körtens — lat't bewohren
Jug Gott vör dese Qual!

Dat wir, wenn Ji 't willt hüren,
Noch mal mit Vadern — ja!
Man blot, em müssten s' führen,
Un ick güng sachten nah.

So bün in Freud' un Smarten
Up desen Weg ick gahn,
Drüm liggt hei mi an 'n Harten,
As noch kein Weg süss dahn.

Un müggt dat Gott so wennen,
Js Gott's Will so as min,
Sall nah min selig Enn'n
Des' Weg min letzt' ok sin.

**

Originalgedichte.

Mudderglück.

Ji groten blagen Ogen,
Wat kikt ji noch so klor?
Min Döchting möt jo slapen!
Ja, ja, du Schelm, 't is wohr!

Na, wull du noch mal lachen?
Ja, wull du? Denn man tau! —
Ja, du! Di süll din Mudding
Nich kennen ganz genau!

Un nu noch wat vertellen?
„Ä gä! ä gä!" O je!
Wat weit min lüttes Döchting,
Wat weit sei all', o ne!

Un hier, wat kickt hier rute?
En lütten, nakten Bein?
Wat will denn dei? Ick glöw woll,
Sick mal de Welt beseihn?

Süh so, dor kümmt de Sandmann!
Wat streut 'e, o wo dull!
Furts hett min lüttes Döchting
De beiden Ögings vull!

Dor liggt sei nu un slöppt sei,
Un slöppt so säut un sacht;
Lis' bög ick mi hendalen:
Gu'n Nacht, min Kind, gu'n Nacht!

Min Jüngst.

Des Morgens hentau sössen,
Wer tuhlt mi in min Hor?
Wer strakt mi mine Backen?
Wer treckt mi an min Ohr?

Du Schelm, willst glik mal slapen!
Wat stürst du mine Rauh?
Je ja, je ja! Dor kriescht sei,
Un jucht un lacht mi tau!

Nich heller schint de Sünnschin,
Nich blanker blinkt en Stirn,
As wie das lütte Sichting
Von min lütt leiwe Dirn.

„Baba! Baba!" — kein schöner,
Kein säutere Musik!
Kein Klocken klingen reiner,
Kein Ton kümmt desen glik! —

Na, wullst du tau mi rinne?
Süh, Mudding schüwwt mit nah!
O je, wat ward't för'n Lewen!
Juch heisa, hopsasa!

Wo flüggt min Dirn dat Röckschen!
Wo böhr ick s' up un dal!
Juchhei, juchhei, noch einmal!
Juchhei, noch wedder mal! — —

Herrjeh, de Klock is säben!
Bautz smit ick s' in ehr Weig
Un fohr in mine Tüffeln:
Nu 's Mudding an de Reig!

Verlaten.

Nu is dat gescheihn!
Nu stah ick un wein —
O hadd ick dat dacht! —
In einsame Nacht.

„Marik, du büst slecht!"
So hett hei mi seggt. —
„Johann, leiw Johann,
O hür mi doch an!"

„Marik, ick gah furt!"
O schreckliches Wurd!
Un in Nacht un in Grus,
So güng hei von Hus!

Du sülwerne Man,
Du geihst dine Bahn
Lik klor un lik rein,
As wir nicks nich gescheihn!

Unner de Böm.

Unner de Böm,
Dor ligg ick un dröm.
Dörch Bläuten un Bläder
Tüht lisen dat Weder:
Unner de Böm,
Dor ligg ick un dröm.

Unner de Böm,
Dor ligg ick un dröm.
Wo blag is de Hewen!
Wo schön is dat Lewen!
Unner de Böm,
Dor ligg ick un dröm.

Unner de Böm,
Dor ligg ick un dröm.
Du Wind in de Twigen,
Du sallst dat woll swigen,
Wat allens ick dröm,
Unner de Böm.

Aus „Biweg'lang."

Dat Werk der Finſternis.

Uns' Herr Pastuhr höll Kinnerlihr,
Un wil dat sine Mod' so wir,
Dat hei dörch Frag'n von vörn un hinnen,
De Kinner sülw'n let allens finnen,
Frög hei ok hüt de Krüz un Quer
Un wull dat ut ehr rutebringen,
Wat 'n „Werk der Finsternis" woll weer,
As 't in de Biwel heiten ded.
Doch leider wull dat nich gelingen,
Un wenn hei dacht: nun hab' ich sie! —
Wutsch! flitschten sei em doch vörbi
Grad' bi sin allerfinsten Fragen.
„Na," säd hei nu, „wer kann mir sagen:
Wenn 'n böser Mensch sich eine Tanne
Aus unsern Holz will stehlen, wanneh
Wird er das tun? Na, heine Lüth?"
„„Dat deiht hei, wenn em keiner süht.""
„Nun ja, 's ist recht, mein Sohn! Gewiss!
Doch wann wird ihn wohl niemand sehen,
Wann kann das finst're Werk geschehen?
„„Dat kann dat, wenn dor keiner is.""
„Nun ja, mein Sohn! Doch, Fritz Podeyn,
Wenn einer nun will brechen ein
In euer Haus un Korn dort stehlen,
Sag', welche Zeit wird er wohl wählen
Zu diesem Werk der Finsternis?
„„Wenn grad uns Kurnbähn apen is.""
De Paster markt, up dese Urt
Geiht nu de Sak nich wider furt.
Hei kihrt dat Ding denn also üm
Un nimmt dat nu mal anners 'rüm
Un frögt de lütte Fiken Schacht:
„Sag' du mir mal, mein liebes Kind,
Die Menschen, welche böse sind,
Was tun die oft in finst'rer Nacht?
Dit denkt hei, ward sei doch woll drapen!
„„Herr Paster"", seggt de Lütt, „sei slapen.""

Wenn einer ſick man tau helpen weit!

Wat min oll Stofferunkel wir,
De hadd de Städ as Sekretihr
Bi 't Hospital tau 'm Heilig'n Geist,
Dor hürten dunnmals allermeist —
Ick weit dat nich mihr ganz genau —
So'n dörtein, viertein Dörper tau,
Un allerwegt hadd hei tau dauhn,
Mindag nich würd sin Arbeit rauhn,
Bald wir hei hier, bald wir hei dor,
Un dat hendörch dat ganze Johr.
Na, 't wir sin Amt un sin Geschäft,
Un för de lange Wil, dor gew't
Ok aw un an en lütt Plesir,
Woför hei sihr taugänglich wir.
So führt hei mal nah Lütten Klein,
Üm sick de Timmers tau beseihn,
Wat ok am Enn' dor bi de Buren
Woll nödig wiren Repreturen,
Un kümmt jo denn ok unverdraten
Tauletzt hen nah den Armenkaten.
Glik 't irste Lock, wo hei geiht 'rin,
Dor sitten drei oll Wiwer in,
Twei Witfru'ns un ein olles Mäten,
De sünd jüst bi bi't Frühstücketen.
„Gu'n Dag!" „„Schön Dank!"" — „Na, will dat smecken?"
„„Jh ja"", seggt ein' „„'t will bloss nich recken!

Seihn S', Herr Siktihr, det Häppschen Brod!"""
Un dorbi wist sei em en Knacken,
As wi so'n gadlich Körbs so grot.
Na, min oll Onkel müggt' girn snacken;
„Jh," seggt hei, „streckt Jug nah de Deck!
Ick seih, Ji hewwt jo ok noch Speck."
„„Ach, so'n lütt Finzel! Seihn S' doch blot!"""
Un dorbi wist s' em 'n Stück so grot,
Gaud 'n Punde twei, ok drei tau Not.
„An Koffe deiht 't Jug ok nich fehlen!"
„„Ja, wenn wi den noch missen sälen,
Wat hewww wi denn von unsen Lewen?
Herr, sall 'ck Sei ok en Köppken gewen?""
„Ick dank, ick dank!" lacht de oll Herr,
Den did jo dägern ketteln ded!
„Jh," seggt hei nun un halt de Luft
Dörch sine Näs', „wat 's dit för'n Duft
Hier in de Stuw? Rokt Ji Toback?
„„Bewohre, dat 's nich uns Gesmack!""
„Ick rük doch äwer Tobacksrok?"
„„Ja, Herr Siktihr, de is hier ok!
Seihn S' eins, wi drei oll Frugenslüd',
Wi lewen gor tau einsam hier.
Kein Mannsminsch kümmt hier mihr up Stunns,
Wi sitten ümmer so för uns.
Nu sünd wi up den Infall kamen
Un hewwt 'ne Hand vull Toback nahmen
Un hewwt"" — hier wist sei nah dat
Rühr —
„„Uns dorvon bött en lüttes Für,"" —
Un deiht mit ehre Näs' en Zug:
„„Nu hewwt wi doch 'n bet'n Mannsgeruch!
Je, Herr Siktihr, nu seggen S' blot,
Wat deiht de Minsch nich in de Not.""

Ein Dümel äwer'n annern.

Tau Gischow Mudder Ewermann,
De boddert, wat sei boddern kann
Un ward all bi ehr Boddern sweiten.
„Ne", stähnt sei, „wat is dat för 'n Leiden!
So 'n arme Witfru, de hett Plag'
Un Not un Arbeit alle Dag!
Nu bölkt de Kauh, nu schrigt dat Swin,
Un ick möt hier bi 't Boddern sin:
De Bodder will jo gornich aw!"
Dor, Gott sei Dank, dor steiht dat Staff!
„Fritz," röpp s' den Jung'n nu ut de Käk,
„Ick gah hendalen nah de Bäck
Un will de Kauh irst sniden wat.
Kumm 'rin un pass up 't Bodderfatt,
Dat dor wildess nicks mit geschüht!
'T is grad so'n schöne Bodder hüt!"
„„Ja woll"", seggt Fritz, un sei löppt aw
Un snitt dat Gras för ehre Kauh
Dor bi de Bäk un snitt fix tau
Un löppt taurügg in'n Zuckeldraww',
Wenn blot de Jung dat Bodderfatt
Ok recht in acht nimmt vor de Katt!
Knapp is sei bi de Käkendör,
Dunn röppt ehr Fritz all: „Mudder, hür,
Sall ick di mal vertellen wat?
Dor is 'ne Mus in 't Bodderfatt!"
„„Jung, best du s' nich herutehalt?""
„Ne, ick hew anners ehr betahlt
Un hewww ehr sacht verfihrt en beten:
Ick hewww de Katt bi rinnesmeten!"

Johanna Klemm.

Selbstbiographie.

J. Klemm, geb. in Bützow in Mecklenburg am 13. Nov. 1856, lebt jetzt in Schwerin. Sie veröffentlichte im Jahre 1895 ihre ersten schriftstellerischen Versuche in der „Magdeburger Zeitung", fand bald darauf Eingang in der „Illustr. Frauenztg.", der „Köln. Zeitung", „Westermann's Monatsheften" und anderen Blättern. Außerdem schrieb sie Erzählungen und Theaterstücke für die Jugend, die im „Kränzchen", wie in dem von Frida Schanz herausgegebenen Almanach „Junge Mädchen" erschienen und zwei Werke in Buchform: „Das kleine Klosterfräulein" und „Kloster Ulfingen". (Verlag von W. Süsserott, Berlin.) Ferner einen Band Novellen, soeben bei Keil's Nachfolger erschienen unter dem Titel: „Hero's Lampe und andere Novellen."

Die erste der folgenden Novellen ist aus „Westermann's Monatsheften“ entnommen, die zweite ist ungedruckter Originalbeitrag.

Muttersprache.

Novelle.

In Schnee vergraben liegt die kleine Stadt. Frisch, wie eben gefallen, hält sich die weiße Last auf Straßen und Plätzen; es ist Weihnachtsschnee. Überall Festtagsstille — Kirchzeit.

Der Mann, der die lange, schmale Hauptgasse daherkommt, hört nichts als seine knirschenden Tritte. Trotz der Kälte geht er gemächlich und sieht sich aufmerksam um.

Die kleinen, wunderlichen Häuser! Mit so naivem Farbensinn bemalt und zum Teil so niedrig, daß man versucht ist, mit der Hand ans Dach zu greifen. Hin und wieder ein paar Rohbauten, die sich wie rechte Protzen dazwischen ausnehmen, dann wieder ein zierliches, mit billigem Stuck überladen, wie ein Traganthäuschen.

Nun kommt das alte Tor und dahinter, am Fließgraben, die kleinen, ländlich aussehenden Häuser der „Ackerbürger" mit Scheune und Stall.

Gleich im ersten Hause öffnet sich die grüngestrichene Tür, ein Besen wird sichtbar, der den Schnee von der Schwelle kehrt, und über diese Schwelle tritt jetzt der junge Wanderer. Im Hausflur, der mit Steinen belegt ist, steht eine alte Frau, noch mit dem Besen in der einen Hand, während die andere sich dem Ankommenden entgegenstreckt.

„Min Hannes," sagt sie, „büst du dor?"

„Ja, Mutting, wo geiht 't denn?"

„Gaud, min Sähn. Nu kumm man rin, sett di dal, dat Eten is ook glik prat."

Sie treten durch die niedrige Tür in die kleine Wohnstube, da ist noch der weißgescheuerte Fußboden mit Sand bestreut. Da ist das alte, harte Roßhaarsofa und der tannene Tisch, da blüht das Geranium am Fenster, und die paar kleinen Bilder in schmalen Leisten schauen bekannt und traulich von der Wand.

„Treck dinen Äwerrock ut, min Sähn," sagt die Mutter, „jüh, dor kickt wedder dat Uphängsel rut, wat du ümmer nich liden künnst; töw, dat neih ick di nahsten glik anners. — Snurriges Tüg," meint sie dann kopfschüttelnd und befühlt mit prüfenden Blick den Loden-

mantel, „äwer ick wet all, dat möt jitzt all groww un rug sin, wat för sin gellen sall. Lakensch Röck, as din sel' Vadder för best drög, de sünd ut de Mod'. Na, schad't nich, Hannes, wenn du man süs keen anner Moden mitbringst, wenn ick din Gesicht man ümmer wedder finn. Un dat let jo so. Jung, Jung, wo sühst du dinen Vadder ähnlich, dinen gauden Vadder!"

Lächelnd blickt der Sohn über ihren Kopf weg in den bescheidenen Pfeilerspiegel und denkt im stillen, daß doch wohl ein beträchtlicher Unterschied ist zwischen ihm, dem stattlichen, jungen Baumeister, und dem alten Ackerbürger Reuter, der in seinem Gedächtnis lebt als ziemlich vierschrötig, mit stark gefärbtem Gesicht, eisgrauen, buschigen Brauen und bartlosem, eigensinnigem Mund. Wieviel er dennoch von seiner eigenen, energischen Gesichtsbildung dem Vater verdankt, muß die Mutter freilich besser wissen, die mit den Augen der Erinnerung noch immer den Dreißigjährigen sieht, der um sie geworben.

Die Augen des Sohnes gleichen den ihren, diesen braunen Augen, die so klug und so gut aus dem faltigen Gesicht unter der weißen Rüschenhaube hervorschauen. Diese Augen an der Alten sind jung geblieben, und auch ihre Bewegungen haben noch etwas Behendes, Rasches, wie sie jetzt das Essen aufträgt, wobei der Sohn sie lächelnd beobachtet.

Während der Mahlzeit wird nicht viel gesprochen, Johannes kennt diese Sitte von früher. Aber dann nimmt die Mutter das Strickzeug und sagt: „So, Hannes, nu vertell 'n beten von din Bugeri."

Un der junge Baumeister tut es, nicht bloß obenhin, wie zu jemand, der auch nur so obenhin fragt; nein, er weiß, seine alte Mutter horcht auf jedes Wort, nimmt alles wichtig und versteht es. Sie muß genau wissen, was für Bauten er vorhat, wieviel Leute er beschäftigt, wieviel Lohn sie bekommen und wie das mit den Unfallversicherungsgeldern ist. Auch wie die Hauptarbeiter heißen, interessiert sie. Der tüchtigste Maurerpolier heißt Schäning, erzählt er, und sie unterbricht: „Wi hebben hier ook Schänings, de een wir' äwer 'n slichten Kirl."

„Min döcht ook nich veel, is 'n roden —"

„Woll son'n mit'n groten Haut?"

„Ja, 'n richtigen Sozialdemokrat, äwer sin Arbeit ist gaud."

Die Mutter wiegt den Kopf und meint: „He hürt gewiß tau de hiesigen Schänings, ick heww lang nix dorvon hürt, sit de Mudder storben is. — Na, nu vertell man wider."

Und er erklärt ihr neue Arten von Baumaterial, spricht von Rissen und Plänen, von Konkurrenzarbeiten und Baugesellschaften, — und sie hört stolz und glücklich zu. Zuletzt sagt sie nachdenklich:

„Je, min Hannes, mit dat Bugen is dat 'ne eegen Saak. Tauletzt hört dor noch wat tau, wat du nich seggt hest: de Grund, up den'n du bugst. Ji känt noch so geschickt sin un de Teiknung so sin, un Steen' un

Holt un all dat nimodsche Tüg bruken, — bugst du up den Sand, kann 't de Wind ümriten, bugst du in de natte Grund, weekt di dat schönste Muerwark up."

So lebhaft und ernst sah sie dabei aus, als meinte sie noch viel mehr, als sie sagte, so daß der Sohn gerührt dazu nickte: „Recht hest, Mutting."

Dann fällt sie wieder in ihren gewöhnlichen Ton und erzählt: „Dor hett sick Sahlmann 'n Hus bugt, dicht an de Wisch, dat möst di besehn. Upgeputzt as sühst mi woll! äwer hett 'nen groten Riß, un de Husdör sitt all scheef — ick gah dor nich rin."

Johannes lacht und meint: „Denn möst du mi woll den Platz utsäuken, wenn ick min eigen Hus bug."

„Na, du warst di woll vörsehn. Äwer man nich tau künstlich, Hannes! Lat de Lüd nich bloß seggen: dat 's 'n smuckes Hus, lat 's denken: dat 's 'n gaudes Hus, dor möt sick dat nett in wahnen, dat 's warm un fast, dat kann ick trugen."

Herzlich sagt der Sohn: „Dor will ick an denken, Mutting," und sie fährt fort:

„Un mit dat Hus kümmt denn de junge Fru, un Hannes, dor möt ick dat sülwige denken. Szüh, du warst di jo 'ne fine, gebild'te Fru nehmen, nich mihr von unf' oll' Ort — dat weet ick, un dat möt so sin, denn de Tiden sünd anners, und allens hett 'nen annern Schick. Du hest dat dinige lihrt, du kannst woll ankloppen in 'n ordentlich Hus. Äwer min Sähn, wenn du ehr ankickst, denk nich bloß: dat 's 'ne smucke Fru, 'ne fine, 'ne würkliche Dam', — paß up, dat dat heeten kann: dat 's 'ne gaude Fru, de 's fast, de kann ick trugen."

Es liegt etwas Begeistertes, fast Beschwörendes in den einfachen Worten der alten Frau, und der Sohn kann nicht anders, als die harte, rissige Arbeitshand der Mutter mit Ehrfurcht an die Lippen führen.

Aber da lacht sie und schlägt ihn auf die Finger. „Du Spiök du, willst mal! Dit Scharmuzieren, dat lat man för de junge Fru."

Un dann, da die Feierlichkeit doch einmal unterbrochen ist, fragt sie mit schalkhafter Neugier: „Weetst denn all een', Hannes?"

„Nee, Mutting."

Sie droht mit dem Finger. „Na töw, dat warst du mi nich seggen, un dat is ook ganz gaud so, ick will ehr gor nich kennen vörher! Denn ick will di seggen, man hett doch ümmer wat uttosetten vörher! Denn sall sei so sin und denn wedder so nich — nee, dat is am besten, ick weit nix von. Wenn du kümmst un seggst: Mutting, dit is nu de Rechte, denn will ick di 't glöwen. — Un nu sitt man rein still, min Jung, ick möt man irst mal na de Häuhner sehn, wat se all tau Wiemen sünd."

Mit ihren flinken Händen packt sie das Strickzeug zusammen, nimmt ein wollenes Tuch über den Kopf und geht hinaus. Der Sohn sitzt jedoch nicht „rein still", sondern geht mit.

Er muß doch alles einmal wiedersehen, den Hof mit den rotgestrichenen Stalltüren, die Bodenluke, aus der immer der kräftige Heugeruch kam, den schmalen Plankensteg unten am Fließgraben, wo die Mutter so manches Stück Wäsche gespült, wo er als Junge die behaglich watschelnden Enten gehütet und sie beneidet hat, wenn sie vergnüglich auf dem Graben um die ganze Stadt schwammen.

Heute ist der Graben zugefroren, der Hof ist ganz still. Knecht und Mädchen, mit denen die Witwe ihre Wirtschaft besorgt, haben Feiertag. Forschend blickt die Frau in alle Türen. Johannes steht und tritt bei ihr herum und hört zu, wenn sie von der Wirtschaft erzählt, sie aber meint kopfschüttelnd: „För dat Veih hest doch keenen Sinn mihr, Hannes. So'n Swin as dit hemw ick tauletzt hadd, as din sel' Vadder noch lewte, und dor hest du gor nix tau seggt!"

Johannes lacht und macht dabei ein schuldbewußtes Gesicht. Es ist ja wahr, er hängt seinen Gedanken nach bei all diesem Besehen und Besprechen und fühlt, daß sein Leben jetzt von so ganz andern Dingen bewegt und ausgefüllt ist. Auch abends, als er in der altvertrauten, kleinen Stube schon im Bett liegt, kann er nicht einschlafen. Der Mond scheint hell auf den beschneiten Hof und den zugefrorenen Fließgraben, er liegt und denkt an seine Kindheit.

Da rührt es sich leise an der Tür, und die Mutter flüstert: „Slöppst all, Hannes?"

„Nee, Mutting."

„Liggst ook gaud?"

„Ja, äwer kumm doch rin."

„Wat sall ick, min Sähn? Weitst noch, as ick ümmer up din Bedd sitten müßt, as du so'n lütten Slüngel wirst, un mit di bäden?"

„Ja, Mutting, bäden brukst nich mihr mit mi, äwer — ens äwerstraken!"

* * *

Baumeister Reuter war wieder in seiner Wohnung in der Residenz angelangt. Er sah die eingegangenen Postsachen durch und fand eine Einladung vom Oberbaurat, seinem Chef. Er sah nach dem Datum. „Heute noch? So, dann wird es Zeit! ‚Gemütliche Tasse Thee?' Also Smoking."

Er kleidete sich rasch um und machte sich in ganz behaglicher Stimmung auf den Weg. Er kannte diese Theeabende beim Chef, die in Wahrheit gemütlich waren, nicht aufregend und nicht anstrengend, schon deshalb, weil keine Töchter im Hause waren. Man traf nur das feingebildete Ehepaar oder einen oder den anderen angenehmen Gast. Die Baurätin machte selbst den Thee und erlaubte eine Zigarre, auch ein Glas Wein war nicht ausgeschlossen.

Heute indessen schien alles anders. Schon im Hausflur hörte er Musik, ein rauschendes elegantes Klavierspiel. Im Zimmer des Hausherrn, wo er sonst empfangen wurde, war niemand; im blauen Boudoir saß die Rätin, von vier bis fünf Personen umgeben, während der Baurat, in der Salontür stehend, lebhaft applaudierte. Das Musikstück war gerade beendet, und am Flügel erhob sich eine junge Dame. Baurats hatten Besuch, eine Nichte aus Berlin, Fräulein Erika von Harden, der Johannes jetzt vorgestellt wurde.

Also die Gemütlichkeit ist hin, dachte er bedauernd, denn er bildete sich seit kurzem ein, ein Damenfeind zu sein, weil man mitunter seine Stellung als Heiratskandidat zu deutlich markierte.

Die übrigen schienen nicht seiner Ansicht zu sein, sondern das Angenehme der Häuslichkeit durch die Anwesenheit dieser Nichte noch erhöht zu finden. Und Johannes ertappte sich trotz aller Grundsätze und vorgefaßten Meinungen auch darauf, daß er jedesmal, wenn Fräulein von Harden durch das Zimmer ging, dasselbe dachte: Welch schönes Mädchen!

Sie war groß und von jener biegsamen Schlankheit wie gewisse hochgestielte Blumen, die ihr feines Köpfchen in jedem Lufthauche leise wiegen. Ein wenig farblos vielleicht war dieser Blumenkopf, aber das reiche, dunkle Haar umgab es auf eine unbegreiflich schöne Art, und gekleidet war die Gestalt — man wußte nicht, war's Einfachheit oder höchstes Raffinement? Nichts Besonderes, das auffiel, und doch hatte man das Gefühl, so und nicht anders mußte sie sich kleiden, um am schönsten zu sein.

Johannes saß neben ihr am Tisch, und war die Unterhaltung zuerst auch allgemein, so fanden sich doch merkwürdig schnell Berührungspunkte zwischen den beiden, die sie im Gespräch isolierten.

Fräulein von Harden machte kleine, fein pointierte Bemerkungen, die von Verstand zeugten, sie hatte liebenswürdige, graziöse Einfälle, die auf ein angenehmes Temperament schließen ließen.

Nicht so deutlich wie das erste „welch schönes Mädchen" sagte sich Johannes dies weitere, aber als er nach Hause ging, fand er sich doch in einem gewissen ungewohnten Rausch der Gefühle.

Im Zimmer stand noch sein Koffer unausgepackt. Er öffnete ihn mechanisch und nahm die Sachen heraus; da fand er allerlei, das die Mutter dazwischen gepackt hatte: Wurst und selbstgebackenes Brot, — und greifbar deutlich stand die alte Frau vor ihm.

Er sah das dunkle Kleid, die blaugestreifte Schürze, das „Umsteck-tuch", die Haube mit der dichten, weißen Rüsche — dicht daneben die glänzende, graziöse Erscheinung Erikas. Er sah unter der Haube das faltige, aber nicht unedle Gesicht mit den klugen, guten Mutteraugen und zugleich unter dunkelbauschigem Haar ein anderes, rätselhaft schönes Augenpaar, und eine rasche Ahnung überkam ihn, daß diese zwei ganz verschiedenartigen Frauen in seinem Leben einen Kompromiß würden schließen müssen.

Wohl erschrak er über den scharfen Kontrast und empfand das Schwere, das allemal der auf sich nimmt, der aus engen, kleinbürgerlichen Verhältnissen durch Berufswahl in eine andere Gesellschaftssphäre übertritt. Dann aber kam auch das stolze Gefühl der Vollkraft eines Mannes, dessen Wissen und Leistungsfähigkeit, dessen ganze gefestigte Persönlichkeit ihn berechtigten, jene Kluft mit einem Sprung zu nehmen.

In wenigen Minuten war dies alles gedacht und durchempfunden, dann dachte er für heute überhaupt nicht mehr. Der holde Rausch kam zurück und bedeutete den Anfang jener wunderbaren Lebensepoche, wo alles, alles „Werben" heißt. Und die Ahnung dieses Abends erfüllte sich: in kurzem war die schöne Erika von Harden Johannes Reuters Braut.

Da gab es weder Kampf noch Hindernis. Die Neigung schien bei beiden mit gleicher Schnelligkeit und Stärke erwacht zu sein, sie hatten viel Gelegenheit, sich zu sehen, und niemand legte ihnen etwas in den Weg. Der von seinem Chef stets mit Auszeichnung behandelte junge Baumeister wurde ohne weiteres als ebenbürtige Partie für das verwöhnte Mädchen angesehen, seine Familienverhältnisse erschienen allen nebensächlich.

Johannes konnte es freilich nicht lassen, seiner Braut bald und oft von dem kleinen, alten Vaterhause zu erzählen, von dem Hof mit den roten Stalltüren und den Enten auf dem Fließgraben.

Erika lachte dann über die Bezeichnung „Ackerbürger", und wenn er es gar zu wichtig nahm nach ihrer Meinung und Vergleiche ziehen wollte, dann sagte sie wohl: „Aber Schatz, du bist doch keine Schnecke, die ihr Haus auf dem Rücken trägt! Ich brauche doch nicht mit dir unter den roten Türen am Fließgraben zu wohnen, sondern du baust uns die allerschönste Villa, die du dir ausdenken kannst!"

Und ein andermal, als er in einer Konkurrenz den Sieg davongetragen hatte und einen ganz nach rein künstlerischen Grundsätzen auszuführenden Bau übernehmen mußte, sagte sie triumphierend: „Siehst du wohl! ‚Es schadet nicht, auf einem Entenhof geboren zu sein, wenn man nur in einem Schwanenei gelegen hat', sagt Andersen in seinem Märchen vom häßlichen Entlein, und du bist ein echter Schwan, mein Geliebter!"

Das klang nun wohl hübsch, und ihre anmutige Art bezauberte ihn. Aber es drängte ihn auch, von der Mutter zu sprechen und sie seiner Braut nahe zu bringen.

„Sie spricht plattdeutsch, Erika, aber es giebt keine klügere, liebevollere Art zu reden, als diese alte Frau sie hat. Du mußt sie lieb haben, mein Herz, es kann nicht anders sein, such nur, sie zu verstehen."

„Ich will plattdeutsch lernen," versprach Erika bereitwillig und machte die drolligsten Anstrengungen, ihre aristokratische Zunge der plattdeutschen Mundart anzupassen. Das gab neue Heiterkeit, neue scherzhafte Einfälle, und wenn Johannes heimlich auch wohl noch eine andere Art von Verständnis im Sinn hatte, so sprach er das doch nicht aus, sondern überließ es der Zeit, der ersten Gelegenheit, wo diese beiden sich gegenübertreten würden.

Zunächst hatte er seine Braut ja nach Berlin begleiten müssen, um seinerseits die Schwiegermutter kennen zu lernen. Und dabei war es ihm merkwürdig ergangen.

Vom Vorzimmer aus sah er im Salon eine Dame stehen, so groß wie Erika, ähnlich frisiert, jugendlich gekleidet.

„Ich wußte gar nicht, daß du eine Schwester hast," flüsterte er seiner Braut zu, und diese lachte hell auf.

„Das ist ja Mama!" rief sie aufs äußerste belustigt, und so gestaltete sich dies erste, immerhin etwas peinliche Gegenübertreten ganz anders, als man erwartet hatte.

Frau von Harden fühlte sich geschmeichelt, für eine Schwester ihrer Tochter gehalten zu sein, und acceptierte den stattlichen Schwiegersohn deshalb nur um so huldvoller.

Johannes in seiner Überraschung war ein wenig linkischer als sonst, doch brachte Erika ihn bald ins gewohnte Geleise zurück, und man fand sich doch leidlich miteinander zurecht. Nur das erkannte Johannes gleich am ersten Abend: eine Mutter war diese Dame nicht für seine Braut. Sie verkehrten miteinander wie Schwestern, und zwar wie recht verschiedenartige, von denen Erika nicht einmal auf jeden Fall die jüngere schien.

Keine Spur von Respekt, von Unterordnung auf der einen Seite, keine mütterliche Autorität, Sorge oder Zärtlichkeit auf der anderen. Frau von Harden hatte etwas Kühles, Egoistisches, das nach den ersten liebenswürdigen Anstrengungen bald wieder hervortrat, sie gehörte zu den Frauen, die von ihrer eigenen Jugend und Schönheit nicht scheiden können, die selbst in der aufblühenden Tochter gelegentlich nur die Verdrängerin sehen.

Erika, die bei den Verwandten einen anderen Ton kennen gelernt und dann durch ihre Verlobung in eine ganz neue Atmosphäre der Wärme versetzt worden war, empfand an diesem Abend eine unbestimmte, große Enttäuschung, als fehle etwas, das sie nicht nennen konnte, und sie war beim Abschied besonders weich gestimmt. Johannes glaubte sie zu verstehen und freute sich im stillen auf den Augenblick, wo seine Mutter sie als Kind begrüßen würde.

* * *

Mutter Reuter besah und befühlte indessen tausendmal die Verlobungsanzeige, das starke, goldgerandete Papier mit dem stolzen Namen Erika von Harden über dem ihres Sohnes.

Ihr Hannes! Nun war es also so weit. Nun würde er ihr „die Rechte" bringen, und sie würde sie ohne Besinnen aufnehmen.

Das Haus war längst gescheuert und geputzt, von der Rotsteindiele bis zum Giebelstübchen, wo die Braut schlafen sollte. Die Nachbarinnen nahmen auch eifrig teil an dem Ereignis, jede auf ihre Art.

Schmidtsch, die gutmütige, „wunderwerkte“ ohne Aufhören: „Nee, dit grote Glück! So 'ne Partie, as de Sähn makt! Sogor 'ne ‚von‘! Reutersch, du warst di 'n niges Kleed anschaffen möten!“

Worauf Mutter Reuter resolut erwiderte: „Dat ‚von‘ gellt mi wider nix an, Schmidtsch, von Harten, von Gemäut sall se dägen, dat anner ‚von‘ bedüd't mi nix. Un mit dat nige Kleed töw ick bet tau de Hochtid.“

Wenn aber Bargmannen, die hämische, meinte: „Rike Harder heet se jo woll, hürt se villicht tau Schauster Harder?“ dann konnte sie auch ganz stolz erwidern: „Mäglich, Bargmannen, äwer disse Harder schriwwt sick mit 'ne ‚N‘,“ wobei sie nachlässig die goldgerandete Karte zeigte mit dem Adelsnamen und dem vornehmen Titel der Schwiegermutter.

Und dann kam das Paar.

Es war Regenwetter und Markttag, die kleine Stadt nicht so totenstill wie damals am Feiertag, als Johannes zuletzt hier gewesen, leider aber auch nicht so sauber und freundlich wie damals im Weihnachtsschnee.

Johannes war schweigsam, denn die nächste Stunde lag ihm im Sinn, auch hatte er so viel auf die Vorübergehenden zu achten und zu grüßen.

„Mein Gott, kennst du denn alle diese Leute, daß du in einem fort grüßest?“ fragte Erika belustigt.

„Ja, und wen ich nicht kenne, der kennt mich.“

Da waren sie schon vor dem Hause am Fließgraben angelangt. Die Tür stand auf, aber auf der Diele war niemand, die Mutter erwartete sie in der Stube, das dachte sie sich feierlicher.

Ob Erika sich die Mutter ihres Johannes als malerische Matrone, eine Art Theaterbäuerin vorgestellt hatte und den „Entenhof“ wie eine Idylle in Goldschnitt?

Sie war unglaublich ernüchtert, als sie diese enge, düstere Stube mit dem sandgestreuten Fußboden betrat und darin die kleine schlichte Frau mit dem grauen Kleid, der weißen Rüschenhaube und der zur Feier des Tages vorgebundenen, schwarzwollenen Schürze.

Schnell wie Gedanken flogen die Blicke der drei zu einander, und Spannung war's, was jeder im Gesicht des anderen fand.

Als Erika in den dunklen Augen nicht nur die vielgerühmte Güte, sondern auch dies kluge, scharfe Forschen entdeckte, stieg es ihr doch plötzlich in die Krone, sich von dieser alten Frau am Ende gar beurteilen lassen zu sollen! Erika von Harden war es gewohnt, sich mit fragloser Bewunderung empfangen zu sehen. So saß ihr Blumenköpfchen heute auf hohem, straffem Stengel, und mit einem kleinen, huldvollen Lachen sagte sie: „Nun, Mütterchen Reuter, wir werden uns schon vertragen, nicht wahr?“

Dabei berührte sie mit dem feinen Handschuh leicht die Schulter der Alten, als wollte sie sagen: Nur nicht ängstlich!

Frau Reuter aber blieb steif und ernst: „Meinen Sohn seine Braut soll willkommen sein.“

Johannes, selber bewegt und befangen, empfand mit Unbehagen, daß seine prächtige, alte Mutter sich nicht so natürlich gab wie sonst, auch meinte er, daß Erika heute nicht das erste Wort zugekommen wäre; so sagte er denn schnell und herzlich: „Na, Mutting, hier is sei nu, de Rechte, de ick di bringen füll."

Die Alte verharrte bei ihrer Feierlichkeit: „Das seh ich, mein Sohn, un darum soll sie gesegent sein. — Un nu setzen Sie sich man, auf den Sofa, bitte, un womit kann ich aufwarten? Ne Tasse Kaffee vielleicht? Heiß ist er."

„Na ja, Mutting, bring uns Kaffee," entschied Johannes, während Erika vor dem kleinen Spiegel ihr Haar ordnete.

„Was hat mein Lieb mir versprochen?" wandte sich Johannes herzlich an sie und nahm ihren Kopf zwischen die Hände.

Auf Erikas schönem Gesicht kämpfte es. „Ich habe das Plattdeutsch vergessen," sagte sie dann mit kurzem Lachen, „aber — sie selbst spricht ja auch nicht so."

„Das meine ich nicht," konnte er nur noch rasch und leise erwidern, da trat die Mutter schon wieder ein.

Wie sie die Tassen — grob und bunt bemalt, mit Inschriften: Dem Hausherrn, Zum Andenken — auf dem Tisch ordnete und die mächtige Kanne dazu stellte, sah Erikas kunstgeübtes Auge wieder, daß sie es nicht mit einem malerischen Interieur zu tun hatte, wie etwa alte, niederländische Bilder sie zeigen; nüchtern, geschmacklos erschien ihr alles.

Und dieser Kaffee! Sie rührte und löffelte und zerkrümelte das riesige Stück „Platenkuchen", während Johannes mit anscheinendem Behagen trank, die Mutter aber ihre aufmerksamen Augen überall hatte.

„Nich noch 'ne Tasse gefällig? Er ist doch woll heiß?"

„Ja, das war allerdings seine größte Tugend. Erika dankte mit schwachem Lächeln, und Johannes beeilte sich zu erklären, seine Braut tränke sonst meistens Thee.

„Thee? O, denn kauf ich welchen, in'n Hauf' hätt ich nu bloß Kamillenthee."

Erika lachte nervös, und Johannes stand auf, um sich eine Zigarre anzuzünden. „Du erlaubst doch, Schatz?" fragte er, und „O, mit Wonne," seufzte sie dagegen. Guter Zigarrendampf war ja anheimelnd, es roch hier ohnehin so merkwürdig; das war wohl die ökonomische Atmosphäre des „Entenhofs".

Sie besuchten ihn noch zusammen, ehe es dunkel wurde, aber leider — im Regen sah alles häßlich aus. Pfützen standen überall, daß die zierlichen Damenstiefelchen kaum wußten, wohin sie treten sollten, und doch mußte Erika ja mit bis an den schmalen Steg, die sogenannte „Wasche". Da schwammen die Enten auf dem Graben! Und drüben lag die Wiese, von der Johannes erzählte, daß sie zum Hause gehöre, „Reuterwisch" seit undenklichen Zeiten geheißen.

Ja, wenn Sommer wäre! Wenn drüben Blumen ständen oder duftende Heuhaufen! Erika wandte sich leise schauernd ab. „Es ist kalt," sagte sie tonlos, und Johannes beeilte sich, sie wieder ins Haus zu führen. Gern hätte er sie rasch über den schmutzigen Hof getragen, aber was hätte die Mutter gesagt! Die Mutter, die vorhin schon so sonderbar geblickt, als er seine Braut um Erlaubnis zum Rauchen gebeten hatte.

Sie hatte natürlich ihrem Mann selbst Pfeife und Fidibus gebracht, wenn's Zeit war, unwiderruflich jeden Tag um dieselbe Stunde. Er stellte sich Erika so vor und sich selbst im großen Flausrock, in der Ecke des Haartuchsofas in der sandgestreuten Stube, die sie jetzt wieder betraten, und es überschauerte ihn fast auch ein wenig wie vorhin Erika.

Nein, es war doch besser, an die köstliche, kleine Villa zu denken, zu welcher der Riß bereits fix und fertig lag und der Platz in der schönsten Gegend der Residenz schon gekauft war. Es war schöner, sich den traulichen Kaminplatz vorzustellen, als diesen schwarzen Kachelofen, an dem Erika eben ihre kalten Hände wärmte.

Sie sagte etwas von Schuhe wechseln, und die Mutter erbot sich, die Braut in das für sie bestimmte Giebelzimmer zu führen. Johannes sah ihnen nach und atmete kurz auf, er hoffte, oben zu zweien würden diese beiden ihm so teuren Frauen einen Versuch zur Annäherung machen. Aber die Mutter kam gleich zurück mit einem ganz stillen Gesicht und machte sich eilig an ihrer Kommode zu schaffen.

Johannes ertrug das nicht. Er warf seine Zigarre weg und ging der Mutter nach. In seinem gewinnendsten Tone fragte er: „Wo geföllt sei di denn egentlich?"

„Smuck, min Sähn, recht smuck is sei. En beten sihr rank in'n Liw — äwer dat is jo woll Mod."

Johannes lachte ein wenig und fragte gespannt weiter: „Äwer süs, Mutting?"

„Je, min Jung, ick will di seggen, sei spreckt 'ne anner Sprak as ick. Sei künn ebensogaud ut Polen und Tirolen sin as ut dit Berlin."

„Nee, nee, Mutting," fiel Johannes eifrig ein, „glöw dat nicht, spräk du man platt, as du't gewennt büst, denn sallst du sehn, sei versteiht di ook."

Die Mutter schüttelte den Kopf, dann sagte sie: „Dor kümmt dat ook nich up an. Ick heww di seggt, de du di utsöchst, de sall mi de Richtige sin. Büst du taufreden, Hannes? Is sei gaud von Harten?"

„Ja, Mutting," sagte er warm, „sei is gaud un hett mi leew. Sei is 'n fines Frölen, hett ook 'n beten Geld, künn ganz anner Lüd frigen, äwer sei wull keinen annern, as Mutter Reutern ehren Hannes."

Die Mutter lachte, während ein paar Tränen ihre Augen füllten. „Denn is jo allens gaud, min Sähn, wider bruk ick nix tau weten. Denn ward ick ehr nu Dochter nennen, un sei ward sick de gnedigen Manieren ook woll noch afwennen."

In diesem Augenblick trat Erika wieder ein. Sie hatte nicht nur die Schuhe, sondern auch das Kleid gewechselt. In dem dunkelroten Schlafrock mit zartem Spitzengerieſel ſah ſie noch ſchöner und anmutiger aus als in dem glatten, grauen Reiſekleid.

„Du entſchuldigſt wohl," ſagte ſie, ſich leicht an ſeine Schulter lehnend, „I felt so cold, a little unhappy — this old gown is always my comfort."

Sie machte ein weinerliches Geſicht dazu, und Johannes erſchrak, denn er ſah zugleich einen „ſturen" Ausdruck in den eben noch ſo erwartungsvollen Zügen der Mutter. Nun ſprach Erika ja wirklich, als ſei ſie aus „Polen oder Tirolen".

„Erika meint," ſagte er raſch, „ob du es nicht übelnimmſt, daß ſie ſich ihr Morgenkleid angezogen hat, ſie iſt etwas angegriffen von der Reiſe."

Gut, daß die Mutter Erikas mokantes Geſicht nicht ſah, ſo ſagte ſie freundlich: „I wo werd ich das übelnehmen! Min Döchting kann dat maken, as ſei will." Und dann, raſch auf Erika zugehend und ſie mit dem guten, lebendigen Geſicht anlächelnd, fuhr ſie fort: „Döchting möt ick nu doch ſeggen, nich wohr? Szüh, hei is min eenzigſt Sähn, min beſtes up de Welt, un hei hett mi nix as Freud makt! Nu kümmt de frömde Fru un ſeggt ook: Hei is min beſtes up de Welt! Un de oll Mudder möt em ehr laten, dat is nich anners, dat ſteiht all in de Bibel. Un wenn du em leew heſt, ſo as ſick dat hürt, un wenn hei ſick up di verlaten kann, denn — denn bün ick ook taufreden."

Erwartungsvoll ſahen die guten, alten Augen zu der ſchönen, jungen Schwiegertochter auf, und dieſe neigte das feine, ſtolze Köpfchen und hielt ihre Wange hin zum Kuß, was die Mutter aber nicht zu verſtehen ſchien.

Ein Gemiſch von Verlegenheit und Unbehagen lag auf Erikas Geſicht, und raſch tauchte ſie wieder in die dämmerige Ecke zurück, wo der Verlobte noch am ſchwarzen Ofen lehnte.

„Wat heſt du denn to'n Abendeten?" brach dieſer endlich das Schweigen.

„O, ganz wat Gaudes. Jck hewv irſt inſlacht, un von de Gäuſ' is ook noch wat dor."

Nun war ſie in ihrem Element. Raſch war der Tiſch gedeckt und ein ſolcher Reichtum von Würſten, Sauerfleiſch und allerlei Gepökeltem aufgeſetzt, daß Johannes leiſe wehren mußte.

Den derben Gerichten ſprach Erika nur mäßig zu, aber der Wein, für den Johannes geſorgt hatte, ſchmeckte ihr, ſie trank zum heimlichen Schrecken der Mutter mehrere Gläſer, bekam rote Wangen und glänzende Augen, neckte ſich mit dem Verlobten, was die Mutter nicht verſtand, und machte auch zu dieſer kleine, ſpaßhafte Bemerkungen, die aber gleichfalls nicht recht ihr Ziel erreichten.

Endlich ging der Abend zur Neige. Erikas Unruhe und Geſpanntheit löſte ſich in einer großen Müdigkeit, und ſie ſchlief beſſer in dem niedrigen Dachſtübchen, als ſie für möglich gehalten hatte.

Johannes aber fand lange keinen Schlaf. Sein Zimmer war zu eng und zu kurz, um darin auf und nieder zu gehen, wie er sonst gern tat. Er stand am Fenster und blickte auf den kleinen Hof, der im fahlen Zwielicht grau und verregnet dalag. Er dachte an den Schwan, mit dem Erika ihn verglichen, und er begriff, wie sie sich an diese Vorstellung klammerte.

Erika! Sie war süß und anmutig, klug und zärtlich, und sie hatte Augen, die so viel mehr noch vermuten ließen, aber für dies kleine Haus, für diese alte Frau hatte sie kein Verständnis.

Er stellte sich ihre Mutter vor und lächelte — nein, es war zu viel verlangt, er mußte warten. Geduld! sagte er und suchte dann endlich das harte, schmale Bett seiner Knabenzeit auf.

An diesem Abend kam die Mutter nicht mehr zu ihm . . .

* * *

Ziemlich spät erschien Erika am nächsten Morgen im Wohnzimmer Die Mutter war schon geschäftig und hantierte auf dem Hof herum. Der Fleischer holte ein Kalb ab, das war ein Begutachten, ein Handeln; die Mutter ereiferte sich und rief nach Johannes.

Dieser ging langsam, die Hände in den Taschen, über den Hof, Erika stand am Fenster und sah ihm nach. Der Fleischer grüßte ergebenst den „Herrn Baumeister", der Wortwechsel wurde leiser, und der Handel fand ein rasches Ende. Das Kalb wurde aufgeladen, und die Mutter kam mit triumphierender Miene ins Haus zurück. Sie hatte ihren Willen, und Johannes stimmte ihr bei, daß ihre Forderung gerechtfertigt sei.

„Äwer dat segg ick jo," eiferte sie, „de Mannslüd glöwen uns nich! Wenn du nich dortwischen kemst, Hannes, hadd ick twee Dahler weniger."

„Ja, Mutting, denn möst du mi dat Geld woll schenken!"

„Dat will ick!" Dat sallst du hebben, dat irste tau de Utstüer."

In der Stube stand Erika wieder und wärmte ihre Hände. Die zarte Gestalt in dem roten Kleide hob sich leuchtend von dem alten, schwarzen Ofen ab, und Johannes trat mit einem raschen, glückseligen „Guten Morgen, mein schönes Lieb!" auf sie zu.

Dann zeigte er ihr lachend das Geld und sagte: „Sieh mal, der Fonds zum Heiratsgut, hat Mutter mir eben geschenkt."

Erika sah ihn verständnislos an, diese zwei Taler — wie konnte man davon überhaupt sprechen!

Er lenkte ein und sagte: „Du denkst, was sollen zwei Taler! Ja, mein Herz, unter Umständen können sie doch Freude machen. Ich habe sie Mutter erhandeln helfen für ein Kalb, das sonst unter dem Preise weggekommen wäre, und sie freut sich, daß ich doch noch 'n bischen Verstand fürs Vieh' habe, was sie sehr bezweifelte. Und dann macht es ihr Spaß zu denken, daß wir uns für das Geld etwas Hübsches für das neue Haus kaufen können."

Erika konnte sich nicht denken, was man Schönes für zwei Taler kaufen könnte, sie fand dies alles kleinlich, und der Viehhandel auf dem Hof, woran auch ihr Johannes teilgenommen, war ihr unangenehm.

Mühsam verging der Tag. Die Mutter war scheinbar wieder im Gleichgewicht. Sie sprach hauptsächlich mit dem Sohn von seinen und ihren Angelegenheiten und quälte Erika nicht mit Fragen und Bemerkungen.

Diese stand und saß untätig herum und zerbrach sich den Kopf, was sie wohl tun oder sagen könnte, um „nett" zu erscheinen, denn sie fühlte dunkel, daß die hoheitsvolle Freundlichkeit, die sie gestern zur Schau getragen, noch nicht das war, was ihr Johannes wünschte.

Aber ihre ganze Gewandtheit, ihre geselligen Künste, ihre sonstige Unterhaltungsgabe — was nützten sie hier?

Wie eine Erlösung begrüßte sie es, als Johannes sie nach Tisch zu einem Spaziergang aufforderte.

Die Straßen waren leidlich getrocknet und die Luft köstlich erfrischend. In gleichem, raschem Schritt wanderten sie auf dem sogenannten Wall um die Stadt und weiter hinaus „zwischen den Gärten" und endlich auf Waldwegen. Johannes zeigte und erklärte die Spielplätze seiner Kindheit, er grüßte alle Leute, und die Kinder starrten ihnen nach.

Als sie wieder zu Hause ankamen, fanden sie eine Nachbarin, Schmidtsch, die gutmütige, die nicht genug knixen und den „Herrn Bumeister" beglückwünschen nnd die Braut anstaunen konnte. Diese kleine Parade machte Erika doch Spaß, und sie war wieder ganz huldvolle Freundlichkeit, auch noch, als gleich darauf, wie von ungefähr, auch Bargmannen hereinkam, die mit ihren stechenden Augen die Sachlage aber anders aufnahm und nachher meinte:

„Reutersch ward dat noch leed, dat de Brut nich tau Schauster Harder hürt, de Vörnehmen hebben doch ümmer ehr Nücken!"

Endlich war auch der zweite Tag vorüber, und das Brautpaar rüstete zur Abreise. Johannes drängte selbst, den ersten Vormittagszug zu nehmen. Er fühlte, was sich noch nicht gefunden hatte, dazu würden auch ein paar Stunden mehr nicht nützen.

Kurz vor dem Abschied, als Erika oben in ihrem Zimmer war, kam die Mutter in seine Stube, wo er den Koffer packte. Er sah wieder den feierlichen Ausdruck in ihrem Gesicht und ein leises Zittern um ihren Mund.

Da ließ er alles stehen und liegen und nahm die kleine, alte Frau in die Arme. Das war selten vorgekommen, demonstrative Zärtlichkeit gehörte nicht zu den Sitten dieses Hauses. Aber in diesem Augenblick konnte er sich nicht anders helfen. Sein Herz war bis an den Rand gefüllt, doch seine Zunge gehorchte nicht.

Die Mutter ließ es einen Augenblick still geschehen, dann sagte sie: „Nu slut dinen Kuffert tau, min Sähn, 't is Tid. Äwer nich din Hart, dat lat mi apen, hürst du, Hannes? De smucke Fru brukt veel Platz, un sei sall em hebben, dat oll Mutting is mit 'ne lütt Eck taufreden."

„Un de Eck bliwwt warm," sagte der Sohn ergriffen, und da lachte schon wieder der Humor aus ihren feuchten Augen, und sie fügte hinzu: „Warm as de Eck bi unsen swarten Aben, nich so?"

Da hörte sie den leichten Schritt der Schwiegertochter auf der Treppe und flüsterte nur noch: „Äwer tau de Hochtid kam ick nich!"

* * *

Nun waren sie verheiratet.

Auf das neue Haus zu warten — nein, darüber waren sie sich einig, das dauerte viel zu lange. Sie fanden eine hübsche, kleine Mietswohnung, die vorläufig genügte, und ein von der Tante Baurätin trefflich geschultes Dienstmädchen sorgte für die Gemütlichkeit. Es ging alles so leicht wie auf leisen Rädern, an einem unsichtbaren Schnürchen.

Und Erika war von einer Grazie, die noch bezaubernder, als früher im Salon, jetzt in ihrem Hause wirkte.

Johannes hatte viel zu tun. Ein großer, städtischer Bau war ihm übertragen, daneben schien ihm die Ausführung der eigenen Villa wie ein kleiner, angenehmer Zeitvertreib. Alles wurde ihm leicht, seine Kräfte schienen sich zu verdoppeln, und seine Freudigkeit und Sicherheit bei allem Tun und Bestimmen war ein Vergnügen auch für die Mitarbeitenden.

Er war glücklich. Es gab keine Dissonanz in seinem Leben. Die leise Furcht, die er zu Anfang gehegt, daß die verschiedenen Lebenssphären, denen er und Erika entstammten, doch zu peinlichen Reibungen führen könnten, war ganz vergessen.

Erika liebte ihn. Und das kleine Haus am Fließgraben lag ja fern, die alte Mutter erhob keinerlei Ansprüche an das Paar. Johannes vergaß sie aber nicht. Oft, wenn er so recht, so ganz besonders glücklich war, sah er plötzlich wie eine Vision das alte, liebe Gesicht unter der Rüschenhaube, und er setzte sich hin und schrieb ein paar kurze, herzliche Worte, die meist mit einer Einladung schlossen.

Diese kleinen Briefe waren Heiligtümer für die Mutter, aber zur Reise entschloß sie sich noch nicht.

Auch Frau von Harden blieb aus. Sie schrieb:

„Junge Ehepaare langweilen mich tödlich; ich warte, bis ihr eurer Flitterwochen müde seid und eine vernünftige Geselligkeit zu pflegen geruht. Dann seh ich mir vielleicht mal die Leute an, mit denen man in dem Nest dort auskommen muß."

Darüber lachten die beiden nnd meinten, dann müsse Mama noch lange warten, vorläufig dächten sie nicht daran, ihr „diese Leute" zu zeigen, sie selber brauchten sie noch keineswegs! Es war ohnehin keine Saison für Geselligkeit, der Hochsommer gestattete gern das Fürsichleben. Vielleicht warteten sie mit dem Verkehren überhaupt, bis das neue Haus fertig war, dann konnte ja Mama zur Einweihung kommen.

Sie hatten an ihrer Wohnung einen kleinen Balkon, von wo aus sie den Bau übersehen konnten. Hier saß Erika eines Nachmittags und wartete auf ihren Mann. Gegen den blauen Sommerhimmel hob sich klar das Balken- und Lattenwerk des Gerüstes, und wie Spielzeugfiguren sah sie die Arbeiter sich dazwischen bewegen.

Einer stand ganz oben, es sah aus, als schwebte er in der freien Luft. Erikas Herz klopfte. Wenn das Johannes wäre! Sie sah die Silhouette deutlich umrissen, wenn auch sehr verkleinert. Er konnte es sein, aber — ach nein, da stand er ja plötzlich in der Balkontür, und mit einem Freudenruf flog sie auf ihn zu.

Er sah ihr entzückt in das schöne, frohe Gesicht und fragte: „Warum so bewegt, kleine Frau?"

Erika zeigte hinüber nach dem Bau. „Ich dachte, du ständest dort drüben auf dem äußersten Brett des Gerüstes, und — ich fürchtete mich."

Er lachte und drückte ihren Kopf an sich. „Wenn du den da oben nachher neben mir sähest, würdest du mir den Vergleich abbitten. Das ist der Maurerpolier mit dem roten Bart, den du nicht leiden konntest, als ich dir ihn zuerst zeigte."

„Nein!" rief sie eifrig, „er sah mich mit frechen Augen an und dich feindselig!"

„Ja, er ärgert sich, daß ich es etwas weiter gebracht habe als er. Wir sind aus derselben Stadt, und er zeigte zuerst nicht übel Lust, mich als Dutzbruder anzusehen. Das ging natürlich nicht, ich mußte ihn etwas ‚dümpeln'."

„Seit wann ist er wieder da? Ich dachte, er arbeitete nicht mehr für dich!"

„Ich habe ihn wieder angenommen, er bat sehr, schien in Not zu sein. Bei dem großen Bau vertrug er sich nicht mit dem Zimmermeister, hier kann er freier walten, und er ist doch einmal ein fixer Arbeiter. Auf den kleinen Turm, wo meine Schloßfrau ihr Erkerzimmer haben soll, richtet er augenblicklich seinen ganzen Fleiß. Die Sache kommt überhaupt vorwärts seitdem, und das wünschen wir doch, nicht wahr?"

„Ich weiß nicht," sagte Erika träumerisch, „mir ist das neue Haus jetzt gar nicht mehr so wichtig wie früher. Ich bin hier so glücklich, Johannes, mehr kann ich es dort auch nicht sein."

Was konnte sie Schöneres sagen? Er verstummte in dem Übermaß des Glücksgefühls.

Sie sahen noch immer hinüber, als schon die arbeitenden Gestalten alle verschwunden waren.

Rot schien der flammende Abendhimmel durch das Gerüst. Es sah aus, als brenne der Bau.

* * *

In den nächsten Tagen zeigte Johannes zum erstenmal eine leicht umwölkte Stirn.

Erika strich leicht darüber hin und meinte: „Diese kleine, finstere Falte macht dein Gesicht interessant! Aber ich fange an, mich ein wenig zu fürchten vor meinem Herrn, was ich bisher nicht getan."

„Das sollst Du auch niemals," sagte Johannes lebhaft, und die Stirn wurde wieder glatt.

Aber die Falte kam wieder, und Erika fragte nun doch, was sie bedeutete.

„Ärger beim Bau. Ich hätte den roten Schäning doch nicht wieder annehmen sollen, — er trinkt und führt ein schlechtes Leben."

Das mochte sie nicht hören. Mit einer abweisenden Handbewegung sagte sie nur: „So entlaß ihn doch wieder."

„Das geht diesmal nicht so einfach, sein Kontrakt läuft noch. Entlasse ich ihn früher, wiegelt er mir die anderen auf. Aber sieh nicht so ängstlich aus, mein Lieb, komm, das ist nichts für dich. Hol' deinen hübschen Rosenhut, wir wollen spazieren gehen."

Das tat sie mit immer gleicher Freude. Es war schön zu zweien in den stillen vier Wänden des Hauses, es war aber auch köstlich draußen in der sommerlichen Natur, auf belebten Wegen, unter fremden Menschen und doch immer zu zweien!

Sie nahmen den Weg durch die Straße, wo das neue Haus sich erhob.

Erika sah wieder gedankenvoll zu dem Gerüst auf und sagte: „Wie sind sie doch in Gefahr, die Leute in diesem Beruf! Mir liegt ein Gedicht im Sinn von der italienischen Dichterin, von der ich dir erzählt. Ich las es dieser Tage."

„Sag mir's, mein Herz," bat Johannes. Er mochte es gern, wenn sie ihm etwas vorlas oder deklamierte; sie hatte ein sanft klingendes Organ und eine an künstlerischen Vorbildern geübte Vortragsweise.

So bogen sie in den dämmerigen Park ein, und Erika rezitierte jenes ergreifende Gedicht von Ada Negri: „Auf der Bresche". Der vom Bau gestürzte Arbeiter, — der Zug der Kameraden, die ihn begraben — und ihre ernste Betrachtung:

Sie denken: Welch Geschick! sein traurig Sterben
Kann unser Los auch sein —!
Wer auf der Bresche steht, setzt stets sein Leben ein.
Da schwillt die Brust, die Züge bleich sich färben.

Johannes drückte ihren Arm leise an sich. „Ich denke, meine kleine Erika geht gern dem Traurigen aus dem Wege?"

„Ich kenne nicht viel Trauriges," sagte sie leise, „aber das Gedicht ist so schön! ‚Wer auf der Bresche steht, setzt stets sein Leben ein.' Sieh, solche Verse können es mir antun."

Er sah sie an und fand, daß sie heute wieder die tiefen Augen hatte, hinter denen mehr zu erwarten stand, als in der lächelnden Grazie ihres täglichen Seins zum Vorschein kam.

Gewiß, es lag noch manches in ihr, aber es schlummerte und wartete auf die erlösende Stunde.

Aber wozu sollte er ihr schon jetzt die ernste Weckerin wünschen?

Für ihn war ja alles wach, wonach er sich sehnte, was ihn beglückte, — weiter dachte er nicht.

Es war ein zauberischer Abend. Feierliches, reifes Prangen des Hochsommers und friedvolle Stille. Sie sollten ihn beide nicht vergessen, denn es war der letzte für lange.

* * *

Am nächsten Tage ereignete sich etwas, das den jungen Baumeister auf der Höhe seines Glückes, seines Könnens und Ansehens grausam anpackte.

An dem Neubau seines Hauses geschah ein Einsturz.

Als Johannes sich am Morgen dort umsehen wollte, scholl ihm aus dem Oberstock wüster Lärm entgegen.

„Natürlich Schäning, wieder betrunken, schon am frühen Morgen," murmelte er ärgerlich, „ich muß den Kerl doch vom Bau jagen, es geht nicht länger."

Um die Turmseite herumgehend, dem Haupteingang zu, stand er plötzlich still, denn er sah im oberen Turmzimmer, dicht vor der unfertigen Balkontür, zwei Männer in kauernder Stellung miteinander ringen. Ein dritter schien dazu zu kommen, denn jetzt wälzte sich der Knäuel, wie durch einen Stoß getrieben, durch die Türöffnung auf den Balkon, dieses zierliche Ding mit dem schmiedeeisernen Gitter, fein wie Spitzenwerk.

Schäning, plötzlich ernüchtert, schrie gellend auf: „Taurügg, taurügg!" Zu spät. Ein dumpfes Krachen und Splittern, — der Balkon senkte sich!

Freilich nur auf der einen Seite, doch Gefahr genug für die sinnlos Tobenden. Einer flog über die geneigte Brüstung bis auf das Dach der Veranda im Erdgeschoß, wo er regungslos liegen blieb. Es war der rote Schäning.

Der andere war mit dem Kopf auf eine Spitze des Eisengitters gestoßen und brach gleichfalls blutend und stöhnend zusammen, während der dritte taumelnd und Hilfe schreiend die Treppen hinabstolperte.

Mit Blitzesschnelle ereignete sich dies alles, und Johannes stand unten wie gelähmt, bis er sich in einem Knäuel von fragenden, schreienden Menschen fand, zwischen denen er sich mechanisch bewegte.

Wie durch Nebel sah er Polizei, schnell beschaffte Tragbahren — das Fortbringen der Gestürzten, immer wieder aber irrte sein Blick hinauf zu dem in schräger Richtung hängenden Balkon.

Als er eine halbe Stunde später nach Hause kam, bleich und müde, flog ihm Erika entgegen, ebenso bleich und verwirrt.

Sie hatte die Gestürzten vorbeitragen sehen und erriet den Zusammenhang.

„Johannes, ein Unglück — bei uns? Sind es — deine Arbeiter?"

Ein trockenes „Ja" würgte er hervor, und aufschreiend klammerte sie sich an ihn.

„Johannes — o Gott! Es konnte ja dich treffen, du konntest ja oben stehen!"

„Oder — du!" murmelte er heiser, „es ist der Balkon."

Und überwältigt von dem Entsetzen, das in dieser Vorstellung lag, ließ er die weinende Frau fahren und brach auf dem nächsten Stuhl zusammen.

* * *

Es war ein furchtbarer Tag für Erika. Eine Unruhe im Haus, ein Kommen und Gehen von Leuten, die sie nicht kannte, Gerichtspersonen, Versicherungsbeamte, und sie hatte immer nur die Antwort: „Mein Mann ist krank, ich kann niemand zu ihm lassen."

Die Herren sahen sich dann bedeutsam an und gingen, oder aber sie versuchten, sich mit der jungen Frau zu verständigen, zu erklären, was sie wollten — dann aber griff Sie sich ängstlich an den Kopf und rief flehend: „Ich verstehe Sie nicht — o bitte, lassen Sie, kommen Sie wieder, wenn mein Mann zu sprechen ist, er ist wirklich krank!"

Ja, Johannes war krank. Die starke Gemütsbewegung hatte ihn überwältigt. Seine klare, unkomplizierte Natur scheute vor allem Rätselhaften, Zweideutigen.

Wie konnte dies Unglück geschehen? Wo lag die Schuld?

Schlimme, immer wiederkehrende Wahnvorstellungen quälten ihn, und ein schleichendes Fieber stellte sich ein.

Erika telegraphierte an ihre Mutter: „Wir sind in Sorge, bitte, komm!" und sandte dann einen Eilbrief hinterher mit der Schilderung der wirklichen Sachlage.

Die erste Antwort kam telegraphisch zurück: „Wenn ansteckende Krankheit — Wärterin oder Krankenhaus." Dann ein Brief mit Lamentationen:

„So etwas ist es? Wie schrecklich! Ich habe es ja immer gesagt: Was ich an deiner Heirat auszusetzen hatte, ist der Beruf deines Mannes. Fortwährend mit solchen Arbeitern zu tun zu haben, — es sind ja alles Sozialdemokraten. Ist dein Mann denn heftig? Hat er sie gereizt? Oder hat er selbst etwas vernachlässigt? Wie kann sich sonst das Gericht einmischen? Ich verstehe freilich nichts von solchen Dingen, und der Gedanke ist mir im höchsten Grade peinlich. In unserer Familie

so etwas! Ich spreche natürlich zu niemand davon. Auch kommen kann ich nicht, es würde nichts nützen, denn ich vertrage solche Aufregungen gar nicht. Nimm dir tüchtige Hülfe und schone dich nur selbst."

Als Erika das Blatt sinken ließ, saß sie wie erstarrt da. Dieser krasse Egoismus, dieses Unverständnis von der eigenen Mutter! Sie brach in bitteres Weinen aus, aber da hörte sie Johannes im Nebenzimmer stöhnen. Sie ballte das Papier in der Hand zusammen und ging zu ihrem Mann.

Sie hatte nie Kranke gepflegt, nie sich um Geschäfte gekümmert, und sie erschrak vor den Anforderungen, die jetzt jeden Augenblick an sie herantraten. Jetzt merkte sie's, daß von einer Frau noch ganz anderes gefordert wird, als das leichtherzige, auch das schön fühlende, junge Mädchen denkt. Jetzt erkannte sie, daß poetische Traurigkeit in schönen Versen etwas anderes ist als der Schmerzensschrei am eigenen Erleben.

O, wie das schmerzte, sich von ihm kaum gekannt zu sehen, von ihm, für den sie in diesem Augenblick ihr Herzblut gegeben hätte. Ein bitterer Zug ging über ihr Gesicht, als sie dachte: Mein Herzblut geben. Und sie fühlte, daß das wieder nur „Worte" waren, poetische Begriffe.

Was nützte dem Geliebten ihr Herzblut! Ihre Kraft, ihr Verständnis, ihre Geschicklichkeit, ihre Unermüdlichkeit, darauf kam es jetzt an!

Ach, und sie merkte, daß ihre zitternden, ungeübten Hände ihm nichts recht machten, daß das Rauschen und Knistern ihres seidegefütterten Schlafrockes ihn störte, daß seine Augen unruhig umherirrten, und endlich verstand sie den leise hervorgestoßenen Ruf: „Mutting!"

Da verließ sie das Zimmer. Nebenan kauerte sie sich auf einen Sessel und weinte. Eine brennende Eifersucht überkam sie, — Johannes hatte nach seiner Mutter gerufen, nicht nach ihr.

Sie kämpfte kurz und hart mit sich, dann ging das zweite Telegramm seit dem Unglück ab, an die andere Mutter, und diese — kam.

Noch am Abend desselben Tages hielt die kleine, alte Frau mit der Rüschenhaube und dem karierten Umstecktuch ihren Einzug in dem schönen Heim des geliebten Sohnes. Den Augenblick hatte sie sich früher anders gedacht, aber darüber verlor sie kein Wort. Still und gefaßt hörte sie Erikas Bericht an, dann band sie resolut ihre gestreifte Schürze vor und sagte: „So, min Döchting, du möst nu slapen, du sühst leeg ut. Ick bünn nu dor un wak."

Erika wollte Einwendungen machen, daß die Mutter nach der Reise erst ruhen müßte, aber diese sagte mit eigenem Ausdruck: „Oll Lüd bruken nich veel Slap, min Kinding. Du äwer legg di hen, du büst witt un bäwerig, un du möst slapen. Wenn Hannes wedder upkümmt, möt hei sin junge Fru ebenso smuck finnen as vördem."

„Wenn er wieder aufkommt," rief Erika weinend, „wann?"

Aber die Mutter legte ihre Hand auf den gebeugten Kopf und sagte: „Dat weet uns' Herrgott alleen. Nu slaap, min Dochter!"

Und so kräftig und beruhigend wirkten diese Worte, daß Erika sich gehorsam zur Ruhe legte und allmählich einschlief. Ihr letztes Gefühl war noch ein trauriges: Ich mag nicht dabei sein, wenn er seine Mutter freudig erkennt und mich — übersieht.

So kam es freilich nicht, auch die Mutter wachte diesen ersten Abend unerkannt neben ihm, nur einmal griff seine fiebernde Hand nach ihrer frischen, leinenen Schürze, er lächelte, drehte sich um und schlief ein.

Bekümmert blickten die alten Augen in das junge, jetzt von Sorge und Schmerz entstellte Gesicht.

„Min Hannes," sagte sie leise, „wat heit dit? Hest du in de Grund bugt oder up den Sand? Hett de Wind di anstött, oder hebben di Minschen wat andahn?"

* * *

Sophie, das feine und sonst so selbständige Dienstmädchen, war höchst erstaunt gewesen, als die alte Frau, die da so plötzlich hereingeschneit kam, sich als Mutter ihres Herrn entpuppte. Sie war sehr geneigt, die Nase zu rümpfen und sich zur Wehr zu setzen, als ihr dieser Gast in die Küche kam, unterließ es aber bald, denn Mutter Reuter hatte eine eigene Art, die dem Mädchen wider ihren Willen imponierte.

Die lebhaften Augen übersahen mit raschem Blick das ganze wirtschaftliche Reich. Sie nahm sich einfach, was sie für zweckmäßig hielt, verfügte über Feuer und Wasser und hielt alles, was sie tat, für selbstverständlich. Sophie war verdutzt, dann fügte sie sich und tat ihr Bestes. Ja, sie fühlte eine Art Genugtuung, wenn Frau Reuter sagte: „Dat hest du gaud kaakt, Zophie, so mak ick dat ook." Oder: „Din Spiskamer höllst du sauber, is äwer ook kein Kunst mit all de nigen, hübschen Saken." Und es wurde nicht übelgenommen, wenn es nachher hieß: „Äwer mit dat Fis wetst nich Bescheid. Wer haut sick dorbi mit'n Biel up de Finger! Hest kein Stoppnadel? Szüh, so ward dat anpickt, dann geiht dat as Botter ut'enanner. So," fügte sie freundlich hinzu, „du brukst di nich tau schenieren, ick hewv länger lewt und arbeit't as du."

Von da an war Sophie ganz besiegt, und die beiden arbeiteten sich trefflich in die Hände.

Erika verstand nicht viel zu helfen, sie war verängstigt und wußte nichts mit sich anzufangen. Vor der Mutter hielt sie ein wunderliches Gemisch von Respekt, Scheu und Eifersucht zurück, und die Alte ging ihr nicht nach.

Sie hatte keinen anderen Gedanken als Johannes, seine Genesung und die Aufklärung des Unglücks. Sie fühlte es und verstand den Arzt auch so, daß sein kräftiger Körper die Erschütterung bald überwinden würde, wenn nur sein Gemüt sich beruhigen wollte.

Eines Tages, als Johannes zum erstenmal in einem anhaltenden, ruhigen Schlaf lag, trat die Mutter die Wache an Erika ab.

„Ick möt nu mal an de Luft," sagte sie, „ick bün dit Stubensitten jo nich gewennt. Du weitst, tau Hus heww ick ümmer up den Hof tau dauhn."

Erika meinte, Sophie sollte mitgehen, die Mutter könnte sich verirren, aber das wollte sie nicht. „I nee, ick bün hier all früher west, un wenn ick ook mal verbister, dat schad't nich. Ick kik mi allens an un frag de Lüd üm Bescheed."

So ging sie mit dem grauschwarzen Tuch und dem kräftigen Regenschirm tapfer drauf los. Sie blieb lange fort; Sophie, die schon eine Art Liebe für sie gefaßt hatte, sah oft nach der Tür. Erika aber merkte es nicht.

Sie saß am Bett ihres Johannes und erlebte die Wonne, daß beim Erwachen seine Augen ganz klar und ruhig, ja mit vollster Liebe auf sie fielen. Zwar sanken die Arme, die er ausstrecken wollte, noch schlaff herab, aber Erika lag auf den Knieen und flüsterte und schluchzte: „O, du wirst wieder gesund, Johannes, wir werden glücklich, nicht wahr? So wie an jenem Abend vor dem Unglück."

Johannes streichelte ihr Haar, und sein eben noch glückliches Gesicht wurde wieder schwermütig.

„Vor dem Unglück! Ja, Erika, wenn ich das nicht begreifen lerne — darüber nicht ruhig werden kann — dann — —"

„Du darfst dich nicht erregen," flehte Erika, „was würde deine Mutter sagen, sie hat dich so gehütet. O bitte, denk nicht an das Traurige, denk an mich und daß wir uns wiederhaben werden!"

„Ich denke an dich, meine Erika, und ich sehne mich danach, daß wir uns wiederhaben, aber — wenn ich nicht ruhig werden kann — —"

„Du sallst ruhig warden, min Sähn," flüsterte es an der Tür. Die Mutter war unhörbar eingetreten und stand mit gefalteten Händen, unverwandt auf das rührende Bild blickend. Dann trat sie fest auf, um sich bemerkbar zu machen, und Erika schrak empor.

„Ich habe ihn nicht geweckt," sagte sie ängstlich, „er hat so gut geschlafen und ist dann von selbst aufgewacht."

„Dat glöw ick di," sagte die Mutter freundlich, „unf' Hannes ward nu wedder slapen un waken, as em dat geföllt, de fragt uns nu nich mihr, un den Doktor ook nich, nich so, min Sähn?"

Er nickte und streichelte ihre Hand, die noch in dem baumwollenen Handschuh steckte, und Erika fiel ein, daß die Mutter so gar lange fortgewesen und wohl müde sein müsse. Aber diese sagte ganz vergnügt:

„Nee, nee, ick bin führt! Mit 'nen ganzen groten Anibus! Dor wir Jochen Prüter bi as Kutscher, de früher bi uns in de ‚Sünn' als Husknecht wir, un de kennte mi glik un röp: ‚Fru Reutern, wo kamen Sei her?' Un ick müßt' instigen, un wi vertellten uns wat, un ick bün mitführt en langes Enn' för teihn Pennig!"

Triumphierend sah sie sich um, Johannes lachte über das ganze Gesicht, und auch Erika lächelte über ihre naive Freude an der Pferdebahn. Dann erzählte sie weiter:

„Hannes, nu will ick di vertellen: de Timmergesell, de sick so tau-nicht sollen hett, is all wedder up de Been! Szüh, dat freut di, nich so?"

Johannes nickte und sah gespannt auf die Mutter, es schien ihm gar nicht wunderbar, daß sie wußte, worauf jetzt sein ganzes Denken gerichtet war.

„Äwer de anner, Hannes — ligg rein still —, de hett dat innerlich, upkamen kann hei nich wedder."

„Mutting, wo hest du dat hürt, wat weetst du dorvon?"

„I, dat heww ick mi erkundigt, du glöwst doch woll nich, dat ick blot spazieren gahn wull? Nee, min Jung, ick hadd mi vörnahmen, disse Geschicht utfinnig tau maken, un wenn ick bet nah den Burmeister gahn füll!"

„Mutting!"

„Ja! denn du büst süs in'n Stan'n un bild'st di in, dat du dor schuld an hest! Nee — dit güng nich so wider, den Kirl, den Schäning müßt' ick tau Sprak kriegen. Dat hei wedder bi di arbeiten ded, dat wüßt ick, un dat argert mi, denn de ganze Fomili döcht nich, ick heww dor jetzt noch veel von hürt. Na, nu stünn in de Zeitung: ‚Die Arbeiters von den Reuterschen Bau liegen noch in'n Krankenhause, sehr slimm, die rätselhafte Geschichte mit den Einsturz kann darum ümmer noch nicht auf-erklärt werden.'"

Johannes mußte wieder lächeln über diesen feierlichen Bericht. Sogar in der Zeitung verfolgte die Mutter seine Angelegenheit!

Die Alte aber fuhr fort: „Also nah den Krankenhus' müßt' ick, un as ick up de Straat eenen frög und hürte, dat dat een düchtiges Enn' tau lopen wir, dunn höll dor grad de grote Anibus, als ick di säd, un Jochen Prüter grüßt mi jo un let mi instigen, un ick führt mit bet dicht an't Krankenhus. Un hei säd mi ook Bescheid, wo ick mi mellen müßt, üm dorin tau kamen. Kinner, is dat äwer een gewaltiges Hus! Ick heww mi würklich grugt, dat dat ganz vull Minschen sin sall! Äwer sei wiren all ganz fründlich, de ick drapen ded, un as ick säd, ick wull den Murer Schäning sehn, ick wir ut sin Heimatstadt, dor bröcht mi so'n Kirl mit'n langen, witten Rock nah sin Stuw! Un Hannes — hei hett't mi seggt."

„Wat, Mutting, wat hett hei seggt?"

„Ick weit nu, dat nich de Wind un nich de Grund schuld sünd, un ook nich din Arbeit. Hei hett't verdorben."

„Mutting!" keuchte Johannes und wollte sich aufrichten, Erika kniete neben ihm und stützte ihn mit beiden Armen.

Und die Mutter erzählte weiter. „Szüh, dat is männigmal snurrig. De Afkaten hebben nix ut em rute kriegen künnt, mi hett hei anwurt't. ‚Schäning,' sing ick an, ‚ick kann Sei grüßen von ehren Brauder.'

„‚Szoh, hett de sick noch nich dood drunken?'

„‚Noch nich, äwer dor fehlt nich veel.'

„‚Dat's ook dat best', dat dauh ick ook, wenn ick up kam.'

„‚Ehr arme Mutter hett nich veel Freud an ehr Jungens.‘

„‚De Ollsch is jo dod.‘

„‚Äwer ehr Fru, Schäning —‘

„‚De is mi weglopen!‘ Un dorbi lachte hei fürchterlich.“

Erika schauderte und wollte sich wegwenden, aber dann nahm sie sich wieder zusammen, sie mußte ja Johannes stützen.

Und die Mutter erzählte weiter, daß der Maurer in wilder Heftigkeit ausgestoßen: „‚Den Kirl, den Bumeister, wull ick tau'n Narren hollen! Hett 'ne Fru as 'ne Gräwin — un min is weglopen, bugt sick 'n Hus as 'n Sloß — un ick hemw nix as disse Kamer, dücht sick 'n finen, mächtigen Herrn — un — un wir ook mal eens nix anners as 'n Stratenjung.‘

„Dunn stünn ick up un säd: ‚Johannes Reuter is kein Stratenjung, hei is ihrlicher Lüd Kind, un sin Mutter steiht hier.‘

„Dor kek hei mi an, wull lachen und künn nich, denn de fürchterlichen Schmerzen kemen wedder. Un dunn kem grad de Swester un bröcht dat Eten. Sei hadd nachtens bi em waakt un nehm nu ehr Knütttüg, dat noch up den Disch leg.

„Dunn fohrt hei up, ret sick 'n Sticken ut den Strump un fiddelt dor mit 'n Dischmetz up rümme. Dorbi lachte hei gräßlich und säd: ‚Szüh so, Mutter Reutersch, so fiddelt man up de iserne Schien', de dat Tüg hollen sall — knax, breckt dat Isen, und de Balkon geiht heidi.‘“

Johannes stöhnte laut, und auch die Mutter unterbrach sich einen Augenblick, um sich erschöpft das Gesicht zu trocknen. Dann fuhr sie leiser fort: „Nu wir hei in'n Gang, nu kem allens rute, de Swester säd, dat wir dat Fewer. Ümmer fuchtelt' hei mit de Hänn, brök den Sticken dörch un lacht': ‚Blot tau früh kem de Knax! Wat hadd mi de Timmergesell dorbi tau stüren und de anner mi rute tau stöten up den Balkong! Den Bumeister sin Fru süll dor irst up stahn. De sine Gräwin un de klauke Kirl, de süllen sick verfieren, un ick wull ehr utlachen! Dod fallen hadden's sick nich, denn de anner Schien' is fast. Blot verfieren, argern! Frisch bugen süll hei. De Bumeisler kann jo froh sin, wenn hei sin Fru bihöllt, wat brukt hei dat Sloß!‘

„Dunn säd ick tau de Swester: ‚Swester, Sei hebben dit hürt, Sei känen dit bitügen, wenn't Tid is.‘. Un sei säd: ‚Dat will ick.‘

„Un dunn hemw ick ehr noch 'n beten hulpen, denn sei künn em nich böhren, und hei müßt' ümleggt warden. Un denn bün ick weggahn, denn ick wüßt nu, wat ick weiten wull. Un du, Hannes, weitst dat nu ook, un allens ward gaud.

„Un üm de Straf för den slichten Kirl bruken wi uns nich kümmern, denn unf' Herrgott ward de Afkaten woll dat Wurt afnehmen.

„Un nu ligg man rein stilling, min Sähn, ick will nu irst mal Koffee drinken, Zophie ward em woll heet hebben."

Die Mutter schwieg und ging leise aus dem Zimmer. Johannes und Erika hielten sich zitternd umschlungen. Die Vorstellung furchtbarer Möglichkeiten lebte in ihnen nach, daß sie die Lösung aller bangen Fragen noch kaum fassen konnten.

Stumm sahen sich die beiden in die Augen, und plötzlich ging ein verklärendes Lächeln über Erikas Gesicht.

„Wat bruken wi dat Sloß," sagte der kleine, feine Mund, „wenn wi uns man biholen."

Sie hatte den Heimatlaut ihres Johannes gefunden, und als die Mutter wieder eintrat, stürzte sie ihr entgegen, umschlang sie mit beiden Armen und rief: „Mutting, unſ' Mutting, min Mutting!"

Vom Nest gefallen.

Novelle.

Am Ende des weiten Grasgartens, wo die Herbstsonne auf eine Fülle reifender Äpfel und Birnen schien, standen zwei alte Bäume, die nicht mehr trugen. Unnütze Schattengeber wurden sie genannt, und die Axt war ihnen sozusagen schon an die Wurzel gelegt. Im nächsten Jahre sollte jedenfalls in dieser Ecke mit der neuen Anpflanzung begonnen werden, denn so sehr man auch für das Altgewohnte und Bestehende war auf dem Pachthof, zu dem der Obstgarten gehörte, regeneriert mußte doch einmal werden, man kam sonst nicht mit.

Also die alten Bäume erlebten ihren letzten Herbst. Da sie es aber nicht wußten, schauten sie nicht melancholisch drein, sondern reckten ganz stolz ihre Wipfel und schmückten sich nur ein bischen früher mit goldenem Laub, da sie keine farbenprächtigen Früchte aufzuweisen hatten.

Sie trugen aber doch etwas im Geäst: Eine alte Kinderschaukel war an Stricken zwischen ihnen befestigt, und darin saß an diesem schönen Septembertage ein junges, schlankes Kind von etwa funfzehn Jahren. Das wiegte sich langsam hin und her und sang, leise wie ein kleiner Vogel, während die Augen nachdenklich ins Weite gingen. So weit sie eben kommen konnten! Zwischen den Obstbäumen hindurch bis zu der sonnenbeschienenen Weinwand an der Rückseite einer alten Scheune. Heute schloß aber die Wand nicht den Horizont, das Tor der Scheune stand offen, das gegenüberliegende auch, und in diesem Rahmen stand wie ein Ausschnitt aus einem herrlichen Landschaftsbilde ein blitzender See und dahinter blauduftige Waldzüge.

Dahin schaute das Kind, und allmählich verstummte das Singen, aber die Schaukel ging schneller und schneller. In das blasse Gesichtchen kam Farbe, in die Augen ein erhöhter, sehnsüchtiger Glanz, — und so flog sie immer höher zwischen den goldenen Bäumen in der blauen Luft.

Da plötzlich ein Knarren, ein Knacken, — losgerissen hing die Schaukel schräg in der Luft, und auf dem Boden lag das Mädchen. Es schrie nicht, war wohl weich gefallen in das üppige Gras, — — aber es

rührte sich auch nicht und ließ die gelben Blätter, die die alten Bäume in erschrockenem Aufrauschen herabstreuten, ruhig in Haar und Kleidern hängen.

Es war ganz still, nur hin und wieder fiel ein Apfel oder klang gedämpftes Brüllen einer Kuh von der Weide, die an den Garten grenzte. Nun rasche Tritte, auch gedämpft durch den reichen Graswuchs, und an dem Plankenzaun erschien ein Mann. Dem hing die Flinte über dem Rücken, und aus der Tasche schauten frisch geschossene Rebhühner. Mit scharfen Jägeraugen blickte er über den Zaun und murmelte: „Dacht' ich's doch!"

Dann laut und ermunternd: „Wohl, wohl, Lütting! Was machst du da? Schläfst?"

Keine Antwort, und ohne Besinnen stieg der Jäger über den Zaun. Er sah ja den losgerissenen Schaukelstrick und begriff. Rasch und behutsam hob er die Bewußtlose auf, sie öffnete mit einem tiefen Atemzug die Augen, murmelte wie erlöst: „Ach, Onkel Förster!" und — weg war sie wieder.

Mit sorgenvoll gefalteter Stirn trug er sie durch den Garten, über den Hof und übergab sie der Mutter, die mit ängstlicher Miene in der Tür des langgestreckten, alten Hauses erschien.

„Hier bring' ich 'nen kleinen Vogel, der vom Nest gefallen ist, Frau Felten," sagte er, die Kleine auf das Sopha legend und der erschrockenen Frau Beistand leistend, bis das Mädchen die Augen aufschlug.

„Na, Lütting," rief er dann, „zu hoch geflogen? Ich sah schon von jenseits der Weide die Schaukel tanzen, und dann plötzlich war sie leer, aber immer noch in wilder Bewegung, und ich dacht': Ist das Kind rausgesprungen, ohne ‚ausbammeln' zu lassen? — Na, und da hatten wir die Bescherung! Grad' wie die kleine Grasmück' damals, weißt du noch, Anning, um die du so jammertest, du und Franz, — die vom Nest fiel und sich den kleinen Flügel brach?"

„Das war ja 'ne Meise, Onkel," sagte Anna, und „das weißt du noch?" fiel der Förster freudig ein, „na, also auf den Kopf bist du nicht gefallen, Gott sei Dank!" — —

Nein, eine sichtlich ernste Folge schien der Sturz nicht zu haben, die tiefe Ohnmacht war bei der zarten Natur des Mädchens nichts Unerhörtes bei dieser Gelegenheit, aber es war kein Glied gebrochen, nur der linke Fuß etwas verstaucht, und der wurde vom „Schäfer" ganz kunstgerecht behandelt. Zum Arzt wurde garnicht geschickt.

Erbpächter Felten war nicht für die „Dokters", um so weniger, seit man ihm mit Karlsbad gedroht hatte. Es sei mit seiner Leber entschieden nicht richtig, seine Farbe und seine Laune deuteten das an. Da kam der alte Sanitätsrat schön an!

„Min Klühr, will 'ck Sei seggen, geiht keinen wat an, friegen bruk ick jo nich mihr! Un Laune — was heißt Laune! Argern möt sick jeder Landmann, dor weit so'n Städer nix von af. Karlsbad!! Sei glöwen

woll, ick kann dat ook so maken as min Nahwer jenseits den See: Winters in's Theater un Sommers in die Bäder? Nee, tau son'ne vertehrige Ort hür' ick nich."

Trotzdem hatte der Doktor recht, es wäre sehr nötig gewesen, daß Felten einmal etwas von dem, was er in jedem Jahr „auf die hohe Kant' legte", in Karlsbad verzehrt hätte, und der Förster hatte auch recht, wenn er tadelte, daß die Eltern sich bei der kleinen Anna so ganz ohne Arzt beruhigten. Ihm schien seine kleine Freundin verändert seit dem Sturz aus der Schaukel. Sie war wohl immer ein zartes Kind gewesen, ganz anders als die stattlichen Schwestern mit den kräftigen Figuren und roten Backen, still und nachdenklich, aber doch mit behenden, schnellen Bewegungen, nun aber hatte sie etwas entschieden Müdes und Schlaffes bekommen. Sie hielt sich schlecht, immer als trüge sie eine Last auf dem Rücken, und beim Gehen fand der alte Freund mit den scharfen Augen, daß sie sich sonderbar nach links neigte.

„Kleine Meise," so nannte er sie jetzt immer, „du gefällst mir garnicht!" „Mi ook nich," nahm der Vater ärgerlich den Faden auf, „wat is dat einmal för 'ne spälerige Ort! Dat sit un drömt un schockelt — un ett Appel —"

„O Vating!" rief Anna ängstlich und sehr rot, „ich lerne doch auch und —"

„Lernen! Das is es eben, ümmer die ollen Bücher! Du bist aus der Schul' un könntst woll was andres tun als lernen. Als Lowise so alt war, da melkte sie jeden Tag ihre zwei Kühe aus, Fine pfund'te allein alle Butter für den Markt auf, und was tust du?"

„Na, lauf' mal, Meise," unterbrach der Förster begütigend, „lauf' mal recht flink und grade den Gartensteig vor uns entlang!"

Sie tat es, froh, nur wegzukommen. Aber es ging schlecht, sie blieb bald stehen, sah sich ängstlich um und schlich dann betrübt in's Haus. —

Drei Tage später lag die kleine Meise in einer Klinik der nahen Universitätsstadt, und zu Tode erschrocken saß die Mutter an ihrem Bett, in der fremden Stube, wo sie nichts zu sagen hatte, kaum eine Handreichung tun durfte.

Wie war das alles nur so schnell gekommen? Wie war ihr Mann nur zu bewegen gewesen zu diesem Schritt? Ach, er war ja einfach garnicht gefragt, der Förster hatte ihnen das Recht über'm Kopf weggenommen.

„Felten, ich muß zur Stadt," hatte er gesagt, „gib mir Lütting mit! Es ist so schönes Wetter, und ich langweil' mich so, wenn ich allein fahren muß. — Komm, flieg auf, kleine Meise, Vater hat nichts dagegen."

Ach es war kein Auffliegen mehr; das sonst so behende Geschöpfchen kletterte mühsam auf den hohen Sitz des Jagdwagens, wo sonst ihr schönster Platz war, ja, sie zuckte beim Fahren mehrmals ängstlich zusammen, und das liebe, traute Freundesgesicht an ihrer Seite wurde ernster

und ernster. Es überraschte den Förster kaum mehr, als der Professor nach der Untersuchung gleich entschied: „Sofort hier bleiben, ernster Fall, Rückgrat gefährdet.“ —

Allein war er zurückgefahren, ohne irgend etwas von den vorgeschützten Geschäften erledigt zu haben, den scheltenden Vater und die weinende Mutter hatte er besänftigt und letztere auf die Reise gebracht, damit das Kind nicht länger als eine einzige Nacht in dem fremden, beängstigenden Hause zubringen sollte.

Freilich mußte Anna es doch nachher lernen, denn die Mutter war zu Hause nicht zu entbehren, der Professor aber hatte von einem Aufenthalt gesprochen, dessen Dauer vorläufig nicht abzusehen sei. Und wirklich vergingen Wochen, und von heimkommen war keine Rede. Aber der Professor war zufrieden mit seiner Kur, wie mit der Geduld der Patientin.

Sie fühlte sich auch nicht mehr unglücklich hier, sondern war eigentlich voller Interesse für alles, was sie so fremdartig umgab. Besonders seit sie nicht mehr beständig in ihrem Zimmer lag, sondern die Vormittage meistens in der sonnigen Veranda neben dem Wartezimmer zubrachte. Hier hatte sie Unterhaltung genug, und sie studierte förmlich alle die Leute, die da aus- und eingingen, den verschiedenen Ausdruck von Angst, Spannung oder auch Stumpfheit, mit dem sie warteten und dann die Erleichterung, den Zweifel, ja auch die Verzweiflung, mit der sie aus dem Untersuchungszimmer zurückkehrten.

Sie wurde in aller Stille eine Menschenkennerin, die kleine Meise, und auch sie wurde vielfach beachtet von den wartenden Patienten. Besonders Frauen und Kinder gingen gern zu ihr hinein, angezogen von der sinnenden Teilnahme und dem sympathischen, jungen Gesicht.

Seit einiger Zeit sah Anna öfter einen jungen Mann kommen, dessen Kopf ganz in steife, weiße Binden gewickelt war, so daß es aussah, als trüge er einen Gipskopf, dem man ein paar lebendige Augen eingesetzt hatte. Diese Augen kamen ihr merkwürdig bekannt vor, aber sie richteten sich niemals auf sie, er allein schien sie garnicht zu beachten, sondern war stets während des Wartens in ein Buch vertieft.

Heute aber kam er heraus ohne den Gipskopf, und da — hätte Anna beinahe einen kleinen Schrei getan! Jetzt kannte sie die Augen und das braune Haar und den lächelnden Mund, nur den kleinen Bart nicht und die Schmarre auf der Wange nicht! Aber trotzdem, er war es, und „Franz!“ rief sie freudig, als er schon seinen Hut nehmen und gehen wollte.

Der junge Mann stutzte und ging dem Klang nach, und „Anning!“ klang es betroffen, als er die ausgestreckte Hand und das freudig nickende Gesichtchen sah, „ja bist du's denn wirklich, kleine Dirn? Wie kommst du hierher?“

„Eben so wie du, Franz, ich bin krank, aber —“

„O krank," unterbrach er rasch, mit einer wegwerfenden Geberde, „ich bin nicht krank, Anning, bloß 'n Schmiß gab 's zu heilen, und der ist jetzt fertig. Guck her, mein erster, ist er nicht famos?"

Anna fand es schade, daß die glatte, junge Wange so gezeichnet war, aber da er so stolz darauf zu sein schien, sagte sie nichts dazu, sondern fragte nur: „Wohnst du denn hier, Franz?" „Ja, studiere hier, seit Oktober, dies war die erste Mensur! Aber du, Anning, was hast du angestiftet?"

„Ich — o, ich bin vom Nest gefallen. Weißt du noch, unsere Meise, Franz?" „Ob ich 's noch weiß! Du zogst ja Tag und Nacht mit dem Tierchen herum, fingst Fliegen und brachtest Wasser in der Puppentasse, machtest ein Nest dicht über dem Erdboden, daß es hineinhüpfen konnte, aber — fliegen konntest du es auch nicht wieder lehren!"

„Siehst du," sagte Anna, „so geht's mir nun auch, laufen und tanzen werd' ich wohl nicht wieder, aber ich bleibe doch nicht lahm! Dazu hilft mir der Professor und die gute Schwester Bertha, die mich pflegt."

Erschrocken horchte der junge Student und ließ sich die Geschichte von der Schaukel erzählen, und wie Onkel Förster ganz eigentlich ihr Retter geworden. „Ja, der Onkel," sagte Franz ergriffen, „war er nicht immer unser bester Freund? Ihm allein verdank' ich's ja auch, daß ich Naturwissenschaften studieren darf. Mutter hätt's sonst nie gelitten." — —

Trotzdem er vom Verband befreit und entlassen war, kam der Student jetzt erst recht oft in die Klinik. Die kleine Spielgefährtin der glückseligen Ferientage auf dem Forsthof zog ihn mächtig hin. Er brachte ihr Bücher und allerlei Hübsches zu besehen, er wunderte sich über die klugen Fragen nach seinen Interessen und konnte seinerseits nicht genug hören von ihren Erzählungen aus der ländlichen Heimat, der er in den letzten Jahren fremder geworden, seit die verwitwete Mutter in eine andere Gegend gezogen. Bei diesen Gesprächen hatte Anna eine eigene Art, ihre Berichte ihm zu verdeutlichen.

„Weißt du noch," sagte sie z. B. „ich meine den Weg an der Sandkuhle vorbei, — dann an der alten Eiche — und rechts in die Schneise hinein — da kommen die paar abgestorbenen Tannen — und dann die Nußbüsche — der Graben mit der Brücke, die Onkel immer so viel zu schaffen machte, und dann der Pflanzgarten — weißt du noch das kleine Haus?" Und sie hielt ihm ein Papier hin, auf dem sie während des Erzählens fortwährend gekritzelt, und — mit leichten, freien Strichen war da das ganze Heimatbild zu sehen!

Franz war ganz überrascht, und als sie aus ihrem kleinen Arbeitskasten noch mehr Blätter hervorkramte, wuchs sein Erstaunen auf's äußerste. Da waren ganze Gruppen aus dem Wartezimmer, Gestalten, die er deutlich erkannte an ihrer Haltung oder sonstigen charakteristischen Merkmalen. Da war er selbst mit seinem Gipskopf, von dem er den großen, weichen Hut nahm und an den Riegel hängte.

„Der Tausend, Anning, du bist ja eine Künstlerin!"

„Ach Franz," sagte sie verschämt, „ich hab' mir nur die Zeit damit vertrieben."

„Aber das ist famos, ganz fabelhaft! Nein, diese kleine Meise! Mir nichts, dir nichts, konterfeit sie die Leute hinter ihrem Rücken. Wenn die das wüßten!"

„O Franz, — das schadet doch nicht?"

„Schadet! Kleines Schaf, schaden tut's nicht, aber nützen soll's! Gib mir mal die Blätter, — alles, unterschlag' mir nichts. So, die nehme ich mit."

„Ach bitte, was willst du damit?"

Nichts Böses, Lütting, will auch mal Vorsehung spielen. Meinst du, unser Alter kann das allein?" — —

Ganz erregt blieb Anna zurück. Was hatte Franz gesagt? Kleine Künstlerin — famos — fabelhaft! Und erkannt hatte er die Leute aus dem Wartezimmer und sich selbst! Sie tat einen langen Seufzer — war es möglich, hatte sie Talent? Konnte irgend etwas aus ihr werden, etwas anderes, als die Schwestern? Ach, die hatten sie ja immer ausgelacht, ihre Fragen, ihre besonderen Spiele hatten sie nicht begriffen! Sie hatten gestrickt und genäht und in der Küche wie im Milchkeller so genau Bescheid gewußt, wie die Mutter, die Jüngste hatten sie immer einen kleinen Nichtsnutz genannt! Sie waren nicht unfreundlich, auch die Brüder nicht, die jetzt aus der Schule waren, auf ihre Art waren sie alle gut zu ihr, nur immer zum Auslachen bereit, und zum Verstehen nie!

Und die Mutter? Ach, die war sehr, sehr gut und lieb, sie verwöhnte das Nesthäkchen heimlich und ließ ihm allerlei Freiheit, davon der Vater nichts wissen durfte. Aber es war eine mitleidige Liebe! Das Kind war so zart und andersartig, es würde nicht brauchbar werden für's Leben! Niemals wie Luise und Fine, die schon mit 17 Jahren unter ihren Freiern wählen konnten, die dann so stattliche Frauen wurden, in der ganzen Gegend berühmt wegen ihrer Musterwirtschaft. Nein, die kleine Anna würde immer ein Nestling bleiben, und darüber seufzte die Mutter, darüber schalt der Vater. Das schien Unnatur und Unglück! — —

Als Anna nun seit dem Unfall zum ersten Male nach Hause kam, — der Professor hatte ihr für die Weihnachtstage Urlaub gegeben — da wußten sich wieder alle nicht recht in sie zu finden. Sie war nicht größer geworden, nein, aber sie schien auf einmal so erwachsen! Hatte man früher über ihre „kindischen" Fragen und Einfälle gelacht, so wußte man jetzt mit ihren selbständigen Gedanken, mit ihren neuen Anschauungen erst recht nichts anzufangen! Der Professor bestand darauf, sie ein Jahr unter steter Beobachtung zu behalten, doch brauchte sie nicht in der Klinik zu bleiben, sondern durfte in einer Pension wohnen, nicht mehr beständig liegen, sondern täglich etwas länger aufrecht sitzen und sich beschäftigen! Und nun kamen Anna's Wünsche, vor denen dem Vater die Pfeife ausging.

Noch einmal ein Schulkind wollte sie werden, sie hatte ja so wenig gelernt! Und zeichnen wollte sie lernen und malen! Franz hatte ja ihre kleinen Bilder einem Maler gezeigt, und der wollte sie unterrichten, ja ganz gewiß, sogar umsonst würde er es tun, wenn die Mittel fehlen sollten! — Aber da kam sie schön an! „Wer hett von Pächter Felten all' mal hürt, dat hei wat nicht betahlen kann, wat hei köpen will? Nee, min Dirn, wenn ick di 'n Schaulmeister hollen dauh, denn betahl ick em ook."

Der Förster lächelte über solchen Ausbruch und dachte: Man tut so gern wie ein armer Mann, aber wehe, wenn andre glauben, man wäre wirklich einer!

Und wahrlich, aus einer Art von Widerspruchsgeist und gekränktem Ehrgefühl erlaubte er die ersten Zeichenstunden! Zwar glaubte er in seinen Reden all' diese Ideen und Pläne seiner Jüngsten verachten zu müssen, und als der Förster nach Anna's eifrigen Reden und Erklärungen einmal bemerkte, „das Kind wird flügge!", da wiederholte er bitter: „Flügge? Das kümmerliche Ding flügge?"

„Wart's ab, Felten, ihm wachsen vielleicht andere Flügel, als die wir sehen."

* * *

Wo die Isar rauscht und auf ihren glasgrünen, schäumenden Wellen einen Hauch von den Bergen in die große Stadt bringt, liegt im 5. Stock eines großen Hauses mit dem Blick auf den Strom und die jenseitigen, grünen Anlagen eine freundliche Mansarde. Das breite Fenster ist nicht verhängt, und das Licht fließt ungehemmt und gleichmäßig auf die Staffelei, vor der ein junges Mädchen steht und malt.

Ja, sie steht schon länger als eine Stunde und scheint noch nichts von Ermüdung zu spüren. Sie ist nicht groß, auch nicht ganz grade, aber es liegt nichts Schwächliches in ihrer Erscheinung. Es ist, als stände der zarte Körper ganz im Banne des Willens, der energischen Konzentration, die sich in dem jungen, ernsten Gesicht ausspricht. Die Augen sind nicht mehr so träumerisch, wie die des Kindes, das zwischen den goldnen Bäumen in den blauen Herbsthimmel zu fliegen schien, nicht mehr so schmerzlich fragend, wie die des Mädchens, das von seinem Streckbett aus das Leben und die Leiden der Menschheit beobachten konnte, es liegt in ihnen etwas von der klaren Ruhe, die die Erfüllung gibt.

Anna Felten, die kleine vom Nest gefallene Meise hat dennoch einen kühnen Flug genommen! Sie glauben alle an ihr Talent, die Lehrer, die Kollegen, die Freunde!

Wenn sie nur zu Hause die rechte Anerkennung fände und ein wenig Mitfreude! Das ist der wunde Punkt, über den sie nicht wegkommt, so glühend sie dies bei jedem glücklichen Gelingen hofft. Aber es ist immer dasselbe. Wenn sie zu Hause ihre neuen Studien auspackt, bleibt die

Mutter still und ängstlich und weiß nicht, was sie sagen soll! Sie erkennt wohl die Gegenstände auf der Leinwand oder in den Heften, o ja, aber daß das schön sein soll und wert, daß das ganze Leben damit hingeht und das ihr jüngstes Kind dem Vaterhause entfremdet, das begreift die einfache Frau nicht. Aber sie will Anning nicht kränken, ach ja nicht, darum schweigt sie lieber, streichelt die Tochter und pflegt sie, so viel sie kann.

Der Vater aber bleibt dabei, es sei eine entsetzliche Klexerei! „Wenn ick dat wüßt hadd, Förster, dat dor nich mihr bi ruter keem, hadd ick min Inwilligung nich geben! Äwer di verdanken wi jo dit Ganze, di un dinen Franzen, de jo ook wider nix as dumm Tüg in'n Kopp hett. Naturwissenschaften! Was heißt Naturwissenschaft? Hadd hei nich Preister lihren künnt, as sin Vadder?"

Solche wiederholte Anklagen hörte der Förster seelenruhig mit an. Ihm selbst war es zwar auch nicht leicht, sich in die neue Kunst zu finden, aber er hat die Art des wahrhaft Gescheuten, dem, was außerhalb seiner eigensten Sphäre liegt, mit Achtung zu begegnen. Er denkt, seine Zeit wird auch wohl kommen, wo er lütt' Anning begreift. Mühe genug gibt sie sich darum, und das ist ihm so rührend, daß er mit dem größten Ernst sich in ihre Interessen hinein zu leben trachtet.

Vater Felten aber findet: „Dor is je nix up up de Biller. Hier 'n lütten Drümpel Dannen — un dor 'n beten Acker — mit Roggen, wo nich dat föfte Kurn nah kümmt, so veel Radel un Tremßen sünd dor mang — un denn 'n beten verdrögte Heid' mit 'n poor Schaap, wo ick de Wull nich von schenkt hebben will —. Oder 'n Dörp, wo de Timmerbesichtigung sihr nödig ded, — bi mi dörft dat so nich utseihn!"

Bei den Portraits begnügt die Mutter sich mit der schüchternen Bemerkung: „Ich kenne ja die Leute nicht, aber sie sehen sich gewiß sehr ähnlich!"

Hier aber urteilen die Schwestern gehörig drauf los! Sie finden es empörend, daß den Kleidern so wenig Sorgfalt gewidmet ist, sie wenden sich entsetzt von den Aktstudien ab, aber auch die ganz bekleideten Figuren sind nicht nach ihrem Geschmack.

„Wir würden uns ja auch gern von dir malen lassen," sagte Luise gönnerhaft, „wir haben so schöne, neue Seidenkleider, aber — so weit bist du wohl noch nicht, um das tun zu können!"

„Nein," lacht Anna ganz ungekränkt, „wir wollen noch ein Jahr warten."

Aber es wird im nächsten Sommer nicht anders, und wäre nicht Franz wenigstens mal wieder auf dem Forsthofe gewesen, es wären nur kümmerliche Ferien geworden. Aber die beiden verstehen sich nach wie vor, „sünd jo beid' narrsch naug" sagt Vater Felten.

Im ganzen kommt Anna aber niemals erfrischt, sondern mehr gedrückt nach München zurück, wie ihre Freunde finden. So hat sie sich in diesem Jahr bereden lassen, sich einer ganzen Künstlergesellschaft mit

ihrem Meister anzuschließen und ist garnicht nach Hause gegangen! In Tirol hat sie freilich nicht mit auf die Berge klettern können, ein bischen flügellahm ist die kleine Meise doch geblieben, aber vom Tal aus und unten an den italienischen Seen hat sie doch die allerschönsten Skizzen aufgenommen. — Und heut ist sie dabei, etwas daran auszuführen. Es soll ein „schönes" Bild werden, naturgetreu wohl, aber doch bis zu einem gewissen Grade als Ideallandschaft behandelt! Das will sie in die Heimat senden, das soll den Vater besänftigen.

Sie hat die sattesten Farben auf ihrer Palette, und auf der großen Leinwand leuchtet tiefblau der Gardasee, mit schimmernden Felsen, Oliven- und Zitronenanpflanzungen an seinen Ufern, Segel- und Dampfboote auf der Flut; Burgen in der Ferne — —

Anna läßt lächelnd den Pinsel sinken und flüstert: „Vadding, is dor nu naug up?"

Jetzt klopft es, und eine Kollegin tritt ein. „Grüß Gott, Felten," ruft sie atemlos und wirft sich gleich auf's Sofa, und „grüß Gott, Brauser," antwortet Anna. Sie hat sich in diese Art von Anrede allmählich gefunden. Erst war's ihr ärgerlich, dann komisch, jetzt gleichgültig. „Brauser" ist ein sehr hübsches Geschöpf mit einem pikanten, dunklen Knabenkopf unter dem großen Federhut, in einem Kleid von etwas verschlissener, doch herausfordernder Eleganz.

„Red' net, daß ich so schäbig komm, wir hatten bis jetzt Modell, und ich war zu faul, mich umzuziehn. Wir haben jetzt die rote Fretzdorf, schöner Akt! Aber ich krieg' sie net, hab' ihr die linke Schulter verrenkt! Der Professor sagt: Brauser, die Frau kann bei der Unfallversicherung gegen Sie klagen!" — Anna lacht, und Brauser fährt fort: „Hast denn kein Feuer?"

„Hier, bedien' dich," sagte Anna und schob Zigaretten hin.

„Immer noch meine Sorte?"

„Es raucht sie ja niemand als du!"

„Guter Kerl!" Fräulein Brauser kauerte sich mit hochgezogenen Füßen auf das Sofa, drückt den Pudelkopf in ein Seidenkissen und raucht.

„Weißt, Felten, ich mach' jetzt alle Anstalten zum Stad'werden! Drei Tag' net im Hofbräu!"

„'s brav, Brauser."

„O, 's kommt halt noch bräver! Hab' dem Effinger geschrieben, wann er jetzt käm', wollt ich net ausreißen."

„Na, siehst du, das freut mich."

„Gott, so 'ne dämliche Jugendlieb'! So ein dalketer Peter, wie der Effinger, und doch läßt man sich schließlich kriegen!"

„Aber es wird dich nicht gereuen," redet Anna zu, während sie sorgfältig ihre Pinsel wäscht.

„Hoffen wir's," sagt Fräulein Brauser trocken, „was bleibt mir dann nacha übrig? Ja, dein Talent, ‚dees wenn i hätt'! Da schickt'

ich den Peter doch heim. Aber wenn der Professor solche Witze über mich macht, wenn der Vater kein Geld mehr schickt —?"

„Drum wirst du eben vernünftig."

„Vernünftig! Wenn's einen nur net so gruseln tät vor der Vernunft! — Na, was ist das?"

Es klopft, und das hübsche Persönchen kauert sich wie im Schreck noch mehr zusammen, um dann auszurufen: „Was? Herrenbesuch bei der heiligen Anna?"

Anna ist aufgesprungen und ruft freudig: „Franz — grüß Gott!"

„Grüß Gott?" wiederholt der Eintretende fragend, „schon ganz münchnerisch?" und ich wollt' recht sagen „go'n Dag, Anning!"

„Go'n Dag!" lenkt sie rasch und glücklich lachend ein und drückt seine Hand, während Fräulein Brauser neugierig zusieht. Franz bemerkt sie jetzt — „o, du hast Besuch, willst du mich bekannt machen?"

„Herr Dr. Dörnberg — Fräulein Brauser."

„Servus!" fällt sie neckisch in die Feierlichkeit, und sich aus ihrer ungenierten Stellung langsam aufrichtend, fährt sie mit schlauem Blinzeln fort:

„Weißt, Felten, meine Zigarette werd' ich draußen aufrauchen, will net genieren."

„Aber Brauser, so bleib' doch."

„I na, werd' ka Narr sein!"

Weg ist sie, und Anna kämpft mit einer kleinen Verlegenheit, während Franz noch einmal ihre Hand nimmt und lachend sagt: „Halt' sie doch nicht, Anning, ich freu' mich ja so, dich allein zu haben. Wie geht's denn — wie siehst du aus — was macht die Arbeit? —"

„Es geht alles, Franz," sagt sie heiter, ich bin gesund und komme vorwärts."

„Also gründlich!"

„Ja, — o ja."

„O ja? Hm. — Du bist nicht zu Hause gewesen in diesem Jahr, sie sind alle sehr enttäuscht."

„Wirklich? Ja, siehst du, Franz, das ist der wunde Punkt."

„Weiß ich, mein' Dirn, selbst Onkel Förster sagt: Sie wird nestfremd!"

„Ach, Franz —!" bricht Anna aus, da klopft es wieder, und abermals tritt eine Kollegin ein. Diesmal eine große, eckige Figur mit langem Regenpaletot und zerknülltem Wetterhütchen.

„Kommen Sie mit ins Hofbräu, Felten?" fragt sie ohne Umschweif?" und Anna erwidert etwas verlegen: „Heute nicht, ich habe Besuch. Darf ich bekannt machen: Mein Jugendfreund, Herr Dr. Dörnberg — Fräulein Hofmeier."

„Auch 'n Jugendfreund?" sagt die Malerin mokant, „die grassieren wohl jetzt, werd' mir auch einen kommen lassen müssen. Wissen Sie, daß Brauser ihren Essinger erwartet und Ernst machen will? Na ja, so'n

hübscher Fratz muß ja auch heiraten, die Kunst ist eigentlich für uns andere da, was Felten? Aber pardon, der Herr Jugendfreund ist vielleicht anderer Meinung!"

Sie lacht laut, und Anna müht sich vergebens, sie auf einen Sitz zu ziehen und sie zu unterbrechen. „Sie sehn so erfroren aus, Hofmeier."

„Bin ich auch, in meiner Bude war's hundemäßig."

„Kann ich Ihnen etwas anbieten?"

„Danke, d. h. ja, wenn Sie noch von dem famosen Kirsch haben?"

Anna kramt eilig an einem Schränkchen, und mit dem Likörglas tritt Fräulein Hofmeier vor die Staffelei. „Was machen denn Sie da für'n famoses Guckkastenbild? Kriegen S' denn die Farben bezahlt, daß Sie so auftragen?"

„Es ist ein Geschenk," sagte Anna ärgerlich.

„Na, na, werden S' nur net rot, man muß manchmal gewissen Leuteln zu Gefallen sein. Weiß ja, daß Sie sonst auch net für die Lackbildmanier sind."

„Was haben Sie denn in dem Pompadour!" fragt Anna, „der kleidet Sie ja ganz komisch."

„Will ich meinen!" Fräulein Hofmeier zieht aus dem Seidenbeutel einen Revolver, den sie ganz ruhig auf Anna zuhält. „Geladen ist er allerdings. Sie wissen, da wohnt in unserm Haus jetzt so ein Patron, von dem ich noch nicht weiß, ob er verrückt oder bloß unverschämt ist, dem hab' ich gedroht, wenn er manchmal abends auf dem Treppenflur lauert, wenn ich heimkomm', da schieß' ich! — Na, jetzt geh' ich aber ernstlich. Pfüt's!"

„Das ist wohl unser Adschüß?" fragt Franz belustigt, als die Tür sich geschlossen, und Anna seufzt: „Ja, Gott sei Dank, daß sie pfüt's gesagt hat. Jetzt aber laß ich niemand mehr ein." Und sie dreht harmlos den Schlüssel um.

Franz sitzt gedankenvoll da. „Also so lebst du! Soll ich diese Skizze von den Münchner Malerinnen mal zu Hause vorführen? Sie nennen sich bei'm Vatersnamen, sitzen mit unterschlagenen Beinen und rauchen — und gehen mit geladenem Revolver ins Hofbräu —"

„Lieber nicht," unterbricht Anna mit etwas melancholischem Lächeln, dann enterbt Vater mich doch noch! Lieber Freund, du siehst heut' nur die eine Seite, und die ist allerdings Karrikatur. Aber was du noch nicht siehst, das ist der Ernst, der Fleiß, die Entbehrungsfreudigkeit, die unsere starken Talente haben —!"

„Das seh' ich ja alles hier," sagt Franz, „Anning, ich wollt' dich ja nicht kränken, du bist ja eine andre als all diese, bist immer dieselbe, — unsere kleine — aber das darf ich eigentlich nicht mehr sagen, ich muß dich mit viel, viel mehr Respekt behandeln!"

„Ach was, Respekt, den verlang' ich nicht! Aber nur nicht mißverstehen, Franz, das vertrag' ich nicht, von dir am allerwenigsten. Und

wenn du mir helfen willst, dann sprich lieber so von mir, daß sie mich zu Hause auch besser verstehen lernen. Und nun komm, sieh dir meine Sachen an! O welche Freude, dir einmal alles zeigen zu können."

Franz sieht in ihr glühendes, glückliches Gesicht, er sieht auf ihre interessanten Studien, ihre wirklich von Genialität sprechenden Bilder, hört ihre liebe Stimme so lebendig und warm von all dem künstlerischen Leben und Streben reden und denkt: O, du lieber, kleiner Vogel, wie weit bist du uns entflogen! Wirst du dich je wieder heimfinden?" —

Endlich all' des Schauens müde, sitzen sie in einer gemütlichen Ecke, Anna macht Tee, und nun soll Franz von der Heimat erzählen. Er tut es mit einem unfreien Gefühl, denn die Zustände, die er während seines letzten Besuches auf dem Pachthofe im Feltenschen Hause beobachtet hat, sind nicht gut.

Vater Felten kränkelt ernstlich, ist bei seinem gewohnten Eigensinn lange nicht zu bewegen gewesen, den Arzt zu konsultieren, bis ein außerordentlich heftiger Schmerzensanfall ihn bezwungen hat. Die Untersuchung hat böse Leber- und Gallenzustände an's Licht gebracht, und „Karlsbad" ist wieder die Losung. Er ist aber nicht fortzubringen! Es würde ja sofort alles drüber und drunter gehn und er mit seiner Familie an den Bettelstab kommen! So hat er angefangen, zu Hause Brunnen zu trinken, was ihm bei dem unvermeidlichen Hofjungsärger aber nicht bekommt. Er hat es versucht bei seiner Tochter Fine, ganz in der Nähe, um von dort aus ein Auge auf seine Wirtschaft zu haben —, sich aber sofort mit dem Schwiegersohn entzweit, der ebenso tüchtig und ebenso selbstbewußt wie er, keine Einmischung verträgt.

Er hat sich bei Luise angemeldet, ist aber mit vielen Entschuldigungen abgesteuert, weil ein Kind krank sei, und nun sitzt er in bösester Laune zu Hause, hält Vorträge über das bekannte Thema, daß drei Töchter sich wohl von einem Vater ernähren und aussteuern lassen können, umgekehrt aber nicht ein Vater bei drei Töchtern Unterschlupf finden kann. Er freilich, er hat eigentlich nur zwei, die dritte ist ja aus der Art geschlagen! Ist vornehm geworden, kümmert sich nicht mehr um die Alten zu Hause, zieht mit Gott weiß was für Leuten durch die Welt, was natürlich ein Heidengeld kostet! Während der kranke Vater sich keine Badereise leisten kann, um die Seinen nicht in Not zu bringen.

Und die Jungens! Der älteste will durchaus schon was pachten, selbständig sein! Natürlich, mit dreiundzwanzig Jahren muß man heutzutage ja selbständig sein, nur ja keinem mehr gehorchen müssen!

Der zweite aber hat wieder sein Einjährigenzeugnis nicht gekriegt, ist faul. In seinem Hause geht alles quer, die Söhne tun nichts oder können nichts kapieren, und die Tochter, die froh sein sollte, wenn sie die Bücher in die Ecke werfen und die Hauswirtschaft führen kann, die besteht darauf, zu studieren und sich die Finger mit Farbe zu beschmieren! Wenn's wenigstens noch was einbrächte! Statt dessen geht das ganze schöne Geld,

womit Luise und Fine so fein ausgesteuert sind, durch diese Klexerei hin. Na, Aussteuer wird sie ja niemals brauchen, wer wird denn so ein Mädchen heiraten wollen! —

— So schonend wie möglich bringt Franz all' diese Zustände vor, aber die kleine Anna liest zwischen den Zeilen und bricht in bitterliches Weinen aus. Das ist Franz nun ganz schrecklich, und er verwünscht es, sich auf diesen Botendienst eingelassen zu haben. Aber Onkel Förster hat es ihm so dringlich gemacht! „Anning muß kommen," hat er entschieden gesagt, „die kleine Meise ist die einzige, die hier helfen kann. Stell' dir mal ihre blanken Vogelaugen vor und den kleinen, klugen Schnabel und das liebreiche Herz! Felten kann nur hinter ihrem Rücken murren; wenn sie da ist, wird er still, sollst es sehen, Franz! — Und überhaupt — sie muß auch mal nach Hause kommen, Franz! Was sitzt sie da Jahr aus, Jahr ein; dieses München soll eine ganz gefährliche Stadt sein! Sie dürfen uns das Kind da nicht verderben!" —

Ach, nein, sie ist nicht verdorben, Franz findet 's mit Entzücken, kaum verändert, nur entwickelt, wie eine solche Natur sich entwickeln mußte! Aber sonst haftet ihr nichts an von dem Lächerlichen und Häßlichen ihrer Umgebung, davon er schon Proben gesehen, sie ist ganz das süße, innige Geschöpf, das er so unaussprechlich lieb hat.

Sie trocknet jetzt ihre Augen, und das zarte Gesicht ist wieder ganz Wille. „Ich reise sofort nach Hause, Franz, Vater mag mich aufnehmen, wie er will, ich muß Mutter zu Hülfe kommen."

„Wenn du das wolltest, Anning!"

„Natürlich will ich, und — ich reise nicht eher wieder ab, als bis Vater sich ausgesöhnt hat mit meinem Wege."

* * *

Nun sitzt sie in der Heimat an des Vaters Bett und fühlt die Last, den Druck, den die tyrannische Laune des Kranken auf das ganze Haus ausübt. Keine Pflege war ihm recht bisher; selbst die unfehlbaren Töchter, die abwechselnd kamen, um die ganz verängstigte Mutter zu unterstützen, können es nicht treffen. Luise ist zu weise und überlegen, und Fine, die den Kranken unterhalten will, quasselt zu viel, wie er sagt. Die kleine Anna aber denkt an die gute Schwester Bertha in der Klinik, die sie damals so liebgewonnen, und unbewußt nimmt sie diese Art des selbstverständlichen, geräuschlosen Dienens an, ja sogar die Handgriffe, die sie ihr abgesehen. Und der Vater — fügt sich ihren Anordnungen. Freude hat er zwar nicht bezeugt über ihr Kommen, und manchen mißtrauischen Blick hat sie sich gefallen lassen müssen, mit keiner Silbe hat er nach ihrem Ergehen, nach ihrer Arbeit gefragt. Aber Anna wartet geduldig, und denkt nicht dran, daß sie noch etwas anderes ist oder sein möchte, als eine gute, treue Tochter.

Wie sich aber eine entschiedene Besserung im Befinden des Vaters zeigt, holt sie ihr großes Landschaftsbild, das sie für ihn mitgebracht, und in ihren strahlenden Augen scheint die Hoffnung, die sichere Annahme zu stehen: Nun mußt du mir gerecht werden! Aber er bemerkt nur mürrisch: „So'n blages Water giwwt dat nich."

Da geht sie still hinaus und kämpft diese neue Enttäuschung nieder, die Mutter aber schließt sie weinend in die Arme und klagt: „Mein armes Kind, du bringst uns Opfer, und es wird dir nicht mal gedankt!"

„Mutter," fällt Anna erschrocken ein, „von Opfern sprichst du? Haltet ihr mich denn wirklich alle für ganz und gar aus der Art geschlagen?"

„Nein, ach nein, aber du hast es doch sonst so wichtig mit deiner Malerei, und nun sitzest du hier in der Krankenstube und verbringst deine ganze Zeit!"

„Mutter," ruft Anna energisch, „lieber geh' ich nie nach München zurück und lasse die ganze Malerei, als daß ich hier meinen Platz aufgebe!"

Die Mutter sieht sie bewundernd und seufzend an, Anna aber eilt in's Freie, um ihrer Bewegung Herr zu werden. Da sieht sie den Postboten kommen. Der kramt gleich in seiner Tasche und reicht ihr einen Brief. Der sieht geschäftsmäßig aus und kommt aus München. Mit gespannter Miene besieht Anna ihn einen Augenblick und wendet sich dann dem Obstgarten zu, um ihn dort ungestört zu lesen.

Es ist wieder so ein goldener Herbsttag, wie damals, als sie aus der Schaukel fiel und damit ihrem Leben eine so ungeahnte Wendung gab, und an derselben Stelle, wo damals die alten Bäume standen und heute die junge Anpflanzung lustig emporwächst, liest sie: Ihr Bild, das im Glaspalast ausgestellt war, ist verkauft, für 2000 Mark!" —

Ganz betäubt lehnt Anna am Plankenzaun, da sieht sie über die Kuhweide den Förster kommen, ganz wie damals, die Tasche voll Rebhühner — den Hund neben sich. Und: Onkel, Onkel! ruft sie laut in ihrer Sehnsucht nach sympathischer Mitfreude, und „Wohl, wohl!" klingt es munter zurück, und gleich darauf lehnt er jenseits am Zaun.

„Onkel, weißt du noch, wie du mich damals hier gefunden?"

„Ob ich's weiß!"

„Daß du sagtest, ich sei ganz mit gelben Blättern bestreut gewesen?"

„Auch das weiß ich, die alten Burschen taten 's wohl in Gewissensangst, daß sie dich mit Gold überschütteten."

„Onkel, das ist eine Vorbedeutung gewesen! Heut ist auch ein goldenes Bäumchen über mich gerüttelt — lies doch."

Es dauert ein bischen, bis er seinen Kneifer zurechtgesetzt und das Blatt in die gehörige Entfernung gebracht hat, dann aber ist das Glas plötzlich feucht, er nimmt es wieder ab und seinen alten Jägerhut dazu

und sagt: „Also die Saat jener Stunde ist aufgegangen! Kleine Meise, liebe Dirn, paß auf, nun wird Vater dich respektieren. Fehlt nur noch — daß du einen Heiratsantrag zu verzeichnen hast, und du bist für ihn auch ein Vollmensch!"

Anna lacht und wird sehr rot, Onkel schiebt seinen Arm sachte über den Zaun, um Anna's Schulter: „Morgen kommt Franz, Meise, und ich glaube — zu dir. Soll er kommen?"

Anna nimmt die treue, warme Hand, die ihr und Franz allzeit die Wege geebnet, drückt sie an ihre glühende Wange und sagt: „Ja, Onkel." —

Im Hause kommt es nun, wie der Förster prophezeit, die 2000 Mark steigen dem Vater so zu Kopf, daß er sofort aufstehen will und überlegen, wie Anna die Summe am besten anlegt. Er macht zwar über den Käufer die abfällige Bemerkung: „Hett dei sin Geld stahlen, dat hei dor so lichtsinnig mit ümgeiht?" fügt dann aber herablassend hinzu, „na, denn kann ick mi ja beruhigen, dat du di ernähren kannst. Dat ist ja för'n unbegebenes Mäten de Hauptsaak!"

Anna und Onkel Förster lachen sich heimlich zu, daß er wörtlich recht bekommt, daß sie bis zu einem gewissen Grade nun anerkannt ist, nur eine Kleinigkeit, die sie beide schon sicher in der Tasche haben, noch fehlt! —

Am nächsten Tage hält der Doktorwagen vor dem Hause, und so wie der alte Sanitätsrat den Patienten sieht, ruft er aus: „Der Tausend, lieber Felten, außer Bett und mit ein paar Backen, wie gemalt?"

„Je, Herr Sanitätsrat," meint Felten und wirft sich in die Brust, „min Dochter versteiht sick up dat Upsarwen, dei kann ut geel rot maken. Son'ne Malers sünd doch nich ganz tau verachten, dat heit, ick möt doch seggen —"

Aber weiter kommt er nicht, die Anerkennung, die ihm eben entfahren, wieder einzudämmen, denn ein zweiter Wagen fährt vor und bringt neue Gäste.

Franz kommt, seine Anstellung am Gymnasium der Nachbarstadt zu melden und von Anna's Eltern die Hand ihrer Jüngsten zu erbitten. Die Mutter schluchzt fassungslos vor Freude, der Vater macht ein scheinbar grimmiges Gesicht, aber es zuckt verräterisch um seinen Mund, wie er sagt: „Narrsch naug sid ji jo beid', dat ji tausamen paßt. Un Franz, dat will 'ck di seggen, wenn du dinen Kram man so versteihst, as min Dochter, denn ward dat woll gahn." Weiter kommt er nicht, denn Anna hängt sich alles vergessend jubelnd und zärtlich an ihn, und man sieht wirklich eine Träne in seinen eisgrauen Wimpern, während er murmelt: „Du büst würklich 'ne gaude Dirn!"

Dann laut nnd herrisch: „Nu Frühstück för den Doktor, den Förster un wer sünst noch dor is!"

Anna fliegt hinaus, niemand soll es ihr nehmen, den Tisch für ihre Lieben zu decken, und wie sie alles bereit hat und rosig und strahlend vor Eifer und Glück alle bedient, sagt Onkel Förster, indem er sein Glas hebt:

„Seht ihr wohl, unser kleiner Vogel ist wieder nestfromm, er hatte sich nur ein bischen verflogen!"

Franz aber fragt heimlich: „Wirst du dich denn hier zu Lande wieder gewöhnen, wirst du nicht mit den Wandervögeln immer wieder den Zug nach Süden fühlen?"

Onkel Förster aber hat es gehört und sagt mit listigem Gesicht: „Die Haubenmeise ist bei uns ein Standvogel!"

Hermann Eduard Jahn.

Selbstbiographie.

Hermann Eduard Jahn wurde am 13. August 1857 auf dem Rittergut Kl. Vielen bei Penzlin in Mecklenburg geboren. Bis zum zehnten Jahre erhielt er Unterricht von Hauslehrern, besuchte dann das Gymnasium zu Rostock und die Realschule zu Neu-Strelitz, mußte aber, da er sich durch eine schwere Erkältung Gelenkrheumatismus zugezogen hatte, die Schule verlassen. Zur Erholung ging er vom Herbst 1876 bis Frühjahr 1878 nach Riva am Gardasee und kehrte dann geheilt zurück. Ließ sich 1879 in Rostock nieder, zuerst als Volontär in der W. Werther'schen Verlagsbuchhandlung, dann als selbständiger Schriftsteller. Siedelte darauf 1881 nach Gohlis bei Leipzig über, mußte im September 1885 nach Greifswald, im November 1889 nach Lübtheen und im Februar 1890 nach Schwerin. Ging dann im Februar 1891 nach Berlin.

Von seinen Schriften seien erwähnt: Arbues de Epila und die letzte Stunde der Madame Roland. (Zwei dramatische Skizzen) 1879. König Erich (Trauerspiel) 1880. Ich denke dein! (Ein Buch Lyrik) 1881. Agnes Bernauer (Trauerspiel) 1881. Verwehte Blätter. (Dichtungen) 1882. Frau Eva (Gedichte. Mit Vorwort von Dr. v. Sacher-Masoch.) 1888. Tambour schlag an! (Kriegs- und Friedensbilder) 1897. Sie (illust. von G. Sieben. Gedichte.) 1900. 3. Aufl. 1902. Feuer und Schwert in Süd-Afrika (Episoden und Skizzen aus den Freiheitskämpfen der Buren) I. und II. Teil 1902. Zur Naturgeschichte des Weibes (illust. von A. Scheiner. Gedichte) 1902. Die Liebe in der Welt (illust. von Scheiner. Gedichte) 1903.

Ungedruckte Originalbeiträge.

Frühling.

Der Frühwind pochte mit rascher Hand
An die klingenden Fenstergläser:
„Wach auf! rot funkelt das grüne Land,
Rot funkeln die grünen Gräser.
Und der Himmel ein blauer, ein lichter Smaragd,
Den goldene Schleier umfloren — —
Du Träumer, erwach' aus der Winternacht!“ — —
Ich aber verstopft' mir die Ohren . .
Der rote Morgen er schlüpfte ganz leis'
Herein durch die Fensterscheiben:
„Die schönste Rose harrt keusch und weiss
Im Schatten der schwarzen Eiben.
Sie bebt nach dir, wie ein Königskind
Auf grauer Heide verloren —:—
Du Träumer, erwache geschwind' — geschwind'!“ —
Ich aber verstopft' mir die Ohren . .
Da schleicht es an's Lager mir heimlich und weich
Auf weissen, raschelnden Sohlen,
Und ein Mündchen, der Frühlingssonne gleich,
Küsst mich gar so heiss und verstohlen.
Und ein blaues Auge herniederlacht,
Gleich dem Himmel, dem frühlingswarmen,
Und ich bin vom Winterschlafe erwacht,
Und ich halte den Lenz in den Armen! —

Sie.

Wenn aus dem Tor des Morgens klar
Die junge Sonne springt,
Und wenn der Vöglein bunte Schar
Im grünen Laubdach singt,
Die Blumen all erschliessen sich
Nach banger, schwarzer Nacht,
Da hab zum: „guten Morgen“ ich
Allein an dich gedacht. — —
Und schliesst der Abend grau und bleich
Das Tor des Westens zu,
Die Blumen schlafen warm und weich,
Die Vöglein sind zur Ruh,
Naht dann die Nacht so stumm und leis'
Im Haar der Sterne Pracht,
Da hab zur: „guten Nacht“ ich heiss
Allein an dich gedacht.

Sternenlose Nacht.

Wie stumm ist die Nacht, wie wolkenschwer,
O, so weit! o, so weit, so gespenstig und leer —
Mir wird so bang', so bang!
Und die Wolken ziehn so nebelgrau,
An Blatt und Halmen blitzt der Tau
Und die Träne auf meiner Wang'. —

Wie stumm ist die Nacht — mein Herz nur schreit
So wild nach dir, die so weit, o! so weit —
Und die Nacht ist wolkenschwer.
Nie wieder schau' ich dein holdes Gesicht,
Dein holdes Plaudern ich höre es nicht —
Du kommst nimmer, nimmermehr! —

Träume.

Aus grauen Wolken schwebet
Herab die stumme Nacht,
Und schreitet durch die Weite,
Auf nackten Sohlen sacht.
Es rauscht ihr schwarzer Mantel
So weich, so wunderbar,
Viel weisse Sterne flimmern
In ihrem schwarzen Haar. — — —
Da bebt ein heimlich' Klingen
Durch Ranken und durch Kraut,
Ein Raunen und ein Wispern,
Ein fremder Zauberlaut,
Man hört' ihn kaum, man fühlt ihn,
Wie ferner Winde Wehn:
Das sind der Menschen Träume,
Die durch das Dunkel gehn!

Das klingt wie warmes Lachen,
Und glüht wie Sonnenglast,
Das klingt wie eisig' Weinen
Erstickt von Wolkenlast,
Wie wildes Winterstürmen,
Wie Zephirlaut im Mai,
Um gellend zu verhallen
Im bangen Sehnsuchtsschrei . . . .
Die Nacht geht stumm vorüber,
Gleichgiltig, taub und blind,
Und weisser fliegt und weisser
Ihr Haar im Morgenwind.
Schon springt das Frührot jubelnd,
Aus Wolken schwer und grau,
Und an den Ranken flimmert,
Wie Tränen, weiss der Tau . . .

Das All.

Wir nennen sterben, wenn das Auge
Im harten, eis'gen Kampfe bricht,
Wenn uns're heissen Pulse stocken —
Im All gibts Tod und Leben nicht .

Ein ew'ger Wechsel aller Stoffe
Ist dort das mächtige Gebot:
Dort findest du den Tod im Leben,
Und findest Leben in dem Tod. — —

Ida Maria von Conring.

Selbstbiographie.

J. M. v. Conring, geboren am 9. Juli 1858 zu Schwerin in Mecklenburg, als Tochter eines Großherzogl. Artillerie-Hauptmanns. Sie lebte mit ihren Eltern in Rostock, Danzig, Hannover und Straßburg. 1878 gab sie ihr erstes Buch Gedichte und 1881 das zweite heraus. Nach ihrer Verheiratung lebte sie in Spanien. Jetzt widmet sie sich in Hamburg ihren schriftstellerischen Arbeiten.

Ungedruckte Originalbeiträge.

„Vagel Grip".

Am Spätnachmittage, im Herbst, ging ich durch das Gewirr von Gäßchen der spanischen Hafenstadt Cartagena. Überall regstes Treiben; hier lebhafter Straßenhandel mit Fischen, Orangen und hoch aufgetürmten Gemüsen; dort gestikulierende Frauen und schreiende Männer in voller Unterhaltung. Spielende Kinder liefen mir vor die Füße. Matrosen aller Nationen zogen in Gruppen umher, mit dem Haik bekleidete Araber belebten das Bild.

In einer der engsten Straßen stand eine Fonda, ein Gasthaus niedrigster Sorte, deren Schild eine grell gemalte Sonne aufwies. Ich wollte achtlos daran vorüberschreiten, blieb dann aber, wie gefesselt, stehen. Aus der offenen Tür der Fonda klang Musik — unfehlbar der bekannte Ton einer meisterhaft gespielten Ziehharmonika, und die Melodie war keine andere, als die daheim tausendmal gehörte: „Steh' ich in finsterer Mitternacht." Ehe ich näher treten konnte, verklang die Musik, um nach kurzer Pause neu zu beginnen. Diesmal war es ein Lied, das die Deutschen so gerne singen, wenn sie in fröhlicher Gesellschaft beisammen sind: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten?" Ich trat näher, überschritt nicht ohne heimliches Zagen die Schwelle der Fonda und sah mich nach dem Musikanten um. Da saß er am Fenster, dessen nie geputzte Scheiben nur trübes Licht durchließen. Ich sah ein schmales, von tausend Fältchen durchzogenes, bartloses Gesicht mit scharfen, hellblauen Augen, über der Stirn spärliches, schneeweißes Haar — eine lange, sehnige, ein wenig gebeugte Gestalt, an deren Knie sich ein hübsches, schwarzhaariges Mädchen schmiegte. Der Alte sah mich forschend an und wendete sich zu der Kleinen: „Büst müde, klein' Dirn, nich?"

Mein letzter Zweifel schwand. Ich ging zu ihm und sagte: „Guten Abend, lieber Landsmann." Er fuhr empor: „Is je woll nich möglich? Die Dame is aus Deutschland? Ne, kann das woll angehen, vielleich' aus Mecklenburg?" Ich nickte nur, das Heimweh kam über mich, so daß mir das Sprechen schwer wurde. Er wendete sich zur Wirtin, die neugierig näher getreten war und sagte ihr einige Worte in einem merkwürdigen Spanisch mit Rostocker Accent. Die Frau nickte zustimmend, er nahm das Kind an die Hand, und wendete sich zu mir. In dem unverkennbaren Streben, mich aus der Fonda heraus zu bringen, ohne meine Spur zu verlieren, bat er sehr schüchtern: „Wär' es der Dame wohl lieb, wenn ich ein Stück Wegs mitginge?"

„Darum wollte ich Sie eben bitten", sagte ich, „ich bin nur hereingekommen, weil ich die lieben, alten Melodien hörte und freue mich, wenn Sie mich begleiten und mir erzählen wollen, wie Sie hierher kommen?"
„Je, das sagen Sie man, gnä' Frau! Und wie lange bin ich all hier, nicht Jahren, Jahrende. Und hab' die ganze Zeit nich ein Wort plattdeutsch gehört. Ich verlern' es ja wohl ganz und gar. Zwölf Jahre bin ich all in dies schlechte Land. Du lewer Gott, un ick harr ümmer dacht, ick süll in Rostock lewen un starwen. Je, wo so wat kümmt. Ick will Se dat girn vertellen, gnä' Fru. Wenn Se dat nich to gering wir, bi mi antokihren? Denn hier bün ick to Hus."

Vor der Tür des sehr bescheidenen Häuschens stand eine hübsche, schwarzäugige Frau, die uns sehr freundlich begrüßte. Um sie her wimmelte es von tiefbrünetten, kleinen und größeren Kindern, ich zählte deren sechs, zu denen sich das Mädelchen, das wir mitgebracht hatten, als siebentes gesellte. Der Alte schob die lachende, sich balgende Gesellschaft beiseite und öffnete eine Türe: „Hier is min lütt Kabuff, gnä' Fru," sagte er, nicht ohne einen gewissen Stolz.

Ich sah mich um. Auf dem schmalen Bettgestell lag ein gewaltiges Federbett, in blau- und weißgewürfeltem Überzuge. Über der Kommode hing ein Bild des Großherzogs Friedrich Franz II., darunter ein billiger Öldruck: Das Schweriner Schloß. Wir setzten uns, und der Alte erzählte seine einfache Geschichte. Seine Frau war gestorben, und sein einziger Sohn war in die Fremde gegangen. Nach Jahren hatte er aus Cartagena geschrieben. Er hatte sein gutes Auskommen, war verheiratet und drang in den Vater, ihn zu besuchen. Schwer genug hatte sich dieser dazu entschlossen; endlich gab er nach und wurde von den Seinen mit Jubel begrüßt. Jahr um Jahr blieb er, dem Sohne zu Liebe, in der Fremde, bis dieser eines Tages ganz plötzlich starb. Nun kam die Sorge um das tägliche Brot. Die kleinen Ersparnisse des Alten waren rasch aufgezehrt, und die Schwiegertochter konnte nichts verdienen, weil die vielen Kinder ihr keine Zeit dazu ließen.

„Da fiel mich das ein," sagte der Alte, und eine feine Röte lief über sein Gesicht — „das, mit der Musik. Sie müssen nicht schlecht von mir denken, gnä' Frau, daß ich in so ein ealte Kneipe spiel'; es wird ganz gut bezahlt, und die Leute hören gern zu. Ich kann doch die kleinen Gören nich hungern lassen, weil mich die Arbeit nicht paßt. Ick bün een Köfersähn, gnä' Fru und hätt das auch nich gedacht, daß ich die Spaniers noch mal was vorspielen müßt. Aber das kann ja all nich helfen! Gnä' Frau, sein mag ich hier nich — ich würd mein' rechten Arm geben, wenn ich nach Rostock zurückkönnt'. Schon allein die quatsche Sprache hier. Bis man das lernt, was sie eigentlich wollen! Un nich ein orendlichen Mund voll Essent können sie kochen. Wat min Swiegerdochter is, de muddelt allens tosamen: Wust un Knuflock un dicke Arften, un dat näumt

se denn ne „olle Potrida". Ich hab mir da nu all an gewöhnt, aber wenn ich an korten Kohl un Lungwust denk, denn kommen mich die Tranen. Un denn die Namen! Sie glauben es nich, gnä' Frau! Der eine heißt Ludowico, dat sall Lurwig sin, so het ick. Un wat de Lüttst is, de ümmer mit mi löppt, de het Con=cep=ti=on. Ick seg äwer ümmer Zepping to ehr, dor hört se ok up."

Der Alte hatte sich ganz außer Atem gesprochen. Nun schwieg er und sah mich erwartungsvoll an. Ich drückte ihm warm die Hand und sprach meine herzliche Teilnahme an seinem Geschick aus. Unwillkürlich geriet ich ins Plattdeutsche, und er trank den Klang meiner Worte förmlich in sich hinein.

„As to Hus," murmelte er, „lewer Gott, dat is tovel Glück!"

Meine Zeit war zu Ende. Der Alte begleitete mich durch das kleine Wohnzimmer zur Haustüre. Die Kinderschar schien schon auf ihn gewartet zu haben. Mit der ihrer Rasse eigenen Leidenschaftlichkeit stürmten sie auf ihn ein, umarmten ihn und „Zepping" sicherte sich den Platz auf seinem Arm, ihren krausen Schwarzkopf an seine Wange drückend. Er sah mich stolz und glücklich an: „Se hollen wat von ehren ollen Groß=vadder," versicherte er eifrig. „Alltausamen dauhr se dat. Tauirst seden se Abuelo to mi. As wenn man Hunn' un Katten röpt, nich, gnä' Fru? Dat dörwen se nu nich mihr. Ludowiking, segg ens: Großvadder!"

Es war amüsant, wie alle die kleinen Romanen das niederdeutsche Wort mit scharfem „r" ausriefen und sich im Eifer überboten. Der Alte nickte stolz. „So hürt sick dat" sagte er zufrieden.

Von nun an besuchte er uns von Zeit zu Zeit. Er war immer heiter, aber man sah, daß ihm das Heimweh am Herzen nagte. Er sprach gerne von der lieben, alten Vaterstadt und zählte mit Stolz ihre Wahrzeichen, die sieben Landtore, sieben Strandtore u. s. w. auf. Ich vermied aber solche Gespräche und versuchte ihn auf andere Gedanken zu bringen, weil ihm jedesmal in der Erinnerung an die hochgiebligе Hansastadt die Tränen ins Auge stiegen. Und der alte Mann mit dem sehnsuchtskranken Herzen tat mir leid, sehr leid.

Ich hatte viel darüber nachgedacht, ob ihm nicht zu helfen sei. Aber er war den Seinen zu nötig und hätte sich unter keinen Umständen entschlossen, „de lütten Swartköpp" zu verlassen und damit dem Mangel preis zu geben. Ich mußte mich damit begnügen, ihm auf die zarteste Weise, denn er war sehr stolz und empfindlich, den schweren Kampf ums Dasein ein wenig zu erleichtern. Einstweilen war er mit seiner unzertrennlichen Begleiterin „Zepping" wenigstens einmal in der Woche unser Tischgast. Es kostete mich einen harten Kampf mit meiner andalusischen Köchin, bis sie mir gestattete, in ihr geheiligtes Reich zu dringen und eine Gans in Weißsauer einzukochen. Die Freude des Alten über dies heimatliche Gericht entschädigte mich für Manuela's Ungnade. Es war förmlich ein Genuß anzusehen, wie es ihm schmeckte. — Der Winter

war milde, aber es fror den alten Mann doch in den ungeheizten Zimmern. Die Kohlenbecken, die man zur Erwärmung der Füße benutzt, mochte er nicht und schwärmte so beweglich von „den düchtigen Kachelaben, de man so von Holt un Torf bullert," daß „Zepping", die sich von solchem Gerät keine Vorstellung machen konnte, den Abuelo großäugig und sehr erstaunt ansah. Es war ein eigentümliches Zusammentreffen, daß mir der Alte im Februar erzählte, seine Schwiegertochter habe sich mit einem sehr wohlhabenden Manne verlobt, und er sei nun überflüssig — gerade als mein Mann mir mitteilte, daß eine Rostocker Bark im Hafen läge. Ich schwankte einen Moment, entschloß mich dann aber doch, meinem alten Freunde keine Unruhe zu machen und begab mich allein dorthin. Da schaukelte der „Obotrit" auf dem stahlblauen, unruhigen Wasser. Im leichten Winde wehte die wohlbekannte, gelbe Flagge mit dem trotzigen schwarzen Greif. Wie ein Stück Heimat erschien mir das Schiff! Kaum konnte ich meine innere Bewegung meistern, als mein kleines Boot anlegte, ich die steile Treppe erklomm und an Bord gelangte. „Holl wiß, Schapskopp!" war das erste Wort, das mir entgegenscholl, und der Schiffsjunge wich geschickt einer „dägten" Maulschelle des Kapitäns aus.

Der war so ein alter Seebär von der „Waterkant". Rauh und sonnenverbrannt, derbe und grob, sechs Fuß hoch und entsprechend breit, — dabei leuchtete eine Kinderseele aus seinen guten, blauen Augen. Mein Entschluß war gefaßt. Ich schritt auf ihn zu, stellte mich vor und saß ihm nach fünf Minuten in der Kajüte gegenüber. Er hörte mir so eifrig zu, daß ihm die kurze Pfeife ein paar Mal ausging. Als ich fortging, hatte ich was ich wollte: Die kostenlose Heimreise für meinen alten Freund.

Als ich ihm das erzählte, starrte er mich sprachlos an. Er hatte in diesen Tagen wohl nicht viel Liebes von dem Bräutigam seiner Schwiegertochter erfahren und fühlte sich recht überflüssig, selbst bei den Enkeln, die, nach Kinderart, dem Neuen zustrebten. Große Tränen liefen ihm über die Wangen:

„Wenn ich Ihnen das vergeß, gnä' Frau! Ne, is dat to glöwen, ick sall to Hus?! Na Rostock, wo min Swesterdochter wahnt, wo min oll Fru in ehr stilles Graw all so lang up mi töwt. O, Gott, un de Marienkirch' un de oll Warnow und das Steindur! Ick glöw, wenn ick an Warnemünn' ran kem, denn freu ick mi je woll dot!"

Wir hatten Mühe ihn zu beruhigen. „Zepping sall äwer mit," wiederholte er ein paar Mal. Als er von mir Abschied nahm, hatte er diesen Plan aufgegeben: „Wat sall dat Kind dor", meinte er, „kolt is dat man, un ick bün en ollen Mann, den unf' Herrgott bal afraupen kann. Beter is't, ick lat min lütt Döchting bi ehr Mudder."

Ich konnte ihm nicht Unrecht geben.

Am ersten März lichtete der „Obotrit" die Anker. Ich hatte meinem alten Freunde das Geleit zum Hafen gegeben und stand nun inmitten der jämmerlich weinenden Kinderschar, die sich an den Abuelo anklammerte, als wollte sie ihn zerreißen. Endlich gelang es ihm, sich los zu machen.

„Zepping“ hielt er lange ans Herz gedrückt, und seine Tränen fielen auf das Kind. Dann stieg er ins Boot. Wir sahen ihn rasch und gewandt die Treppe erklimmen und auf den Kapitän zueilen.

Die Ankerwinde knarrte, und langsam, Zoll für Zoll, wurden die gewaltigen Eisenhaken emporgehoben. Das Schiff entfaltete seine schneeweißen Segel und glitt, anmutig wie ein Schwan, über das blaue Wasser. Gerade unter der Heimatflagge stand der Alte, an den Mast gelehnt und winkte mit dem rotbunten Taschentuche. Im frischen Winde flatterte der Vogel Greif und die mecklenburgische Flagge am Hauptmast, und ich sah dem Schiffe nach, das Herz zum Zerspringen geschwellt.

O Heimat, Heimat!

Der Weg.

Ein Frühlingsabend war's, mild und warm,
Da sass ich mit meinen Knaben allein.
Den Kleinsten hielt ich sorglich im Arm:
Umflutet von bläulichem Mondenschein
Seh ich sein geliebtes, zartes Gesicht —
Rings alles still! — Der am Fenster fest
Den Lockenkopf an die Scheiben gepresst,
Stand wie verklärt in dem schimmernden Licht.
Von drüben, von ferne, mit süssem Schall,
Da lockte so heimlich Frau Nachtigall.
Und in dem Glanz dieser Maiennacht,
In Sternenzauber und Blütenpracht,
Hört' ich die beiden Zwiesprach halten:
Von des Heilandes liebeseligem Walten,
Vom Brüderlein, das so jung gestorben
Und früh schon die ewige Glorie erworben,
Vom Brüderlein, das so oft sie geküsst. —
„Wie hoch der leuchtende Himmel ist,“
So seufzte der Kleine, ein bischen beklommen,
„Wie schwer muss es sein, in den Himmel zu kommen!“
Da hielt ich verdoppelt innig umfasst
Auf meinem Schoss die geliebteste Last
Und küsste, mit leisem Trosteswort,
Von den roten Lippen den Seufzer fort. —
Und Monde vergingen, der Sommer kam.
In meiner Seele war nagender Gram.
Es hatte in wenigen, kurzen Sekunden
Mein Kleiner den Weg zum Himmel gefunden,
Den weiten Weg zur Heimat da droben,
Und durft im Chor der Engel nun loben
Den Heiland, den er so sehr geliebt.
Ich aber stand, zum Tode betrübt
Und wie gebrochen am kleinen Sarg,
Der mein liebes, fröhliches Bübchen barg. —
Und Jahre vergingen. Mit grünen Ranken
Zog sich der Efeu hinauf, hinab
Um Lieblings Kreuz, und am kleinen Grab
Sah' ich ihn zierlich und tröstlich schwanken.
Im holden Frühling, mit süssem Schall,
Lockt wieder und flötet Frau Nachtigall.
Im zitternden, bläulichen Mondenschein,
Sass ich mit meinem Sohne allein.
So jung und so froh er — noch keimte kaum
Auf seiner Lippe der erste Flaum.
Und leise sprach er: „Gedenkst du der Stunden?
Wie bald unser Liebling den Weg doch gefunden,
Den Weg zur Heimat! Gedenkst du daran?“
Da überlief's mich wie eisiges Grauen:

„Mein einziges Kind, mein einziges Glück.
O, sieh nicht nach oben! O, wende den Blick!
Wenn die da droben auf himmlischen Auen,
An des Heilandes strahlendem Lilienthron,
Deine Augen seh'n, die geliebten, blauen,
Wie sie so innig nach oben schauen,
Sie könnten sich sehnen nach dir, mein Sohn!"
Da lächelte er: „Wie bange du scheinst,
Mein armes Mütterchen, sieh, du weinst.
Und weisst doch, es ist zu unserem Frommen,
Dass, die Heimweh haben, nach Hause kommen,
Nach Hause, dort wo kein Leid mehr ist!"—
Auch er ist gegangen nach Mondenfrist,
So sanft und getrost, den Weg nach oben
Und darf nun den Heiland in Ewigkeit loben.
Den Weg, den die Kinder so schnell gefunden,
Ich suche ihn bang in endlosen Stunden
Und weiss, da mir Liebe und Hoffnung genommen,
Wie schwer es ist, in den Himmel zu kommen!
Ich wandere einsam im finsteren Tal —
O, schweige, schweige, Frau Nachtigall! —

Zum 22. September 1897.

Du, unsrer Heimat teure Fahne,
So hüllst du wieder dich in Flor.
Durch Wolken blickt die matte Sonne,
Durch Nebelschleier trüb hervor.

Und durch des Schlosses weite Hallen
Rauscht ein gewaltig' Trauerlied
Um ihn, der in der Jugend Prangen
Auf Nimmerwiederkehren schied —
Der über wilde Meereswogen
Gezogen kam zu süsser Rast
Und landete im letzten Hafen. —
Den Heimatwimpel auf dem Mast.

Es trägt der Wind die Rosendüfte
Herüber durch die laue Luft:
Des Sommers letzte Blumengrüsse
Ruhn still in uns'res Herzogs Gruft.

Gebet.

Nicht reiches Glück ist es, das ich erflehe.
Ich bitte nicht um vollen Sonnenglanz.
Er täte wohl den müden Augen wehe,
Der heissen Stirne unterm Dornenkranz.
Kein reiches Glück, — da deine Stimme sprach:
„O komm und trage still mein Kreuz mir nach!"
Und doch, o Herr, die müde Seele bangt.
Gib ihr den Lichtstrahl, danach sie verlangt.
Lass mich nicht sterben mit gebrochner Schwinge.
Gib mir die Kraft, dass ich empor mich ringe,
Ein Hoffen gib, davon die Lippe schweigt,
Ein Abendrot, Herr, eh' der Tag sich neigt.

Maria Antoinette von Markovics-Lettkow.

Selbstbiographie.

M. A. von Markovics-Lettkow, geboren am 14. Dezemb. 1859 zu Rostock als Tochter des erst kürzlich verstorbenen Opern-Direktors und Dramaturgen Ferd. Richter in Berlin, wurde zur Sängerin und Schauspielerin ausgebildet und errang als solche an großen Bühnen namhafte Erfolge. 1881 vermählte sie sich mit dem früheren Rittmeister, nachmaligen Oberamtmann D. von Markovics-Lettkow in Ungarn, nach dessen Tode sie zuerst nach Wien, Leipzig und dann nach Berlin übersiedelte, um sich der Schriftstellerei zu widmen. Auch auf diesem Gebiete hat M. von Markovics-Lettkow als bekannte und beliebte Erzählerin und Feuilletonistin seit Jahren schöne Erfolge errungen; in den letzten Jahren sind eine große Reihe von Büchern erschienen.

Ungedruckter Originalbeitrag.

Das große Genie.

Novelle.

Bleigrau lag der Himmel über der Residenz.

Das versprach heute ein schwerer Regentag zu werden.

Die Nähmaschine, die die ganze Nacht ihr Schnurren hatte hören lassen, war endlich verstummt — — der Faden gerissen — —

Das Licht einer kleinen, dürftigen Lampe schien dem Erlöschen nahe, aber sein matter, flackernder Schein beleuchtete gespenstisch ein fahles, blasses Gesicht, in welchem die Augen seltsam tief und blauumrändert lagen.

Mit im Schoße gefalteten Händen saß eine schlanke, fast ätherische Gestalt vor der Nähmaschine im altmodischen Lehnsessel und schien zu schlafen und zu träumen.

Es konnte halb fünf Uhr morgens sein.

Gespenstisch zuckte das Lampenlicht und vermählte sich mit dem Grauen des erwachenden Morgens.

Die Tür des kleinen, dumpfigen Kämmerchens öffnete sich, und herein trat ein fünf- bis achtunddreißigjähriger Mann, dessen blasses, grämliches Gesicht hinter einem Wirrwarr von aschblonden, ungekämmten Haaren sich vorbeugte.

Die Enden des blaugrauen, verschossenen Schlafrockes zeigten deutliche Spuren von Tinte, als hätten sie unendliche Male als Tintenwischer dienen müssen; auch an den Händen befanden sich große Tintenflecke.

Zu träge, um die Hände nur aus den Taschen zu ziehen, hatte der Mann die Klinke durch einen kurzen Druck mit dem Ellenbogen geöffnet; nun gab er der Türe einen leichten Stoß mit dem linken Fuße, damit er sie nicht zu schließen brauchte und gähnte laut.

Noch schlaftrunken und mit etwas von Natur aus heiserer Stimme rief er, an der Schwelle stehen bleibend, halblaut:

„Magdalene — Du! — — Schläfst Du?"

Nichts regte sich. Die Gestalt im Sessel antwortete nicht.

Er beugte sich vor, um bei bei dem zuckenden Lichte besser sehen zu können. Endlich nahm er doch die Hände aus den Taschen und sagte ärgerlich:

„Magdalene — — aber Lene — — hörst Du denn gar nicht!?“

Endlich entschloß er sich doch, in den ausgetretenen Pantoffeln näher zu treten, das heißt zu schlürfen.

„Hm! — Sie ist eingeschlafen, die Arme! Ich will sie wecken — — He! Magdalene — — gehe doch schlafen — ins Bett, Lene — —“

Er näherte sich ihr und legte seine Hände auf die ihrigen — — sie waren kalt — so seltsam kalt. Er erschrak — — — hastig ergriff er die erlöschende Lampe und leuchtete ihr ins Gesicht — — es war bleich — so bleich, wie Wachs — — so ganz anders, wie sonst — —

„Magdalene — — schläfst Du — —?“

Nun beugte er sich angstvoll über sie und horchte an ihrem Herzen, — es war still — totenstill. Er vermochte plötzlich nicht zu sprechen — nicht einmal schreien konnte er — —

Was krampfte sich denn da plötzlich in seinem Herzen?

Vergebens versuchte er seiner Kehle einen Ton zu erpressen — — seine Stimme, so meinte er, müßte sie wieder erwecken.

Er machte eine verzweifelte Bewegung mit beiden Armen nach oben, da rang sich endlich ein heiserer Schrei aus seiner schwerbelasteten Brust los — aber sie — sie hörte ihn nicht mehr — sie regte sich nicht, als er sie mit den zärtlichsten Namen rief — — nun konnte er nicht mehr daran zweifeln — sie war tot — — tot — — —

Diese schreckliche Gewißheit nahm dem unglücklichen Manne die Besinnung — — schwer schlug er neben der Leiche zu Boden.

Die Lampe verlöschte.

Als Lore, die alte Aufwärterin, gegen sieben Uhr kam, wie alle Morgen, fand sie ihn noch ohnmächtig. Ein einziger Blick sagte ihr, der Erfahrenen, was geschehen war

Sie jammerte und schluchzte herzbrechend, hatte sie doch ihre junge, so sanfte Herrin innig verehrt.

Das Weinen und Klagen weckte die Tote wohl nicht — — aber der Mann kam darüber zur Besinnung; er sah wirren Blickes um sich und schrie die alte, gutherzige Lore wütend an:

„Ihr dummen Weiber könnt nichts, als klagen und heulen! Warum laufen Sie nicht nach einem Doktor —? Vielleicht hätte er sie noch gerettet — —“

Die arme, siebenzigjährige Lore rannte davon, so schnell sie ihre alten Füße nur tragen wollten, um den Doktor Willamov, den jungen Arzt, zu holen, der sonst ihre Herrin in dringenden Fällen behandelt hatte.

Doktor Willamov kam und tat — — was ihm allein zu tun übrig blieb — er konstatierte den Tod der jungen Frau, die an totaler Entkräftung gestorben.

Mit einem seltsam kalten Blicke streifte der junge Doktor den Witwer — — — auch ein bitteres Wort schwebte ihm auf den Lippen; allein die Achtung vor dem Schmerze des Unglücklichen schloß ihm den Mund.

Der junge Arzt hatte das plötzliche Ende voraus gesehen.

Hatte er nicht genug gewarnt? Ja — er hatte das tiefste Mitgefühl für Magdalene Halmsen empfunden — — nun war es vorüber.

Er, der sonst so hilfreiche und liebenswürdige, ging, ohne dem Witwer auch nur ein Wort zu sagen, und sandte der Toten einen mächtigen Veilchenkranz — Veilchen — das Symbol der Bescheidenheit, die die Tote in so reichem Maße besessen hatte.

Um die Mittagstunde war Magdalene Halmsen in dem weißen, ganz schmucklosen Sarg gebettet — ihr letztes Lager mit duftenden Blumen überstreut — — die Nachbarschaft ließ es sich nicht nehmen, der lieblichen Verblichenen, die sie alle gern gehabt, duftige Kränze zu senden.

Zu Magdalenens Füßen lag Doktor Willamovs Veilchenkranz.

Vor dem Bilde der „Schmerzensreichen Maria" brannte die Lampe, und zwei große, weiße Wachskerzen flackerten, vom Luftzuge bewegt, hin und her, und erfüllten die ohnehin drückende Atmosphäre mit Weihrauch.

Als dann alles angeordnet und das Begräbnis für den übernächsten Tag bestimmt war, kniete Halmsen an seines jungen Weibes Leiche nieder, und faßte die kalten Hände der Toten zwischen seine glühenden, eigenen.

So saß er stundenlang und starrte der Toten in das bleiche Antlitz.

Nach geraumer Zeit erst gewahrte er die alte Lore, die an seiner Seite kniete und jämmerlich schluchzte.

Ihre Klagen berührten ihn sehr peinlich.

Was — — was ging denn die Tote diese fremde Frau an? — — Er allein durfte hier liegen und die tote Magdalene beweinen. Er allein — — das war sein alleiniges Recht — — niemand gestattete er — — —

Als dann noch ein paar Nachbarinnen aus den Hinterhäusern dazu kamen, die mit neugierigen Gesichtern eintraten, um die Verblichene zu sehen — da wies er alle brüsk hinaus und schloß die Wohnungstür mit dem Riegel.

In seiner wunden Brust tobte eine Sturmflut von Gefühlen.

Er eilte zu Magdalenen zurück und schloß die nun leblose Gestalt heftig in seine Arme. Wilde Verzweiflung überkam ihn — — aber kalt und schwer fiel das junge, braunlockige Haupt zurück, zurück auf das mit Hobelspänen gefüllte Kissen.

Und endlich — endlich löste sich die Zentnerlast von seinem gequälten Herzen — — ein heißer Tränenstrom floß ungehindert über Hans Halmsens blasse Wangen.

Er kniete vor der Toten nieder, und bedeckte ihre kleinen, kalten Hände mit heißen Küssen, diese Hände, deren Fingerspitzen von Nadelstichen bedeckt waren — — wie durch einen Tränenschleier schaute er in Magdalenens abgezehrtes, liebliches Gesichtchen.

Ach — sein Leben hätte er jetzt für einen Blick nur aus diesen kornblumen-blauen Augen, die stets so treuherzig ihn angeblickt hatten,

gegeben. Aber die starren Lider öffneten sich nicht mehr — und kein reizendes Lächeln, das sie so lieblich kleidete, verschönte das wachsbleiche Antlitz.

Magdalene Halmsen war tot, und kein Klagen weckte sie zu neuem Leben.

Endlich zog er sich den alten Lehnsessel, in welchem sie zu sitzen und zu arbeiten pflegte, dicht zu der vom Todesengel Geküßten heran und sah mit trockenen, heißen Augen sie unverwandt an.

Wie ein Traum überkam es ihn.

Er sah nicht die tote Magdalene vor sich — — vor seinen geistigen Augen schwebte sie, als ein junges, reizendes, blumenfrisches Mädchen, das er vor nun acht Jahren aus dem grünen, weinumsponnenen Pfarrhäuschen geholt und zu seinem Weibchen gemacht hatte.

Von den sechs rotwangigen, lebhaften Kindern des Seelsorgers Gottfried Wendelin war Magdalene das älteste gewesen.

Ihr silberhelles Lachen, ihr rosiges, goldbraun umrandetes Gesichtchen, ihre süße, weiche Stimme hatten es dem Sohne des pensionierten Geheimrates Philipp Halmsen angetan.

Was an glänzendem Mammon dem bei alt und jung beliebten Pfarrerstöchterlein fehlte, das ersetzte es durch einen reichen Schatz von Herzensgüte und weiblichen Tugenden.

Hans Halmsen erhielt bald nach der Hochzeit in der Residenz eine Stellung als dritter Lehrer an einem Konservatorium; die Protektion seines vornehmen Oheims hatte ihm dazu verholfen.

Das junge Nestchen wurde gebaut, zierlich und nett, so niedlich, wie das junge Frauchen, das in dasselbe einzog.

Als Hans Halmsens Vater das Zeitliche bald genug mit der himmlischen Ewigkeit vertauschen mußte, kam auch ein artiges Sümmchen Bargeld in des verwöhnten Sohnes Hände. Sofort fühlte sich Hans Halmsen bewogen, die, wenn auch bescheidene, doch nicht schlecht dotierte Stellung beim Konservatorium aufzugeben, um ganz seiner Passion, dem Komponieren, allein zu leben.

„Was — arbeiten, für die paar Silberlinge? Warum nicht gar! — Einstweilen hatte man ja Geld genügend!"

So kalkulierte Hans Halmsen und steckte die Hände in die Taschen.

Bah! — Die goldene Freiheit mußte den gelähmten Schwingen seines Geistes neue Schwungkraft verleihen.

In allerkürzester Zeit würde sein Talent sich Bahn brechen — — sein Ruhm als Komponist mußte auf der Sonnenhöhe des Glückes stehen — — —

In dem ewigen Einerlei des Stundengebens, dem Überwachen des Tonleiterspielens mußte er ja zu Grunde gehen.

Und diese talentlosen Schüler, die nur geschaffen schienen, ihm, Hans Halmsen, das Dasein zu verbittern!

„Herr Silberflügel, bitte — noch einmal den Septimenakkord!“ — oder: „Fräulein Agathe — sie setzen noch immer die Finger falsch! Fis — Fis, mein Fräulein — Sie greifen ja stets daneben — —“ Ah! — es war zum verzweifeln — — nein, dazu konnte er nicht geboren sein!

Hans Halmsen gab also diese Stellung sofort auf!

Monatelang hielt er es für nötig, sich auszuruhen — dann aber brachte er die Tage in nutzlosen Versuchen dahin, eine große Oper in modernstem Stile zu schaffen, die seinen Namen auf einmal berühmt machen sollte.

Einmal mußte ihm doch der große Wurf gelingen — einmal mußte der belebende Funke sein großes Genie entzünden.

Da ein „Genie“ aber — nach Hans Halmsens Meinung — nur im Strudel des Residenzlebens gedeihen konnte, so lebte er sorglos und glänzend in den Tag hinein, und das kleine Erbteil war bald, nur zu bald, aufgebraucht.

Diese Gewißheit erfüllte Magdalene, sein junges Weib, mit Schrecken.

Zu sanftmütig und mit jener Schüchternheit des schwachen Weibes für den abgöttisch geliebten und als Genie verehrten Mann beseelt, wagte Magdalene nicht, ihren Gatten auf die ihrer wartende, trostlose Zukunft aufmerksam zu machen.

Es kam ein Tag, an welchem auch nicht ein roter Heller mehr im Hause zu finden war.

Da griffen ihre kleinen, durchsichtigen Hände zur Arbeit — zur Arbeit, die ihr verwöhnter und bequemer Gatte so sehr verabscheute.

Tag und Nacht schnurrten nun die Räder und Rädchen der Nähmaschine — die reizendsten Spitzennégligés und Jupons erstanden unter ihren zarten Fingern, aber Magdalene strengte auch alle ihre Kräfte an, um sich und ihren „genialen“ Gatten vor dem Gespenste des Hungers zu schützen.

Und Hans Halmsen, ihr Gatte — —?

Nun, Hans nahm mit den Mienen eines Dulders all die Liebkosungen und den Lebensunterhalt von seinem Weibe an und in Empfang. Er konnte doch nicht zur vulgären Arbeit greifen — — bei seinen empfindsamen Nerven —

Tagelang saß er am Fenster, und blickte auf die rührigen, geschäftigen Menschen da unten, die da eilten und hasteten, um Brot zu verdienen.

Tagelang konnte er, das gedankenschwere Haupt in die Hände gestützt, zusehen, wie Magdalene mit dem kleinen Fuße das Rad der Nähmaschine in Bewegung setzte, wie ihre zierliche Figur sich krümmte und täglich mehr verfiel — — allen ersichtlich — nur seine müden Blicke gewahrten es nicht.

Sein Gehirn quälte sich, die gewaltigen Stoffe, die er sich gewählt, künstlerisch zu gestalten — umsonst rang er mit der spröden Materie —

für das realistische Leben, für seine Umgebung, für sein kleines Weib, das sich tot arbeitete, blieb ihm keine Zeit zum denken.

Mein Himmel — — er konnte doch seine Seele nicht mit gemeiner Sorge beschweren —? Wie mochte Frau Musika sich ihm liebend nähern — ihn auf die Stirn zu küssen, den inspirierenden Funken senden, wenn ihn die Not mit ihrem Medusenhaupte angrinste?"

Endlich wurde denn auch er den rapiden Untergang seiner häuslichen Verhältnisse gewahr.

Endlich hatte auch er denn Augen für die Leiden seines jungen Weibes, das sich bemühte, ihm zu verbergen, wie seine zarten Kräfte täglich mehr und mehr abnahmen.

Eines Tages konnte Magdalene ihr Lager nicht mehr verlassen, nachdem eine tiefe Ohnmacht ihre Sinne lange umschleiert hatte.

Die alte Lore, welche ihrer jungen Herrin herzlich ergeben war, holte schnell den Arzt. Doktor Willamov ergriff zwar Hut und Stock, um mitzugehen, wandte sich jedoch an der Tür, zur Dienerin sprechend, um:

„Zum fünfzigsten Male sage ich es Ihnen schon — — wie soll ich helfen, wenn mein Rat in nichts befolgt wird, wenn Frau Halmsen sich nicht schont und sich nicht schonen will —?"

„Ach, Herr Doktor — —" bat die alte Lore.

„— Ja — eines Tages wird ihr Lebenslicht ganz plötzlich erlöschen, wie ein Dreipfenniglicht im Winde! Hört denn die Frau auf mich? — Blutarm im höchsten Grade, und durch Entbehrungen geschwächt, Tag und Nacht an der Maschine, bis Augen und Füße den Dienst versagen -- —"

Nun setzte er den Hut auf das lockige Haar.

„— das plagt sich zu Tode, während dieser saubere Müßiggänger, der sich ihren Mann nennt, sich in Wolkenkuckucksheim herumtreibt, Sonnenstäubchen zählt und Sphärenmusik hört! Ist denn das eine Wirtschaft. Trinkt sie, wie ich es befohlen habe, jeden Tag ein gutes Glas Rotwein zum Frühstück? — Natürlich, nein!"

Nun zog der Doktor fast zornig seine Handschuhe an.

„— Wein trinken — dazu reicht ihr Verdienst nicht, wie sie schüchtern sagt. — Wenn dieser bequeme Patron mit seinem Notenschmieren sich und sein braves Weib nicht ernähren kann, soll er zum Spaten greifen — ja, zum Spaten, um ehrlich zu arbeiten, wie andere Menschenkinder —"

Dann stieg der junge Doktor mit der Alten zusammen die Treppen hinab.

„— Sagen Sie ihm das, Lore — wenn er von mir nicht noch Unangenehmes hören will! Das muß ein Ende nehmen — die arme Frau ruiniert sich ja vollständig — — zum letzten Male sage ich's! Holt mich ein nächstes Mal nicht wieder — ich komme nicht, denn es ist unnütz —"

So brummte Doktor Willamov.

Aber er kam doch — — ein, zwei, fünf, ja sieben Mal, und drückte einige Tage vor Magdalenens Tode der hochbeglückten, alten Lore ein großes Silberstück in die Hand, die hart und schwielig genug vom Arbeiten war; dabei sagte er ärgerlich:

„Sie ist wieder ganz hin! — Nein — es ist rein zum verzweifeln mit der Frau — sie hört absolut nicht! Da! — Einstweilen wird das reichen — kaufen Sie eine Flasche guten, alten Portwein — — sie braucht es ja nicht zu wissen, daß er von mir ist — —"

Das setzte er mit einem Tone hinzu, der besonders barsch klingen sollte, aber einen ganz besonders weichen Nachklang hatte.

Im nächsten Augenblicke war er verschwunden.

Die Lore brachte der jungen Frau den echten Portwein und zwang sie fast mit Gewalt, ein Glas davon zu trinken.

Glühende Röte aber bedeckte Frau Halmsens Gesicht, als sie von der Treuergebenen, von der sie Aufschluß begehrte, den Namen des Spenders in Erfahrung brachte.

Ein Almosen — dachte sie und schlug beide Hände vor das Gesicht — — Ein Geschenk des Mitleids! — Aber er, Hans — ihn würde der Wein kräftigen — ihn vielleicht inspirieren — ihm einen Genuß verschaffen, den ihre Arbeit, und wenn sie noch so fleißig war, ihm unmöglich gestatten konnte.

Hatte er ihr nicht erst tags zuvor gesagt — und seine Stimme klang scharf, griesgrämig und bitter:

„Pah! — Deine Arbeit! Deine, — sie vermag uns ja kaum vor dem Elend zu schützen! Deine ganze Arbeit vermag mir nicht einmal die Genüsse eines vergnügten Tages, einer göttlich verlebten Nacht unter Künstlern meinesgleichen zu bieten — —"

Mit den hageren Händen lebhaft gestikulierend, war er in der kleinen Stube hin und her gelaufen, und Magdalene sah mit Befremden, wie ihn der Gedanke an „leben und genießen" begeisterte.

„Deine Arbeit!"

Wie bitter hatte das geklungen.

„Was kannst Du damit erreichen? — Nicht einmal einen Tropfen Feuerwein kannst Du mir verschaffen, um dem halberstickten, göttlichen Funken in meiner Brust seinen Glanz zurückzugeben!"

Mit bebenden Lippen und vibrierenden Nasenflügeln, das Haupt nach oben gerichtet, sah er zum grauen Abendhimmel empor.

„Trinken! — Sich endlich einmal an Feuerwein wieder satt trinken — dann Ideales, Schönes, Göttliches, auf den Flügeln der Phantasie Getragenes schaffen zu können! — — Ach, geh" — — was kann uns Deine Arbeit denn bieten —"

Sie ahnte wohl, daß es erhabene Genüsse sein mußten, nach denen er sich sehnte, und daß sie ihn mit ihren ‚ein wenig hausbackenen Ideen' — wie er es manchmal scherzend nannte — nicht recht begriff.

Aber sie begriff nun auch, daß ihre schwachen Kräfte ihm niemals bieten konnten, wonach er sich fortwährend sehnte.

Und ebenso sah sie es ein, daß es vergebens sein würde, wenn sie sich auch für ihn opferte, vollends opferte.

„Du kannst für ihn sterben, Magdalene — aber glücklich machen, so glücklich, wie Du ihn sehen möchtest, kannst Du Deinen Hans niemals!"

So rief es in ihr, und ein namenloses Weh preßte ihr das Herz zusammen.

Mit schweren Tränen in den blauen Augen sah sie zu ihrem verbitterten Gatten empor und flüsterte:

„Mein Hans — ich — ich tue doch, — was ich kann — vergib —"

Er blieb ja nicht ungerührt, ach, nein — — er zog sie an sein Herz und strich ihr freundlich über den üppigen Haarscheitel.

Die Tränen küßte er ihr von den blassen Wangen und sagte:

„Na, weine nur nicht — — Du bist mein liebes, treues Weib — ich weiß es ja — na, ich wollte Dir ja auch nicht wehe tun, Kind, — und schließlich ist es ja auch nicht an Dir, für mich zu sorgen — so zu sorgen, wie ich leben muß — —"

Dann ließ er sie los und schlurrte wieder in seinen Pantoffeln eilig durch das Zimmer und eiferte:

„— siehe, ich ertrage nun einmal die kleinlichen, ewig gedrückten Verhältnisse nicht — ertrage nicht die ewige Kette von Hunger und Not —"

Endlich kam er wieder zu ihr, küßte ihr zärtlich die Hand, und sie — sie lächelte ihm zu, beglückt durch seine Anerkennung.

„— aber warte nur noch ein Weilchen. Mein phänomenales Genie kann mich ja nicht verlassen haben. Ich werde in einem halben oder in einem Jahre meine große Oper vollendet haben, eine Oper, die die Welt in Erstaunen, ja, in wahren Paroxismus versetzen wird! Und dann, Magdalene, steigt mein süßes, kleines Weibchen mit mir auf der Stufenleiter des Ruhmes und des Reichtumes — dann sollst Du alles haben, was Dein kleines Köpfchen nur an Kostbarkeiten ersinnen kann — kein Wunsch soll Dir versagt bleiben — ein Weilchen habe nur noch Geduld — —"

Und sie hatte Geduld — — sie lächelte — — bis — —

— —

Hans Halmsen starrte nun wieder und wieder auf das im Tode noch lächelnde Antlitz vor sich, daß ihm freundlich zuzunicken schien.

Der Luftzug bewegte die Kerzen auf den Kandelabern. Im Zimmer war drückende Schwüle — der große Veilchenkranz duftete so stark — und draußen begann es schnell zu dunkeln.

Hans Halmsen war ganz seltsam zu Mute.

Dort, an diesem alten Schreibtische, den einst sein Vater besessen, dort hatte er gestern Nacht gearbeitet.

Und um diesen Schreibtisch herum gaben zahlreiche, zerrissene Notenblätter am Erdboden Zeugnis von seinen nutzlosen Versuchen, den Prometheusfunken zu wecken.

Als er gegen Mitternacht aufblickte, stand eine Flasche mit der Etikette „Portwein" und ein Glas neben ihm — — eine schlanke Frauengestalt schritt soeben geräuschlos aus dem Zimmer.

Ah! — Endlich — endlich Feuerwein!

Er goß das Glas bis zum Rande voll und schlürfte es bis zum letzten Tropfen leer. Dann überkam ihn die Regung, aufzuspringen, und seinem kleinen Weibe zu danken — lebhaft zu danken.

Er wollte sie in seine Arme nehmen — sie fragen, wie sie es dennoch möglich gemacht, — doch — es war ihm soeben, da der Wein wie Feuer seine Adern durchrollte, gelungen, den Beginn eines großartigen „Intermezzo" zu finden — — da wollte er gleich — —

Hurtig griff er zur Feder — und schrieb und schrieb — — morgen, ja, morgen wollte er Magdalenen danken, heiß und zärtlich — morgen.

Sie sollte sein Werk anstaunen, das er in dieser Nacht geschaffen — danken wollte er ihr morgen — — Wein, Feuerwein hatte sie ihm ja geschafft!

Er wollte sie fortan — das gelobte er sich — auf den Händen tragen.

Ach, er wollte ihr ja auch alle Liebe und Treue vergelten.

Noch hatte er keine halbe Seite mit Noten bedeckt, so war er in süßes dolce far niente verfallen — — himmlische Chöre, von Engeln gesungen, durchbrausten sein Hirn; — — unter dem Einfluß des — nach seiner Meinung — „göttlichen Funkens" und des alten Portweins, den er nicht vertragen konnte, weil auch sein Organismus schon herabgekommen, — war er am Schreibtisch eingeschlafen — — und sein lockiges Haupt lag auf den Notenblättern.

Dann — ja, dann — war er gegen Morgen fröstelnd erwacht.

Er fand sie — seine Magdalene — still, ganz still und schweigsam vor der Nähmaschine sitzen — — und es blieb ihm keine Zeit mehr, sie glücklich zu machen.

Und nun lag sie vor ihm, mit dem blassen, liebreizenden Gesichtchen — er hatte sie verloren — nie — niemals würde er ihre liebe Stimme wieder hören — — nie mehr in ihr flehendes, blaues Auge sehen — —

Was war er ohne sie, ohne seine Magdalene?

Nicht ihre Stütze, nicht ihr Gatte, nein — ihr großes Kind war er gewesen, das nun einsam, von aller Welt verlassen, an ihrem Sarge weinte.

Und nun erinnerte er sich auch aller Vorgänge.

Das Wenige, das er vorige Nacht geschaffen, hatte ihn selbst nicht zu befriedigen vermocht, mißmutig hatte er die halbbeschriebenen Blätter eines nach dem anderen zur Erde geschleudert.

Er quälte sich ab — diese „Motette" erschien ihm stümperhaft — und jenes „Adagio" entbehrte jedes Schwunges — —

Wo blieb denn das Feuer, die geniale Kraft, die er sonst in sich gespürt hatte und kaum zu meistern verstand?

Ach — — nun wußte er es — nicht der kostbarste Wein machte den göttlichen Funken zur reinen Flamme — glimmender Zunder war es, das in ihm schwelte und knisterte.

Lüge war es — Lüge, was man seit seiner Kindheit ihm angedichtet — — er war kein gottbegnadeter Komponist, kein Meister der Töne — versiegt war die Quelle frischer, süßer Melodien.

Nun war auch sie von ihm gegangen — — sie — —

Wozu die Kette des Daseins weiter schleppen? Was verlor die Welt an ihm — was verlor er an der Welt?

Die Kerzen waren heruntergebrannt. Ihr rötlicher Schein beleuchtete das feine Profil der Leiche — da richtete er sich auf — er wollte einen Entschluß fassen, den ersten seit Jahren —

„Magdalene — mein Weib —"

Am anderen Morgen holte die alte Lore in ahnungsvollem Grauen einen Schlosser, als ihr Klopfen und Rufen vergeblich gewesen. Ein trauriger Anblick bot sich den Eintretenden: Hans Halmsen lag, den Kopf in den großen Veilchenkranz gebettet, über der Leiche seines Weibes.

Ein Herzschlag hatte seinem Leben ein frühes Ende gemacht.

Hella Rehberg-Behrns.

(Hans Gabriel.)

Selbstbiographie.

Geboren im Jahre 1860 zu Schlove bei Sternberg in Meckl., als Tochter des Großherzogl. Revierförsters Behrns, (später zu Noffentiner Hütte bei Malchow in Meckl.), verlebte ich eine überaus glückliche Kindheit in Einsamkeit und Stille. Mein Spielplatz — die Heide! Der Wald — meine Welt! Meine Erziehung wurde von meiner Mutter und von meinem für alles Schöne und Edle begeisterten Vater geleitet. Als mein Vater im Jahre 1887 starb, begrub ich mit ihm meine sonnige Jugend, meine grüne, unvergeßliche Waldheimat. — Im Jahre 1880 verheiratete ich mich und vertauschte das glückliche Idyll meines Waldlebens mit der Flachheit und Monotonie der Kleinstadt, für die mir freilich Reisen und auswärtige Kunstgenüsse mildernd dann und wann anregenden Ersatz boten und Gott sei Dank noch bieten! Beziehungen zu Schriftstellern, in erster Reihe Otto von Leixner, taten das ihre, um auf meine weltentlegene Bahn ein freundliches, erwärmendes Licht zu werfen. —

Meine ersten literarischen Anregungen empfing ich durch Otto von Leixner, der sich meiner seit der ersten Einsendung meiner Gedichte helfend und ratend annahm, und der mir noch heute ein uneigennütziger Freund ist. Später wurde ich durch das Interesse des „Vereins zur Förderung der Kunst" gefördert.

Meine literarische Tätigkeit beschränkt sich bis heute auf die Herausgabe meines ersten Gedichtbändchens und auf kritische Arbeiten, die ich teils für Redaktionen, teils für den „Verein zur Förderung der Kunst" ausführe. In nächster Zeit erscheint von mir im Verlage von Wilhelm Süsserott in Berlin ein Werk „Von min Lebensstrat", plattdeutsche Gedichte.

Die folgenden Beiträge sind größtenteils ungedruckte Originaldichtungen; einige sind aus Zeitschriften gesammelt.

Warum.

Warum bist du wieder mir gekommen,
Warum über Nacht in tiefem Traume —?
Wo ich glaubte, meiner Sehnsucht Rosen,
— Jene roten, glutgetränkten Rosen —
Endlich seien müde sie gestorben!

Und nun wacht und lebt der ganze Garten,
Und die Sterne funkeln in den Beeten,
Und von Blütenblättern tropft es klingend,
Wie einst Worte von verschwieg'nen Lippen.

Und die Worte fallen in das Ohr mir
Und in's Herz —! Ich fürchte mich vor ihnen,
Denn ein Schauer geht durch ihre Gründe,
Wie durch frosterstarrte Blumenseelen.

Schuldige Liebe.

Das Weib spricht.

Nimm meine ganze Seele,
Nimm meinen Leib,
Meine Gedanken und Träume
— Ich bin nur dein Weib.

Was droben erglänzt und drunten —
Du stehst mir dafür,
Du bist meine Erdenwarte
Und meine Himmelstür.

Einsames Wissen.

Ihr kennt die Sonnenträume nicht,
Die mir das Herz umweben
Und nicht das rote Mondeslicht,
Drin Sinn und Seele beben.

Ihr kennt den höchsten Himmel nicht,
Davor ich betend kniee
Und nicht das Richterangesicht,
Dem zitternd ich entfliehe.

Vision.

Was kommst du mir in der späten Nacht!
Ich habe nicht mehr an dich gedacht,
Finstere Fernen durchmessen
Und dich vergessen —.

Was stehst du vor mir und siehst mich an,
Und weisst, dass ich dich nicht lassen kann,
Und wenn 's in den Tod mich triebe,
Dass ich dich liebe — liebe.

Liebe des Weibes.

Und mögen sie mich schlagen, schelten —
Ich steh' über den armen Tagen,
Den armseligen Welten.

Mitten im Kreise der Schöpfung
Steh' ich —: wer will mir's wehren,
Wer reisst mir vom Haupt die Krone
Der Mutterehren —?

Es war so still! Die Luft ging leis',
Da pflücktest du ein Blütenreis,

Das pflanztest du beim Mondenschein
Mir mitten in's Herz hinein.

Fühlst du, wie es nun wächst und blüht,
Wie es Tag und Nacht
Heisser glüht —?

O sage, wie soll es werden,
Wenn die kalte, die niedere Welt
Es herabreisst zur Erden
Und es entstellt —!

Und wenn ich sterben soll um dich
Und das Eine,
Traure nicht um mich,
Denk' nicht, dass ich weine!

Süss war, was ich dir gab,
Was du mir gegeben —:
Ich nehm' es mit mir in's Grab,
Du behalt' es für's Leben!

Mondnacht.

Die Elfen singen
Ihr müdes Lied;
Aufrauscht es leise
Im grauen Ried.

Auftaucht ein Märchen
Beim Mondenglanz:
Zwei blühende Stirnen,
Ein welkender Kranz.

Zwei flüsternde Lippen:
„Auf ewig dein —“,
Das alte Märchen
Im Mondenschein . . .

Stille Stunde.

Leuchtend schwebt der Mondenschein
Durch mein trübes Fenster herein,

Küsst die Bilder an der Wand,
Küsst meine müde Schreiberhand,

Breitet sich über das stille Papier,
Flüstert mir zu: ich helfe Dir.

Bild.

Sie sah ihn nur, sie kannte ihn nicht.
Finster, furchig war sein Gesicht.

Sie fragte nicht, wes Weg's er kam,
Als er ihr Herz an's Herze nahm.

Wirr sein Haar und hart seine Hand,
Weltentlegen sein Vaterland.

Sie hörte nur einen wilden Schlag
Aus dunkler Nacht zum hellen Tag.

Vergangen.

Wenn ihr wüßtet . . .

Wenn ihr wüsstet, wie schön sie war,
Meine Jugend im gold'nen Haar!

Mit den Ketten aus rotem Klee,
Mit den Schleiern aus Blütenschnee,

Mit dem flattrigen Sommerkleid,
Heckenrosen als Halsgeschmeid;

Mit den Kränzen aus Veilchen blau
Und den Kelchen voll Himmelstau —:

Lerchen- und Nachtigallenschall, —
Sonnensegen überall . . .

Wahnbild.

Es huschte über die Strasse
Und sah mich lockend an,
Es schmiegte wie zum Kusse
Sich nah an mich heran:
Als hielt es mit den Händen
Das Glück, das mein einst war,
Als hingen rote Rosen
Ihm im ergrauten Haar . . .

**

Werden.

Es strich eine weiche Hand
Über meinen Scheitel hin —!
Da schwanden die silbernen Fäden
Vor der Sonne des Glücks
Lauterem Gold!

— — — — — — — — — — —

Ein tiefes Schweigen lag
Auf meiner verwundeten Seele,
Da klang es wie einst,
Wie vor Jahren,
An mein verschlossenes Ohr,
Und der Zauber der Liebe
Rief mich zum Leben zurück.

Verschiedene Wege.

Du hängst an meinem Halse,
Und bist doch nicht mehr mein!
Du wandelst meine Wege,
Und doch geh' ich allein!
Du schaust nach roten Rosen,
Nach weissen seh' ich aus —
Es blüht in deinen Händen,
In meinen welkt der Strauss.

Der Waldwerber.

Zieh' deine schwarzen Schuhe aus
Und zieh' dir weisse an!
Es loht das Moor, die Heide brennt,
In Flammen steht der Tann.

Es ruft und lockt die Nachtigall,
Die wilden Veilchen blüh'n,
Am Waldesrand, am Bergeshang,
Ein hochzeithelles Glüh'n!

Schalmeien und Waldgeistertanz,
Selb' zweien und selb' dritt —:
Ich führ' dich in den Glanz hinein,
O komm' mit mir, komm' mit!

Der Jugend Glück, der Traum der Welt,
Im Wald sind sie zu Haus —
Zieh' dir die weissen Schuhe an,
Die schwarzen, die zieh' aus!

Regenabend.

Die Welt war umdunkelt von Tränen!
Schwer fiel der Regen hernieder,
Wie in weinendem Sehnen
Klagende Menschenlieder.

Wie Glockentöne verrannen
Die leise rieselnden Perlen
Über den seufzenden Tannen,
Über den zitternden Erlen . . .

Heidebild.

Aus den Heidefeldern
Steigt der rote Duft!
Er hebt sich empor wie Flammen,
In der eintönigen Luft.

Er schwebt zu den Häusern des Dorfes
Still hinaus,
Und gleitet wie ein Traumbild
Über mein Vaterhaus . . .

'N Waldfestdag.

Klaus Groth tau sinen 80. Geburtsdag.

An 'n Waldhang dor achter, bi't jungwussen Kurn,
Dor flustert un tuschelt un lacht dat verlur'n!

Dor fiedelt un fläut' dat un trippelt un surrt,
As wenn recht vergnäuglich 'n Spinnrad snurrt!

As höll dor wen Hochtied, so schient dat binah',
So röppt dat un tuscht dat un jucht dat: Hurrah!

Un äwer dei Wischen un äwer dat Feld,
Dor lacht dat un fröggt dat: „Hett't kein' di vertellt?

Hüt is jo 'n Festdag! So 'n Festdag is hüt,
So 'n hew'n wi uns lewlang nich hatt, wie lütt Lüd — !!"

Un as ick noch stah in Gedanken verlur'n,
Dunn pedd 't wen grav'tätisch ut 'n Wittheckendurn

Un strickt sick den Snurrbort tau Höcht an dei Back:
Lütt Matten, dei Has', is 't, in 'n griesgelen Frack

Un gelgrise Handschen un griesgelen Haut — —
Wo lett em dat festlich, wo kled't em dat gaud!

Un achter em her ahn End un ahn Tall,
Dor hüppt dat un flüggt dat tau 'n Waldwischenball.

„Geburtsdag is hüt!“ juchheit Madam Kreih
Un zuppt ehr Swartsieden un knixt bet upp't Knei.

„Geburtsdag is hüt!“ seggt slusig Herr Voss,
Un wat sin leiw Vössin, dei smatzt: „Dat 's 'n Kost —!“

— — — — — — — — — — — — — — —

Mit eins winkt lütt Matten un hüppt upp'n Stein,
Un allens fat't Posto: Vöss, Hasen un Kreih'n.

Un plinkt mit dei Ogen un flustert sick tau:
„Nu kümmt irst dei Festred: Silentium! Rauh —!“

Un uns oll lütt Matten, dei riwwt sick dei Pot
Un ward so bi Weglang 'n lütt beten rot

Un strickt sick dat Vörhemd un räuspert sick fein,
Un stemmt sick recht staatsch upp „dei achtersten Bein.“

„Leiw Fründtings, Ji weit't wol, wat hüt för 'n Dag,
Un worüm hei fiert ward upp jedweder Flag!

An 'n hütigen Datum vör rund achtzig Johr,
Dunn seilt' äwer Sleswig uns Fründ Adebor
Un drög wen in 'n Snabel un led em in 't Nest
Un flustert in 't Uhr em: „To Hus is't dat Best'!“

Dat Wurd is den Lütten tau 'n Talisman worden:
Inheim'sch is hei bleben in Süden un Norden,

Inheim'sch is hei bleben in Wald un in Heid',
In Denken un Fäulen, in Lust un in Leid —!

Un as hei nahst „groth“ würd', — dat weit 't Ji wol ok, —
Dunn schrew hei för Lütte un Grote 'n Book!

Doch was dat kein Book, as Böker sünst sünd:
Dat was as 'ne Waldwisch, so bunt un „so g'lind,“

So „deip as 'n Sood“ un so gräun as 'n Boom
Un so klor as dei Sünn un — „so still, as 'n Drom!“

Un was nich blot schreben för hüt un för morr'n —
Dat klingt dörch dei Bläder so quick, as 'n Born!

Von Hewn un Jrd vertellt't dusenderlei,
Von Engel un Minschen un — uns oll lütt Veih!

Wie kriegen so gaud as dei annern uns' Recht,
Un einer, dei so schriwwt, dei, dücht mi, is — echt!

Un dorum, leiw Fründtings, will 'n hüt wie em fiern!
Un hebb'n w' ok kein Orden un hebb'n w' ok kein Jhren, —

— Wi hebb'n doch uns' Waldhart, un dat sall em g'hüren,
Dat sall sinen Namen in Ewigkeit führen!

So lang as uns' Knirk un uns' Dannen noch gräun,
As jeder Johr wedder uns' Heiden noch bläuh'n,

So lang as dei Stirn wie an'n Hewn noch seihn,
So lang sall hei leben, as — unserein' —!

Tau Höchten uns' Harten un jedweder Pot:
Hoch! hoch sall hei leben, uns' leiw — Klaus Groth!!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Un äwer dei Feller un rings dörch den Wald,
Dor fiedelt un fläut' dat un klingt dat un schallt,

Dor lacht dat un jucht dat ahn End' un ahn Tall,
Dor flüggt dat un hüppt dat tau 'n Waldwischenball!

Hei und Sei.

Sei wier noch lütt,
Un ick wier all grot,
Mi wüss' all so'n beten von Bort;
Sei wir so fien
As ne junge Wied
Un ick — von stämmigte Ort.

Sei güng noch liesing,
Ick pedd't all fast,
Sei seeg noch schug in dei Fiern;
Ick wier all lang'
Kein Schauljung mihr,
Un sei — noch 'ne lütte Diern.

Heww ehr wedder drapen,
Heww ehr wedder seihn,
Stünn dei Heben apen
För uns beid' allein.

Dusend Engel süngen:
„Kamt doch, kamt man 'rin," —
Un dei Klocken klüngen,
Un wi tredten in.

Nu lacht wat un häwelt
Bi Dag un bi Nacht,
Un trippelt un stäwelt,
Bald lut un bald sacht!

Sünd wi am Enn' wedder,
Ick un min lütt' Diern,
Upp Jakob sien Ledder
Dalklattert tau'e Jrdn?

Wintertid.

Still sitt ick an minen Disch
Un kiek in den Winterdag:
Wo dat glitzert un gläuht
Upp jedweder Flag!
Wo dat fläut't un gnurscht,
Geiht wen dörch den Snei — —!
So witt, so wied dei Welt
Un doch — so einerlei.

Is't denn wohr, is't würklich wohr?
Sünd all gries min swarten Hoor?
Sleiht dat Hart nu Dag för Dag
Nich mihr sinen ollen, lustigen Slag?
Steiht dat Mählrad still in't Ruhr,
Un dei bläumig Wisch is kahl as 'n Muur,
Un wat sünst sungen un klungen hett,
Dat is so still as 'n Dodenbett?

Dei Sommer is hen,
Un dei Drom is ut;
Wat Witt's flüggt äwer min Dack
Un danzt üm min Finsterrut.
Hier un dor sett't sick fast,
As wull't nu för ümmer blieben,
Un ick mein' doch, dor müsst' noch wen kamen,
Müss't wieder drieben.

Osterſünndag.

Vör mi in dei Kark, dor seet 'ne lütt' Diern,
Hadd 'n Strohhaut upp ehr flassig Hoor,
Un in ehr lütten, verklamten Hänn',
Dor höll s' 'n Gesangbauk ut Grossvaders Tieden.
Sei horkt un horkt wat dei Preister säd:
Ick seeg 't an ehr blagen, stillen Ogen,
An ehr runde, unschüllige Kinnerstiern
Un an ehr lütten, folgten Hän'n. —
Un denken müsst' ick: Seet ick doch
As du, so nieglich, Gott's Wurt tau faten,
Rinflitzt von dei lewigen, lustigen Straten,
Hier upp dei brune Karkbänk noch.

Von to Hus.

Torügg, min Hart, torügg!
Ümmer den ollen Weg
Äewer den sünnigen Steg,
Dörch Wischenbläuhn
Un Bäukengräun
Wedder torügg!
Nah Hus, min Hart, nah Hus!
Stadt un Straten sünd kolt,
Un min Dannholt
'S Sommers und Winters so warm,
As Öllernarm —
Nah Hus, min Hart, nah Hus!

Allnächtens stiggt s' an 'n Hewen rupp,
Min Heimatsünn!
Un jedwer Ros', un jedwer Knupp,
Dei ick mal fünn,
Bläuht wedder upp —!

Äwer min Hus un dörch min Hart
Lücht 't ehr Schien,
As Morgenrot, —
As wier dat all, wat welk un dod,
Wedder min —!

Von Hus hett mi drömt!
Dei Dören so wiet,
Un dei Finstern so blank,
Un so lustig dei Tied!
Dei Bäuken so frisch,
Un dei Vägel so fram,
Un wi alltosam
Üm Vaders Disch!

Kein, dei nich lacht,
Dei nich wat vertellt
Von uns' gräune Welt,
Von Pürsch un Jagd!
Kein, dei nich 'n Twieg von Busch oder Bom
An 'n Harten drög —:
Nich einer, dei mi ut Slap un Drom
Nich trügwarts tög . . .

Mätenleeder.

Wo wier 't doch man noch?
Du weitst jo doch
Veel beter, veel beter as ick!
Alläwerall
Klingklang un Schall
Un Leben un Leiw un Glück.

Wo is 't doch man hüt —?
Dat weiten dei Lüd,
Un dat weitst ok du nich — blot ick:
Tau 'n Starben krank
För min Leben lang,
Un dat allens — üm Leiw un Glück!

Sall ick di vergeten,
Dor du mi vergeetst,
Sall ick di verlaten,
Dor du mi verleetst?

Sall ick 't just so maken,
As du 't makst,
Dat du nu 'ne anner
Heimlich leiwst un strakst?

Wenn 'ck 't ok wull — ick künnt' nich,
Täuw upp di —:
Slickt sick an min Finster
Sacht dat Glück vörbi . . .

Wat schell'n s' upp em? Un min eigen Hart,
Dat will mitschell'n!
Un dorbi, wenn't still, wenn't schummrig ward,
Fang't an tau vertell'n
Dei ollen Geschichten, so sommersäut,
As Kinnerdrom,
As Drausselslag, as Nachtigallfläut
Achter'n Wischensom!

So weik, as wenn hei in 'n Arm mi nähm,
Un strakt min Hoor,
As wenn dat allens, wat nahsten kem,
Nich wohr — nich wohr —!

Still sitt ick an 't Spinnrad
Un dröm noch von di — —!
Du äwer best lang all
Vergeten mi.
Vergeten den Sommer,
Dat Harwststoppelfeld,
Un wat wi uns 's Winters
Bi'n Abend vertellt.

— — Ick seih noch din Ogen,
Ick hür noch din Würd',
Ick weit noch, wo 't west is,
Un weit noch veel mihr . . .

Bet äwer'n Dod.

Un büst du min Witfru,
Nich gräm' di um mi:
Min Hart bliwwt upp Jrden,
Min Seel is bi di!

Un dräg' kein swart Kleeder!
Wi sünd jo tosam;
Du weitst doch, dat 'ck 's abends
Wenn 't schummern ward, kam.
Wenn keiner dat markt,
Denn kam ick as sünst,
Kiek tau, wo du knüttst
Un flickst un spinnst!

Denn weig' ick uns' Lütten
In 'n Slap upp 'n Schoot:
Bün bi di, bliew bi di
Bet äwer den Dod!

Felix Freiherr von Stenglin.

Selbstbiographie.

F. Freih. v. Stenglin, geb. am 18. Novemb. 1860 zu Schwerin in Mecklenburg. Sein verstorbener Vater war Hofmarschall daselbst. Seine Erziehung genoß er zunächst im Gymnasium zu Schwerin, dann im Kadettenkorps (Plön und Berlin.) Darauf wurde er Offizier in Berlin und Schwerin. Früh nahm er den Abschied und widmete sich, nach technischen und wissenschaftlichen Studien, der schriftstellerischen Laufbahn. Er war Redakteur verschiedener Zeitschriften und lebte dazwischen eigenen Arbeiten in Berlin, in Thüringen und in Gr. Lichterfelde. Seit April 1902 wohnt er in Zehlendorf.

Zunächst wandte er sich sozialen Stoffen zu. Die Aufführung von „Das Los der Armen" in Berlin 1886 war sein erstes Hinaustreten in die Öffentlichkeit. 1888 erschien „Proletarier, Berliner Sittenbilder." In den Jahren darauf nur eine Anzahl kleinerer Erzählungen in Zeitschriften, ein paar volkstümliche Biographien und Jugendschriften, ein kleines Drama „Eine Nacht im Quartier", das 1870 im Elsaß spielt. — Erst mit dem Jahr 1896, in dem der Roman „Leidenschaft, die Geschichte eines Offiziers" erschien, begann in rascher Aufeinanderfolge die Veröffentlichung einer Reihe von größeren Werken. 1897 „Die Aufgeregten" politisches Lustspiel von Goethe, ergänzt, im Januar 1898 im Berliner Königl. Schauspielhause zuerst aufgeführt; dann folgten zwei größere, aber anspruchslose Erzählungen aus dem norddeutschen Gutsleben, „Die Landpomeranze" 1898 und „Junker Hans" 1900, bald darauf eine Sammlung Humoresken „In heiterer Laune." 1901 erschien der humoristische Roman „Ein Dichterling" und als Frucht des Thüringer Aufenthalts 1902 die zweibändige Dichtung „Das Wartburglied", aus welcher der Verfasser im letzten Jahre in verschiedenen Orten, besonders in Thüringen, Vorlesungen hielt. Ferner kamen in diesem Jahre die beiden Romane „'s Re'ment" und „Das Höchste" heraus. Der erstere spielt unter den jungen Offizieren eines Garderegiments; im Mittelpunkte des letzteren steht der Konkurrenzkampf von 2 elektrotechnischen Geschäften in einer mitteldeutschen Fabrikstadt.

Ungedruckte Originalbeiträge.

Sturm, Dunkel und Licht.

Durch's Stadttor ging ich in das Land hinaus,
Um mich des Sturms gewaltiges Gebraus.
Wie 's über'm Wasser, in den Bäumen sang,
Den alten Riesen, dort am Weg entlang!
Die Stadt blieb hinter mir mit ihrem Licht,
Am Himmel droben Wolken, grau und dicht,
Vor mir die Nacht, die finstere, schwarze Nacht,
So stolz und gross in ihrer düsteren Pracht.

Zur Linken weisen helle Lichtersterne
Nach einem hellen Hause in der Ferne.
Weitab von meinem Wege liegt das Haus;
Ich gehe weiter in die Nacht hinaus.
Nur Feld und See und Wald sind neben mir,
Und ganz, ganz fern, ja unerreichbar schier,
Durch langes Dunkel noch von mir getrennt,
Ein kleines Licht, ein winzig Sternlein brennt.

So wandert in das weite Leben fort
Des Menschen Fuss, wohin? an welchen Ort?
Verpasst, verfehlt die hellen Lichtergassen,
Und rings umher will Dunkel ihn umfassen.
Er sieht es kaum, wo seine Füsse gehen,
Er hört die Stürme nur, die ihn umwehen.

Ob schwarz der Weg, ich wandere doch ihn gern,
Nicht trübe bin ich, scheint das Ziel auch fern.
Du Feld des Lebens, mitten durch dich geh',
Du Meer der Plagen, dräuen ich dich seh',
Du Sturm, du Not, ich hör' dein mächtig Singen,
Ich fühl's in meinem Innern widerklingen.

„Trauernde Seele,
In Nacht und Grausen,
In Angst und Kämpfen
Höre mein Brausen.
Leide nur, Seele!
Gross und erhaben
Ist alles Leiden.
Kämpfe nur, Seele,
Ob dir auch Schwerter
Das Herz durchschneiden.
Gross und erhaben
Des Menschen Not,
Gross wie das Leben,
Gross wie der Tod.
Leide nur, Seele!
Gott spricht in Stürmen.
Kämpfe nur, Seele,
Ob Wolken sich türmen.
Vertraue nur, Seele,
Ob finster die Nacht,
Es kommt ein Lichtlein,
Eh' du's gedacht."

So will ich denn in aller Nacht nicht zagen
Und weiter mich auf dunklem Wege wagen.
Jetzt nah'n die Wasser sich zu beiden Seiten,
Die Brücke kommt, ich muss sie überschreiten,
Der Sturm noch wilder um mein Leben fährt,
Es ist, als ob er mir den Fortgang wehrt.
Am Wege steht das kleine Brücknerhaus,
Der Brückner sieht wohl in die Nacht hinaus.
Er sieht mit Sorgen, ob die Brücke hält,
Ob nicht der Sturm mich in die Tiefe fällt.
Ich zögere nicht, ich trete ohne Wanken
Auf ihre Bretter, über ihre Planken.

— — — — — — — — — — — —

Da seh' ich Gärten, Bäume rings umher,
In Waldes Schutz trifft mich kein Stürmen mehr.
Dort auf der Höhe liegt ein freundlich Haus,
Es winkt sein Licht mir in die Nacht hinaus.
Dasselbe kleine Licht, das einst so fern,

Nun glänzt es hell, so wie der hellste Stern.
Ich bin am Ziel; so dunkel im Beginn,
Ich fand den Weg durch alle Leiden hin.
Und war der Kampf noch schön in allem Weh,
Schön auch das Licht, dem ich entgegengeh'.
Ich hab's errungen, und das Licht ist mein,
Und Frieden zieht in meine Seele ein.

Maikäferzeit.

Maikäferzeit . . . Drei Knaben geh'n daher,
Drei blasse, schmächtig-zarte Grossstadtknaben.
„Wenn doch ein König in der Schachtel wär'!"
Sie schauen nach, was sie gefangen haben.
Die kleinen Hände wühlen in dem Laub —
Der König gält' 'nen Groschen für die drei —
Doch der die Schachtel hält, spricht voll Entsagen:
„Is keiner bei."

Nun seh' ich euch im Leben weiter geh'n,
Gebannt für immer hinter hohe Mauern,
Und habt ihr Weib und Kinder einst, da wird
Das Elend hinter euren Tagen lauern.
Wohl bangt das Herz nach einem einzigen Tag
Voll Schönheit und voll Sonne, sorgenfrei . . .
Doch ob ihr noch so emsig auch gesucht, —
„Is keiner bei!"

Sonnenschein.

Sie sitzt und staunt, mein Töchterchen, —
Was kommt durch's Fenster dort herein?
Das strahlt und glänzt wie lauter Gold,
Es ist der Frühlingssonnenschein.

Als voriges Jahr der Herbst begann,
Die Sonne tiefere Kreise zog,
Kein Schimmerchen von ihrem Gold
In unsere Hinterwohnung flog.

Da kam mein Töchterchen zur Welt;
Sie sah noch nie den Sonnenstrahl, — —
Da dringt er durch die Fenster ein,
Sie staunt ihn an zum ersten Mal.

Wie ungeschickt sie nach ihm greift!
Sie fasst ihn nicht, sie hält ihn nicht,
Er zieht davon, und nebenan
Er durch des Nachbars Scheiben bricht.

Wird dir's wie deinem Vater geh'n,
Du Kleine dort im Bettchen dein?
Du bist so ungeschickt wie er
Und hältst ihn nicht — den Sonnenschein!

Sommernacht.

Ich schlafe gern . . . Wenn alles um mich still,
Der Kopf nicht sinnen mehr und schaffen will,
Des Tages Hast und Lärmen ging zu Ende,
Es feiern müde Augen, Herz und Hände — —
Elf schlägt des Dorfes Kirchturmglocke fern,
Ich streck' mich aus . . . . Gut' Nacht! . . . Ich schlafe gern.

Ich schlafe gern; es war so schwer der Tag,
Kein Wunder ist es, dass ich schlafen mag.
Was drückt mich, wenn ich müd' in Schlummer sinke,
In langen Zügen mir Vergessen trinke?
Hinüberträumend hör' ich 's rufen fern — —
Mir wird so wohl und still . . . . ich schlafe gern!

Otto Metterhausen.

Selbstbiographie.

Geboren bin ich im Jahre 1861 zu Wittenburg in Mecklenburg am 12. August. Eigentlich sollte ich ein Mädel werden. Aus angeborener Oppositionslust bin ich jedoch ein Knabe geworden, jetzt sogar, wie rechnerisch festzustellen, ein ziemlich alter Knabe. Nach Versetzung meines Vaters auf die Landpfarre in Kritzkow wurde ich durch meinen Vater selber unterrichtet. Als Obertertianer kam ich an das Güstrower Gymnasium, das ich bis zur Oberprima besuchte. In Erkenntnis meiner sündhaften Qualitäten ging ich dann unter die Zöllner, wirkte als solcher sechs Jahre im Mecklenburg. Vaterlande und neun Jahre in Hamburg, um alsdann als Sekretär und Büreauvorsteher bei dem Großherzoglichen Statistischen Amte in Schwerin einzutreten, in welcher Stellung ich noch jetzt dem nüchternen Gebiete der Statistik seine poetischen Reize zu entlocken versuche.

Schon auf der Schule versuchte ich mich in den ersten Reitstudien auf dem Pegasus, und schon als Sekundaner konnte ich das erste Schriftstellerhonorar einheimsen — zwei Stunden Karzer! Etwas besser ist's ja allmählich mit dem Honorar geworden, das ich für die Erzeugnisse meiner der Schriftstellerei gewidmeten Mußestunden bezog. Was ich schrieb, sind einige Dutzend Humoresken, Novellen und Erzählungen, die in den verbreiteteren deutschen Familienblättern und Zeitungen erschienen. Eine kleine Sammlung plattdeutscher Gedichte, die vor zwölf bis vierzehn Jahren für den Freundeskreis von mir geschrieben wurde, erschien Ende 1901 als einzige Arbeit meiner Feder in Buchform unter dem Titel „Schelmstück, vertellt von Vagel Strauß" im Verlage von Wilhelm Süsserott-Berlin.

Ungedruckte Originalbeiträge.

Frühjohrsdag.

In min Studierstuw' sitt ick hier
Vör einen Hümpel witt Popier,
Un dörch dat Finster schient de Sünn'.
Recht spöttsch lacht in de Stuw' sei rin:
„Nu kiek mal," seggt sei, „dei is mall.
Dor sitt dat Worm, schriwwt Tall üm Tall.
Kumm mit mi, kumm! Du sallst mal seihn,
Hier buten is dat doch so schön."
Ick kann nich mit,
Ick heww kein Tid.
Still is dat wedder,
Blot min Fedder
De kratzt un gnarrt un . . Hork! „Pink, pink!"
Röppt buten wen, „pink, pink! Kumm flink!"
Nu hür blot mal, dat is de Fink.
Du best gaud raupen, Musche Blix,
Doch ut dat Kamen ward hüt nicks.
Ick heww tau dauhn, heww veel tau dauhn.
Min Arbeit kann nich ümmer rauhn.

Ick sitt un schriew. Un vör min Schieben
Dei Swälken jüst ehr Wesen drieben.
Wo fleigen sei!
Wo weigen sei
Sick in de Luft! — „Sziwitt! Sziwitt!"
So schriegen sei, „kumm mit! kumm mit!"

Unrauhig rutsch' ick hen un her
Up minen Stauhl. Min Hart ward sweer.
Dunn röppt de Wachtel: „Flick de Büx!
Rutsch di s' entwei! Dat schad't di nicks.
Flick de Büx!
Schad't di nicks!"

Ick glöw, de Schelm, de lacht mi ut.
Ick gah an't Finster un kiek rut.
Dor flüggt en Sparling nah mi ran
Un set't sick hen un kickt mi an.
„Schilp," seggt hei, „schilp, man driest un frech!
De Arbeit is kein Haas, de löppt nich weg."

Hest recht, lach' ick, du Racker, ja!
Un — sliesslich — wat frag' ick dornah?
Rin in de Eck flüggt min Exempel,
De Feder un de ganze Krempel,
Un rute störm ick in dat Feld . . . . . .

Herr Gott, wo schön is doch din Welt!
Wo schön an so 'nen Frühjohrsdag
Bi Sünnenschien un Finkenslag!
Alläwerall dat jucht und springt.
An 'n Hewen hoch de Lewark singt.
Deep in den Busch de weike Schall? . . . .
De Nachtigall!
Un in de Luft
So 'n säuten Duft . . . .
Wohrhaftig, ja, de Rapp, de bläuht.
Dor rückt't ok von so honnigsäut.
Geel lücht't dat Feld bet an dat Holt,
Dat lett grad as 'ne Deck von Gold.
Un — hürst du woll de liesen Stimmen?
Dat sünd de Immen!
Dat singt un summt
Un burrt un brummt
Un flüggt so flink üm Blaum' un Bläut'
Un ward nich mäud'.
Woben ick kiek, is Freed' un Freud'.

De Nägenmürder gor is fram.
Hei täuwt, bet dichting ran ick kam,
Sitt still up sinen Durnenrämel
Un singt en Strämel.

Ick gah den ollen Kirchstieg lang,
Un lustig sing' ick ok mit mang.
Lütt Matten Haas,
De sitt in 't Gras.

Still hürt hei tau un makt en Männken
Un set't sick hen, üm nahtaudenken;
Ganz krus treckt hei de lütte Snut,
Bautz! — rackt hei ut.
O, Matten, heww ick dat verdeint?
Sing ick ok slicht, bös is't nich meint.
Un hinnen in de Wisch allein,
Wer steiht denn dor up einen Bein?
Wer is dat dor?
De Adebor!
De simmeliert woll wedder mal,
Wen hei wat Lüttes bringen sall.
Verwacht din Amt man ümmer tau,
Mi, Fründting, äwer lat in Rauh'!
Ick heww en Jung all un 'ne Dirn;
Mihr wull 'ck nich girn.
Min Fru tworst, je, de meinte jo,
Ne nett' lütt' Dirn, dor langt't noch tau.
Na, wenn du grad mal fluggs weck best
Un nich tau quarrig sünd de Gäst',
Denn lat mi man noch ein' bi liggen.
Un — szüh! — ganz irnsthaft deiht hei nicken.
Na, Spass bi Sid'!
Ick glöw' binah, de Frühjohrstid
Makt äwermäudig mi den Sinn . . . . .
Mit Singen gah in 't Holt ick rin.
De Eiken stahn in 't irste Gräun,
Lies' rückt de Mäsch, Blagöschen bläuhn.
Ne Draussel fläut't dicht an min Sid'
Mit Vagel Bülowen tau Strid.
Flink üm den Stamm Boomlöper löppt,
De Kuckuck röppt.
„Kuckuck, wo lang noch sall ick lewen?"
Kuckück, Kuckuck — as hadd hei lur't,
Dat ick em frag, in einen furt
Röppt hei un will sick gor nich gewen.
Un Stiegelitsch un Zipp' un Fink,
Geelgaus un Hempling, Spree un Lünk,
Dat hüppt un springt
Un fläut't un singt . . . .

Ja, lütten Fründ', ji hewwt dat gaud,
Ji weit't von Sorgen nicks un Not.
Uns' Herrgott hett den Disch jug deckt.
Dat smeckt.
Un wenn 't jug hier nich mihr geföllt,
Heidi! denn fleigt ji in de Welt . . . .

Ick stah un kiek. Dunn schriggt dat: „Rätsch!
Rätsch! Du kannst doch nich fleigen. Etsch!"
De Holtschrag röp 't. — Dat dumme Diert!
Dat dei mi nu ok jüst verfiert,
Verfiert, dat lud dat Hart mi sleiht.

Ick . . . kann . . . nich fleigen, ne, ick weit.
Ick kann nich fleigen in de Welt,
Ick bün hier jo „fest angestellt".
Fast bün ick, fast mit hunnert Keden,
Kein Meister kann sei faster smeden.

Ick stah un kiek. Mi ward tau Sinn,
As hürt ick in dis' Luft nich rin.
So snaksch ward mi üm 't Hart, so krank . . .
Still gah 'ck den ollen Kirchstieg lang,
Still sliek ick an min Arbeit wedder,
Hal ut de Eck Popier un Fedder
Un sett mi an den Schriewdisch dal . . . .
Still schriew ick wedder Tall üm Tall.

De Wittenſtedter Burmeiſtershochtid.

Wenn min Fru mal en Book leſ't, denn kickt ſei tauirſt ümmer up de letzten Siden nah, ob „ſei“ ſick ock kriegen. Von de nimod'ſchen Geſchichten, in de jüſt, wenn'n denkt: „Nu kümmt't“, en Hümpel Gedankenſtriche, Punkte un Fragteiken ſteiht un denn nicks mihr kümmt, höllt ſei nich vel. Un dor ick nu glöw, dat 't ok anner Damen giwwt, de ſo denken, un ick doch gor tau girn mal 'ne Geſchicht för Damen ſchriwen müggt, ſo fang ick leiwer glik mit 'ne Hochtid an.

Un twarſt nich mit 'ne gewöhnliche Hochtid! Denn wat „Hei“ wir, de Brüdjam, ſo wir hei en richtigen utgelihrten Dokter, en Minſchendoktor natürlich, mit Namen Hans Smidt, un de lütte, nüdliche Brut wir den Herrn Burmeiſter Achtermann in Wittenſtedt ſin Dochter.

Wer nu blot ne lütte Ahnung dorvon hett, wat en meckelborgſchen Burmeiſter tau bedüden hett, de ward mi dat tauglöwen, dat diſſe Hochtid ganz Wittenſtedt in Upruhr bröchte. All an den Pulterabend wir dat en bannig Wirken und Dauhn. De Wittenſtedter Frugens un Kinner kemen mit Kiſten un Körw' un Fiwſchepelſäck vull Schören angetreckt un ſchüddten vör den Stadthäuptling ſin Hus ehren Segen ut, dat 't utſeig, as wir in Wittenſtedt ne Revolutſchon in 'n Gang un de Burmeiſter hadd ſin Hus dörch Barrikaden in Verteidigungstauſtand ſett 't.

„Es iſt eine wahre Freude“, ſäd de oll Herr Propoſt tau den Senater Krull, „wenn man ſieht, eine wie warme Teilnahme die Einwohner unſerer Stadt dem frohen Ereigniſſe in der Familie ihres Bürgermeiſters entgegenbringen“.

Äwer de Senater meinte: „Na, vull ſo ſlimm is 't nich, Herr Propoſt. Sei weiten woll nich, dat unſ' Burmeiſter anordnirt hett, de Schören füllen nich up de Strat un in den Meß ſmeten warden; de Börgers füllen veelmehr dorup hollen, dat alle Quartal de Schören ſammelt un nah de olle Sandkuhl in de Dannen bröcht würden. Nu hewwen de Wiwer in 't letzte Johr de Arbeit un dat Fuhrlohn ſport un warden ehr Schören up ne billig Art los. Denn morr'n früh möt jo nu de Burmeiſter up ſin Koſten den ganzen Kläterkram wegbringen laten.“

'T is jo mäglich, dat de Senater nich ganz unrecht hadd, äwer ok de oll geistlich Herr hadd recht; denn ok an den Hochtidsdag sülwst wir jung und olt up de Bein, un de Kirch wir bi de Truung so stiw vull, as nich an den höchsten Festdag. Ja, sogor vör de Kirchendör schöwen un drängten sick de Gören, peddten den ollen Stadtpanner Schünemann, de Wächter von de „öffentliche Ordnung" wir, up de Teihn un drückten em an de Wand, bet hei falsch würd un de Plemp blank trecken wull. Wull — segg ick, denn tau'm Glück wir dat oll' Kes'metz inrustert, un so güng 't in Wittenstedt ditmal ahn Blaudvergeiten aw.

Nah de Truung wir in dat Gasthus an den Mark dat Hochtidsmahl, un wir 't noch kein Lewen, denn würd 't nu ein. Dat Eten wir heil prächtig, de Win gaud, un so duerte 't nich lang, bet dat Reden losgüng. Vor allen wiren 't de Vadder von den Brüdjam, de Kummischonsrat Smidt un de Stadtspreker Schweigmann, de üm de Wedd redten un allens lewen leten von dat jung' Poor un den Herrn Burmeister dal bet tau de Käksch un den Husknecht. Un dor keiner sick vör den annern vörbileigen laten wull, so hürte dat Reden nich ihrer up, as bet de Tafel uphaben würd.

„Burmeisting," säd de Kummischonsrat, de en ollen lustigen Herrn wir, un hei drögte sick den Sweit von sinen kahlen Schädel, „din Stadtspreker is jo 'n verfluchten Kirl. De red't jo mihr as de ganze Wittenstedter Magistrat verantwurten kann. Wo wardst du mit den Deuker farig?"

„Oh, lat em hüt abend sin Vergnäugen", lacht' de Burmeister, „hei möt jo süs dat ganze Johr dat Mul hollen. Ick wull em nich raden, in uns' Sitzungen so veel tau drähnen. Dor red't blot einer, un dat bün ick."

„So? smunzelt de Rat. „Dorher denn ok de Nam' „Stadtspreker?"

„Ne," säd de Burmeister, „dorher de Nam' „Schweigmann."

„Na," meinte de anner, „soveel is äwer gewiß: Hüt Abend het mi de Kirl binah dun drähnt. Wat? Du lachst? Glöwst du viellicht, ick hadd tau veel drunken? Ne, Burmeisting, de poor Buddels dauhn mi noch nicks. Ick segg di, de Stadtspreker hett mi dun drähnt, un dat best' is, ick gah 'n beten an de frische Luft un käuhl' mi den Kopp en bitschen ut."

Un de Kummischonsrat schregelt' ok richtig ut de Dör.

Dat was mitdewil all lat word'n. Up den Mark, wo de oll Herr de frische Luft geneiten wull, wir dat stickendüster. Denn in Wittenstedt würden de Stratenlanternen nich ansteken, wenn Mandschin in 'n K'lenner stünn; un dat was hüt de Fall, blot de Mand schiente nich, wil de Hewen ganz bedeckt wir. Äwer de Düsternis fücht' den Rat nich an. Em güng 't as den sel'gen Zwerg Perkeo: „War's draußen auch stickdunkel, ihm strahlte inn'res Licht." Stickdüster wir 't, as ick all seggt heww; ok nich mal ut de Finsters föll Lampenschin. Denn de Klock güng

all' up Mitternacht, un de Wittenſtedter Börgers kröpen ſo tämlich mit de Häuhner tau Wiem. Äwer as de Rat an de Eck von den Mark kem un ſick dor en beten ümkek, ſeg hei wid hinnen achter de Kirch en lüttes Licht ſchimmern. De oll Herr wir nu ſihr niglich un ſäd tau ſick: „Süh mal an, wen hett dor noch Licht? Dor möt 'ck mi doch ens nah ümſeihn."

Hei ſtüerte denn ok in 'n gradſten Kurs, ſo drad as de tämlich ſtiwe Ladung, de hei hadd, em dat verlöwte, up dat Licht los un ſtünn denn ok na twei Menuten vör 'n lüttes Finſter in 'n lütten Schuppen. De Rat wull dörch dat Finſter kiken, äwer 't güng nich, denn dat Finſter was hoch, un hei was man helliſch kort verſtipert. Hei grabbelt' ſick nah de Dör, üm dörch dat Slätellock tau kiken, äwer dat güng ok nich, denn dor wir kein Slätellock in. Indeſſen, as hei dat Uhr an de Dör höll, hürt' hei binnen ſo 'n Ton, as wenn einer dor ſagte. Rrrrr! güng dat, rrrrr! rrrrr!

„Dunnerſlag," ſäd de Kummiſchonsrat, „wat is dit? Ick glöw hier ſünd Spitzbauwen tau Gang', dei ſick de hütige Unordnung tau Nutzen maken un 'n beten ſtehlen."

Bang was hei nich, de Rat, taumal wenn hei 'n poor Buddel Win tau Boſt hadd — un von dei hadd hei orrig en poor tau Boſt — hei ret alſo mit einen Wuppdi de Dör up un flög as 'n Kanonenkugel midden in den Schuppen rin. Äwerſt hei kreg doch en niederträchtigen Schrecken, as hei mit ens vier ingemummte Kirls gewohr würd, dei üm den Diſch unner de Lamp ſeeten un nu tau Höcht fohrten.

„Wer ſid Ji?" bröllte de Rat ehr an, de ſick ſäd, dat em hier blot de edle Driſtigkeit redden künn. „Wer ſid Ji un wat makt Ji hier?"

De Kirls hadden ſick nu jo woll ebenſo dägt verfiert, as de Rat, un 't duerte ne ganze Tid, bet einer von ehr ſäd: „Oh, nehmen's 't nich äwel, Herr Rat, wi ſünd blot de Nachtwächters."

„So?" ſäd de, un hei müßt' an ſick hollen, dat hei bi diſſe Wendung von de Sak nich ludhals loslachte. „So? de Nachtwächters ſid Ji? Na, dat hadd 'ck mi ok denken künnt. Dorüm ſitt 't Ji ok hier un ſnorkt, dat ick denk, hier ſagt wen. Nennt Ji dit Nachwächterieren?"

„Je, Herr Kummiſchonsrat," meinte de, wat de Wurtführer wir, „dat ſeggen ſei woll ſo. Äwer dat lütt Nachtwächterlohn makt den Kohl nich fett. Wi möten dagsäwer ſtramm arbeiten, un denn will 'n jo 's nachts ok en Oog vull nehmen. Un worüm ok nich? Hier in Wittenſtedt hewwen wi man einen Spitzbauwen, den Arbeitsmann Chriſchan Möller, un de ſitt up Stunns. Wer ſüll hier ſüs woll ſtehlen?"

„De Grund lett ſick hüren," ſäd de Rat, „för de unnütze Arbeit bün ick ok nich. Äwer, wat ick ſeggen wull," — un dorbi kem de Schelm bi em wedder taum Vörſchin — „Ji ſitt 't hier up 'n Drögen, wenn Jugen Burmeiſtern ſin Dochter Hochtid hett? Dat 's jo 'ne ſnurrige Sak. Ji möt't doch dat junge Poor ſin Geſundheit drinken. Gah mal glik einer räwer nah 't Gaſthus un hal 'n Korw vull Win."

Hei trök ne Fesitenkort ut de Tasch, schrew mit 'n Blistift en poor Würd dorup un schickte einen von de Nachtwächters los. „Un denn bring ok 'n poor Gläs' mit!"

De Kirl let sick dat nich tweimal seggen, un 't duerte nich lang, dunn was in den Schuppen, de tau dat Sprüttenhus hürte, ne fröhliche Kneiperi in 'n Gang. De Kummischonsrat, de sick hier nich an den redseligen Stadtspreker tau argern brukte, höll de Reden, un de Nachtwächters drünken un repen Hoch!, dat 't man so 'n Ort hadd. — — —

Mitdewil was 't in dat Gasthus all upfollen, dat de ein Hochtidsvadder afhannen kamen wir.

„Mein Gott," säd ein von de Hochtidsgesellschaft, „wo ist nur der Herr Kommissionsrat geblieben?"

„Ja, vor einer kleinen Stunde war er noch hier", meinte en anner, „aber seitdem hab' ich ihn auch nicht mehr gesehen."

„Um Gottes willen, dem alten Herrn wird doch nichts zugestoßen sein?"

De Burmeister erinnerte sick endlich, dat Vadder Smidt nah den Mark rut gahn wir, üm en beten Luft tau snappen, un nu würden denn twei junge Lüd' utschickt, dei em säuken süllen.

Je ja, je ja, up den Mark was dat stickendüster un dodenstill. De Deputatschon güng rechtsch üm de Eck, sei güng linksch üm de Eck, kein Kummischonsrat wir tau finnen. Indes as sei nah den Kirchenplatz rümmer bögten, blew de ein stahn un säd: „Si mal still, Korl, wat wir dat? Hest du eben nich hürt?"

„Ne, keinen Ton." Äwer nu blewen sei beid' stahn un horkten, un — richtig! — hinnen ut de Firn klüng dat so as „Ho — ho —ho".

„Wat is dit?" frögen de beiden.

„Je, will'n den Schall mal nahgahn. Ut dei Gegend kem hei her."

Nah ne lütte Irrfohrt kemen sei denn ok richtig up dat Sprüttenhus tau. All von widen hürten sei den Herrn Rat sin Stimm un dortwischen Gläserklingen un Hochraupen un, as sei de Dör upmakten, dunn seet ok richtig de Vermißte dor as Presendent an den Disch, rechtsch un linksch von em de Nachtwächters, un jeder hadd ne Buddel Rotspohn vör sick stahn un en Glas in de Hand.

„Herr Kommissionsrat, Herr Kommissionsrat", röpen dei beiden Awgesandten, „mein Gott, Sie sitzen hier, und wir alle im Hotel glaubten, Ihnen wäre ein Unglück passiert."

„Stillentium," bröllte de Rat. „Holl't dat Mul! Wenn Ji mi hier in de Dör fallt, denn dauht dat minentwegen. Äwer, dat Ji mi ok in 't Wurt fallt, dat verbidd ick mi. Sett't Jug dal un drinkt 'n Glas mit."

„Aber, Herr Kommissionsrat, unsere Leute im Hotel ängstigen sich."

„Ach wat! Schiteralla! Ängsten. Dat hewwen s' nich nödig. Hier is 't vel beter as in Jug oll Rökerbaud. Irst möten wi unsen Win utdrinken. Nahsten känt Ji wider reden."

„Je, Korl", meinte de ein, „dat ward uns nich helpen. Gaudwillig geiht de Oll', as ick em kenn, nich mit, so lang hier noch 'n Druppen tau drinken is. Dat Slauste is't woll, wi helpen fix den Win mit utdrinken, desto ihrer kriegen wi den Rat losböhrt."

Sei rückten denn nu mit ran, un de Kneiperi güng lustig wider. Indessen dat güng so fix nich mit dat Utdrinken. De Herr Rat hadd düchtig vörsorgt för Gedränk, un je mihr de Sak sick hier in dat Sprüttenhus in de Läng' treckte, desto mihr kem de Hochtidsgesellschaft in 't Gasthus in Upregung.

„Großer Gott! Was heißt das? Die beiden kommen auch nicht wieder? Da ist ja sicher etwas passiert. Vielleicht ist dem alten Herrn ein Unfall zugestoßen, und die beiden Herrn können seinen schweren Körper nicht allein regieren!"

Dat Enn' wir, dat noch drei Herren awschickt würden, de de irsten beiden helpen süllen.

Dat duerte ok nich lang, bet de tweite Deputatschon dat Sprüttenhus mit den Kummischonsrat un sin Gesellschaft funnen hadd.

„Süh mal an, dat lat ick mi gefallen," röp de Rat, de disse drei gor nich irst tau Wort kamen let, „kamt ran, sett't Jug dal! Rückt mal en beten tausamen, Kinnings, un, Obernachtwächter, schenk de Herren in!

Ihre de nigen Gäst sick 't verseigen, seeten sei mit in de Reig un de Kneiperi güng wider, un — wat sall ick länger vertellen — nah so 'n annerthalw Stunnen wir de ganze männliche Hochtidsgesellschaft, de ümmer ein Deputatschon nah de anner awschickt hadd, üm de Vorgängers tau säuken, in dat Sprüttenhus versammelt. Blot de Burmeister sülwst fehlte noch.

„Das weiß der liebe Himmel," säd de Stadthäuptling in 't Hotel tau de Damen. „Dies ist ja gerade so wie 's in dem Gedicht heißt: „Der Herr, der schickt den Jockel aus, er soll den Hafer schneiden". Wenn hier nicht der Kommissionsrat hintersteckt mit irgend einem seiner beliebten Streiche, so will ich Putt heißen. Das Richtigste wird sein, wenn ich mich selbst einmal nach der Gesellschaft umsehe. Aber, Mutting, geht ihr nur zu Hause. Es ist ja schon bald drei Uhr. Wir werden — dafür laß mich sorgen — bald nachkommen."

As de Burmeister up den Mark kem, brukte hei nich irst lang nah de Vermißten tau säuken. Denn von 't Sprüttenhus her klüng dat all äwer de ganze Stadt weg: „So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage."

„Jh," säd de Burmeister tau sick, „Jug sall jo doch de Hahn hacken, wenn Ji mi minen Wittenstedter Ordnungskommang so verrungenieren willt. Täuwt man, ick will Jug kriegen!"

Hei ret de Dör von 't Sprüttenhus up un wull in 'n heiligen Zorn gegen de Äweltäters losdunnern, äwer hei kem nich dortau.

„Hurrah," röp dat, „Hurrah, de Herr Burmeister! Du fehlst hier jo blot noch, Burmeisting, denn sünd wi kumplet. Kinnings, smit 't mi

den Burmeister mal räwer un gew't em tau drinken! Hei hett an 'n längsten döften müßt. De Herr Burmeister sall lewen, vivat hoch! un noch einmal hoch!! un taum drüddenmal hoch!!!" Un de ganze Gesellschaft föll in:

„Hoch soll er leben! Hoch soll er leben!
Hoch soll er leben in gloria!
Gloria, victoria, gloria, victoria!
Hoch soll er leben in glo — ri — a!
Er lebe hoch, ja hoch, ja drei—mal hoch.
Das sind wir ihm schuldig!
Eins! Zwei! Drei!
Den Burmeister!!!"

Dat Stadthaupt seeg bald in, dat gegen disse Stimmung nich mihr uptaukamen wir. De Tidpunkt, üm hier 'n Inpaß tau dauhn, wir all lang vörbi. Un dor hei ok en Mann wir, de 'n gauden Druppen tau estimieren verstünn, so wüßt' hei nicks beteres dau dauhn, as sin offizielle Entrüstung äwer Burd tau smiten un sick mit vullen Steam dorup tau leggen, dat hei in Hinsicht von de Stimmung Ansluß kreeg.

Ob em dat gelungen is, steiht nich historisch fast, indem dat ick de Tügen nich as klassisch anerkennen kann. So vel is blot gewiß, dat de Hochtidsgesellschaft woll glick bet tau'm Frühschoppen in dat Sprüttenhus blewen wir, wenn nich de Nachtwächter Schröder dat schöne Fest stürt hadd.

As nemlich de Klock siw slög, füng bi den ok dat amtliche Gewissen an tau slahn. Hei krabbelt sick mäuhsam tau Höcht, greep nah sin Tuthurn un wull ut de Dör torkeln.

„Schröder," röp de Burmeister, „watt sall dat heiten? Wo will hei hen?"

„Herr B . . . B . . . Burmeister," säd Schröder, „ick heww kein T . . . Tid mihr. Ick m . . . me . . . möt jo de Käuh uttuten."

„Herre Je," röp de Kummischonsrat, „so täuw doch, Schröder. Wi kamen jo all mit lang un helpen di tuten."

„Hurrah! Ja woll!" schregen s' all. „De Rat hett recht. Wi willen de Käuh uttuten."

In 'n Ümseihn was dat Sprüttenhus lerrig, un de ganze Gesellschaft trök mit de Obrigkeit an de Spitz von ein Strateneck nah de anner un blös den Wittenstedter Morgensegen, de Burmeister natürlich tauirst, denn de Kummischonsrat, de Senater Krull, de Stadtspreker Schweigmann un all de annern nah Rang un Würden, as sick 't hürte. Un 't wir man en Glück, dat de Wittenstedter Muern stiwer bugt wiren as de Muern von Jericho. Süs hadd de Burmeistershochtid licht en trurigen Awsluß kreegen un min Geschicht ok.

Willy Alexander Kastner.

Selbstbiographie.

W. A. Kastner wurde am 18. Dezember 1861 zu Schwerin in Mecklenb. geboren, woselbst durch tüchtigen Privatunterricht der Grund zu seiner späteren autodidaktischen Bildung gelegt wurde. Nach vielen Wechselfällen, die ihn in nahen Verkehr mit der Bühne und dem Journalismus brachten, siedelte er sich in Leipzig an; hier lebt er als Schriftsteller und verwertet als Leiter eines Übersetzungs-Bureaus seine Kenntnis von zwölf europäischen Sprachen.

Außer zahlreichen Gedichten, Novellen, Essais, Fachartikeln, 2c. erschienen auch eine Reihe von Schriften in Buchform, u. a. „Narcissus", Lustspiel. — „Sommerlaub", epische Dichtungen. — „Waldorakel", Versnovelle. — „Sansara," epische Dichtungen. — „Die Satanide und andere Burlesken" 2c.

Ungedruckte Originalbeiträge.

Abendwanderung.

Der Tag entweicht; die Glocken klingen;
Um Busch und Baum der Nebel braut;
Im sanften Abendwinde schwingen
Die Erlenzweige, nachtbetaut.

Und leise heben sich die Sterne,
Indes die Welt um mich versinkt.
Der Blick aus träumerischer Ferne
Das Schweigen und die Ruhe trinkt.

Es eilt der Fuss des Wandermüden
Der Heimat zu. — Ich — eile nicht:
Ich lausche, was die Nacht vom Frieden,
Von hohem Glück mir flüsternd spricht.

Es ist ein seltsam dunkles Künden —
Versteh' ich wohl den tiefen Sinn?
Ich kann die Lösung nimmer finden,
Dort in den Nebeln rinnt sie hin!

Elegie.

Der Sommer ging. Nun soll der Herbst entschwinden;
Doch Dein zu denken, wird mein Herz nicht matt,
Verweht auch meine Hoffnung mit den Winden
Gleichwie im Hain das goldgetönte Blatt.
Ich suche Dich auf nah' und fernen Wegen,
Wenn Stürme brausen oder Mondlicht flirrt;
Doch kommt nicht bald der Engel mir entgegen,
Dann ahn' ich, dass mein Pfad im Dunkel irrt.
Wie war mir lieb das Licht der schönen Tage,
Wo Weiheworte Dir mein Mund gebracht —
Noch müsst' es Blüten locken aus dem Hage,
Noch sollt' es leuchten über meiner Nacht.
Denn dem Verzagten liehest Du die Flügel
Zum Schweben über sonnenhelle Flur,
Und meiner Kühnheit legtest Du die Zügel,
Wie um den Hals die feine Perlenschnur.
Wann naht uns die ersehnte Dämmerstunde
Geheimen Zaubers und von Küssen voll,
Wo alle Lebens-Schwere sank zum Grunde
Und hoch der Seligkeiten Welle quoll?
O, weck' es auf, was halb verklang, verglühte!
O, banne sanft den Fuss der flücht'gen Zeit
Und weihe nicht die wundervolle Blüte
Dem dunklen Genius der Vergessenheit!

Das Echo.

Im dunklen Park, vom vollen Laub umrauscht,
Da waren immer meine liebsten Wege;
Dort hab ich Grüsse mit der Nacht getauscht
Und bang gelauscht
Auf meines Herzens einsam wilde Schläge.

Da war ich reich in meinem Schönheitstraum
Und meine Seele voller Melodien.
Ich hab' vertraut dem Wind, dem Wellenschaum,
Dem Himmelsraum
Das Herrliche, was mir ein Gott verliehen.

Und fern und tief und weltverloren klang
Ein Echo dort für meiner Jugend Lieder;
Des Donners Hall, der mit dem Sturme rang,
Der Vögel Sang:
Das alles brachte das Echo treulich wieder.

Am schönsten aber und am reinsten scholl
Ein Name mir im lieben Echolaute,
Der allen Glücks und Zaubers übervoll
Der Brust entquoll,
Und den ich einsam dort dem Wald vertraute.

Ein Name war's und jedes schöne Wort,
Das heisse Liebe mit dem Klang vermählte.
Die Balsamluft des Waldes trug es fort;
Doch nie von dort
Des Widerhalls vertraute Stimme fehlte.

Einst, als der Tag die letzte Glut ergoss,
Besucht' ich wandermüde jene Stelle. —
Welch' tiefen Frieden meine Brust genoss!
Und leise floss
Um mich des Abendlichtes goldne Welle.

Und dein gedenkend, rief ich durch den Wald
Die hohe Freude, die ich mir errungen.
Doch was geschah? Der Stimme Ton verhallt,
Kein Echo schallt!
In stummer Öde ist der Laut verklungen!

Und Stille, schauervoll, bezwang den Sinn.
Was hat des Echos lieben Mund getötet? —
Ein Felsensturz? — Die Zeit? — — Es ist dahin! —
Das Wort „dahin!"
Hat manche Wimper tränenheiss gerötet!

Wie? oder bin ich's selbst, dem nicht gelang
Das Zauberwort aus jener Zeit der Lieder?
Kehrt denn, was mit dem Jugendglanz versank,
Als Echoklang
Nicht einmal voll beseligend uns wieder?

Ich floh den Park im letzten Dämmerschein,
Doch ist kein Wort mehr meinem Mund entglitten.
Du, totes Echo, nur kennst meine Pein
Und weisst allein,
Was ich in tiefer Einsamkeit gelitten.

Doch sieh! die Sterne wehn mir Grüsse zu.
Die Weltstadt leuchtet. Tausend Stimmen dringen
Vom Leben her. So leb' und liebe du!
O liebe du!
Aus einer Seele wird dein Echo klingen!

Ernst Hamann.

Selbstbiographie.

E. Hamann wurde am 2. September 1862 in Dammerow bei Lübz als der Sohn eines Gutspächters geboren. Nachdem er das Warener Gymnasium durchgemacht, studierte er in Rostock, Berlin, München, Zürich und Lausanne Deutsch und neuere Sprachen. In Rostock bestand er das Staatsexamen und erwarb sich den Doktorgrad auf Grund seiner Dissertation „Der Humor Walthers von der Vogelweide". Sein Probejahr absolvierte er am Malchiner Realgymnasium, worauf er zunächst in Neubrandenburg als Gymnasiallehrer tätig war. Im Jahre 1893 wurde er an das Gymnasium Fridericianum in Schwerin berufen. Hier gründete er im Winter 1901 „Dat Meckelbörger Döhnken", welches das größere Publikum durch „Singen und Sagen" mit der mecklenburgischen plattdeutschen Lyrik, besonders mit dem mecklenburgischen „Quickborn", John Brinckmann's „Vagel Griep", bekannt machen will.

Ungedruckte Originalbeiträge.

Zum Regierungsantritt Friedrich Franz IV.

(9. April 1901.)

Frisch as dat Frühjohr kümmst Du in't Land
Un nimmst de Tögel in de Hand;
De Pierd sünd fram, gaud is de Ort —
Pass up, dat ward ne schöne Fohrt!
De Herr, de in'n Hewen blitzt un dunnert,
Hei lat Di führen dörch't heile Johrhunnert!

Plünn'n un Knaken!

Hewerglücklich wier ick hüt,
Dacht an di, min säutes Lewen,
Un ick bugt en Taukunftssloss
För uns beid bet in den Hewen;
Swümm in luter Seligkeit,
Drömt von Leiwen un von Straken —
Mit eins rep de Luntenkierl:
Plünn'n un Knaken!

Du verfluchter Luntenkierl
Retst mi ut den säwten Himmel,
Un min Wulkenhüsung schöt
Bauz! tausam in Schott un Schimmel;
Du verfluchter Luntenkierl,
Täuf'! ick will di ruterstaken!
Säuk di doch bi anner Lüd
Plünn'n un Knaken!

Einen groten Namen wull
Ick mi maken dörch min Fedder,
Hoch bet tau de bäwelst Stuft
Kladdern rup de Minschheitsledder.
Äwer segg, wat sall de Mäuh?
Un wotau sick musig maken?
Denn dat Enn von't Lied blift doch:
Plünn'n un Knaken.

Süh, wo mastig gahn wi hüt!
Duknackt sünd wi bald un humpeln;
Glau un glatt is uns Gesicht —
Bald ward't nüsterbleik mit Schrumpeln.
Jhr wi prat sünd, kümmt uns Stunn,
Trurig slagen s' uns in't Laken,
Un de gräune Rasen deckt
Plünn'n un Knaken!

De Hangelbark.

In Vadders Park stünn' ne Hangelbark
Bi de Steinmur hart an't Feld,
Dor set ick so giern un drömt in de Fiern
As lütte Kiekindewelt.

Dat Bläderwark von de Hangelbark
Wo wir't so schön in'n Mai!
Wenn de Harwstwind kem un dat Loof ehr nehm
Denn schient' de Stamm as Snei.

Mudder bünn de Raud för ehr Kinnerhaud
Sick ut dat Barkenries —
Wat leiw mi wier, liggt in de Jrd,
Un ick würd olt un gries.

Makt mi min Sark ut 'ne Hangelbark,
Wenn min Lewenslop tau Enn,
Plan't ein an min Graff, nich wiet von mi af,
Dat ick s' faten kann mit de Hänn'.

Wer weit.

O, wes mi gaud, o, heww mi leiw'!
Bald is dat Lewen hen;
De Dot slickt liesing as en Deif,
Ahn mi, wat büst Du denn?

Dat is kein Leiw west, de vergeiht;
Du büst un bliwst min Best.
O, heww mi leiw, recht leiw! — wer weit,
Wo lang Du mi noch hest!

Mi grugt.

En lütten Setter hadd ick just
De iersten Hosen an,
Dunn plagte mi ne Heidenangst
Vör 'n bösen Buhlemann,
Un in ne düster Kamer hadd
Ick mi nich rinner trugt,
Min Mudding föt ick an un bed:
Kumm mit, kumm mit, mi grugt!

En groten Bengel wier ick word'n,
Min Lewen stünn in Bläut,
Dunn müsst ick in de Welt herin
Un stahn up eigen Fäut;
Wo schuddrig würd mi nu, wo heww
Ick vör de Frömd mi schugt,
Am leiwsten hadd 'ck tau Vadding seggt:
Kumm mit, kumm mit, mi grugt!

En ollen Stacker bün ick nu,
Up minen Kopp liggt Snei,
Min Frünn' heww'n sick dat all entseggt,
Ball kam ick an de Reih;
Du, Herrgott, büst min einzigst Trost,
Up die heww'ck ümmer bugt;
Gah ick den letzten, sworen Gang,
Kumm mit, kumm mit, mi grugt!

Middagsſlap.

Heww ick min Middag rinner packt,
So ſchichtwies, kümmt ne Tied,
Dor wrangt ſick, bet dat Eten sackt,
De Fulheit mit den Fliet.
Lies sliek ick mi in min Kabüs
Un lur en beten up de Müs.

In'n Lehnſtaubl ligg ick ling un lang,
Ick paff nich ute Piep,
Mi is en Döhnken mihr tau Dank
Ut Brinckmanns „Vagel Griep";
Ick düs un les, ick les un düs —
Klack! föllt dat Bauk, dor sünd de Müs.

Allein.

„Hüt büst du all din Kroptüg los,
De Jungs un ok de Diern;
Nah Wismar güng de wille Jagd,
Hüt kannst di gratuliern!"

„Hüt smittst du nich de Bäuker hen
Un rittst de Raud von'e Wand,
Din Kinnerswarm makt sinen Larm
Hüt an de Waterkant!"

So segg ick, sett mi an den Disch
Un schriew; doch wat ick schriew,
Dat hett nich Hand, dat hett nich Faut —
Ick denk an Kind un Wiew.

Ick gah tau Disch — dat smeckt mi nich,
Un is doch smackhaft kakt;
De Gören eten jo nich mit,
Un Mudder hett't nich makt.

Ick sett mi in den Sorgenstaubl
Un mak de Ogen tau;
Wo bliwwt de Slap? 't is dodenstill!
Ja, Rauh — un doch kein Rauh!

Ach, wier't ji doch man wedder hier,
Dit is nich swart, nich witt —
Wenn 't wedder hen nah Wismar geiht,
Denn -- nehmt mi leiwer mit!

Dat Beden.

Mudder, lat de Jungs taufreden,
Wenn se mal nich richtig beden,
Denn uns' Herrgott hürt so giern
Grad dat Görenvolk parliern.

Nülich säd hei: „Minen Spass
Heww ick an de Kinnerrass';
Mit de groten Lüd ehr Saken
Is, weit Gott, kein Staat tau maken.

In Swerin, an'n Moltkeplatz
Haus't Irnst Hamann sin lütt Hatz;
Heit dat 's Abends: Kinning, bed!
Bün ick ümmer gliek tau Städ.
Ach, man möt sei hürn un seihn!
Wo sei Wurt för Wurt verdreihn!
(Uter sick sünd oft de Ollen)
Kann mi kum dat Lachen hollen,
Wenn s' tauletzt, ihr sei sick leggen,
„Hamann" gor statt „Amen" seggen."

Mudder, lat de Jungs taufreden,
Wenn sei mal nich richtig beden,
Denn uns' Herrgott hürt so giern
Grad dat Görenvolk parliern.

Die Schule.

Sie ist ein kleiner Springinsfeld,
Mag nicht im Stübchen bleiben;
Nun muss sie in die Schule gehn
Und rechnen, lesen, schreiben.
Luischen hat nichts mehr zu Kauf —
Rauf, runter, rauf, Tüttel drauf!

Und hak' ich ihr den Ränzel auf,
So fängt sie an zu weinen,
Sie küsst die Puppen: „Lebet wohl,
Ihr meine lieben Kleinen!"
Dann geht es fort in schnellem Lauf —
Rauf, runter, rauf, Tüttel drauf!

Und liegt das kleine Plappermaul
In seinen weissen Kissen,
So hadert 's noch mit dem Geschick,
Will nichts von Schule wissen;
Schon halb im Schlafe schrickt sie auf:
Rauf, runter, rauf, Tüttel drauf!

Darwin.

Darwin mit sin Descendenz
Dröp up 'n Kopp den Nagel;
Ja, dat Minschenkind wier mal
Farken, Fisch un Vagel.

Bi min Gören möt dorup
Oft ick regedieren;
Nu mit einmal sünd mi klor
Vel von ehr Menieren.

Wenn min Lüttst de Buddel süht,
Sleit hei mit de Flünken
Grad so as in't Sparlingsnest
Sparrn de lütten Lünken.

Kam ick Sommers an den See,
Rögt in min Krabater
Sick de olle Fischnatur,
Rinner geiht't in't Water.

Sett 't de Regen in un gütt
Runner dat in Gäten,
Dräng'n min Farken nah de Mad,
Pütten uttaumeten.

Öwer Darwin sinen Pli
Möt ick wunnerwarken;
Ja, dat Minschenkind wier mal
Vagel, Fisch un Farken.

Dat lange ſ.

Uns' Heinemann drei Käs hoch is,
Doch weit hei hüt all ganz gewiss,
Dat hei mal Preister will studiern —
Un is doch irst bi't Baukstabiern!
De Kanter hett em in de Mak,
Doch geiht nich ümmer glatt de Sak
Un wenn ick Tied heww, help ick nah.
„Wo steiht dat, Hinrich, mit de A? —
Du büst bi't ſ, dat lange Rick —
De Baukstaw hett 'en eigen Schick.
Hal mal din Pietsch her von de Del! —
Nu kiek! De Grundstrich is de Stel;
Nich wohr? so is't; ick mak kein Knep —
De Hoorstrich öwer is — de Swep.
Süh so! nu kennst de Pietsch du, Stümmel!
Wo heit sei noch?" — „Prr!" seggt de Lümmel.
„Prr! seggst du? Prr? Du leiwe Gott,
Du kümmst mi noch mit hü un hott!
De Preisterie is nich von Dur,
Hinrich, ick glöw, du wardst en Bur!"

Kinnerdiek.

Min oll lütt Stümmelken,
Sühst du de Mümmelken
Midden up'n Diek?
Ihr de grot Vagel kem
Un di in'n Snawel nehm,
Wier dat din Riek.

Setst up 'n Rosenblatt,
Sprüngst in dat klore Natt
As ne Kollhüx;
Wierst splinterfaselnakt,
Mudder hadd noch nich makt
Kittel un Büx.

Hürst du den Poggenschrie?
„Bräuding, wi kennen di!"
Seggen s' in 'n Sump.
Gottspierdken lacht di an;
„Wo wasst dat all heran!"
Röppt de Rodump.

Fritz Regenstein.

Selbstbiographie.

Ich bin am 31. Oktober 1862 zu Schelfwerder bei Schwerin in Mecklenburg, als Sohn des Forstmeisters Wilhelm Regenstein geboren. Bis zum Jahre 1875 besuchte ich das Gymnasium in Schwerin, von da ab die Kadettenkorps in Plön und Groß-Lichterfelde. Am 7. Mai 1882 trat ich als Fahnenjunker in das Infanterie-Regiment Nr. 16 zu Köln a. Rh. ein, dem ich bis 1897 als Leutnant, bezw. Oberleutnant angehörte. —

Gelegentlich der Neuformation der Regimenter 1897 wurde ich in das Inf. Regt. Nr. 159 zunächst nach Wesel und Düsseldorf versetzt, und siedelte, — inzwischen zum Kompagnie-Chef befördert, — im Frühjahr 1899 mit dem Regiment in dessen neue Garnison: Mühlheim an der Ruhr, über.

Gesundheitsrücksichten veranlaßten mich, nachdem ich ein halbes Jahr vergebens völlige Genesung im Harz gesucht hatte, im September vorigen Jahres meinen Abschied zu erbitten, der mir unter Anstellung als Bezirks-Offizier in Hattingen an der Ruhr genehmigt wurde. —

Bis auf einige wenige, in Blättern abgedruckte Gedichte bin ich bisher literarisch nicht an die Öffentlichkeit getreten.

Ungedruckte Originalbeiträge.

Leben.

Dein Becher schäumte hoch umblüht, umlaubt
Vom Glück des Lebens.
Ein Tropfen nur fiel segnend auf mein Haupt,
Doch nicht vergebens.

Wie ungestüm mein Herz in heisser Glut
Auch mochte klopfen:
In meine Lieder gab es mir sein Blut
Tropfen um Tropfen. —

Der Motte gleich' ich, die zum Lichte drängt,
Die rastlos schwirrt um seine heissen Strahlen.
Sie weiss genau, dass es sie bald versengt,
Dass sie die Wonne mit dem Tod muss zahlen.

Schnell hat die Flügel sie verbrannt am Licht.
Im Staube flattert sie in tausend Nöten.
Kalt spricht der Mensch: Ich kann dir helfen nicht,
— Doch, weil du zahm bist, will ich dich nicht töten.

Die Tropfen hallen
Dumpf an die Scheiben.
Die Blätter fallen.
Eintönig' Treiben.

Kein Lichtgefunkel.
Kein nächtlich Grauen.
Nicht hell, nicht dunkel,
Nur Nebel brauen.

Nicht Sturm, nicht Stille.
Kein Glück, kein Leben. —
So zwingt Dein Wille,
Gott, mich, — zu leben.

Nichts zu hoffen haben,
Nichts zu fürchten mehr,
Jeden Wunsch begraben,
Lust- und Leidens leer,
Rastlos vorwärts streben,
Nimmer schaun zurück,
Ganz der Pflicht zu leben,
Das ist — auch ein Glück.

Ihr sagt, ich liesse stets verrinnen
Den Augenblick zur Glücksgewähr,
Dass ich mit Grübeln und mit Sinnen
Gestalte selbst mein Leben schwer.

Ins Reich der Toren und der Tröpfe
Mich Eure schmale Weisheit höhnt.
Ihr klugen, kalten, klaren Köpfe,
Kennt Ihr den Klang, der in mir tönt?

Die Sehnsucht, die Ihr nie empfunden,
Die Zweifel, die Euch nie gequält.
Was mich beschlich in dunklen Stunden,
Davon ich nimmer Euch erzählt.

Bin einsam meine Bahn geschritten.
Vom Nebel ward ihr Licht gedämpft.
Was wisst denn Ihr, was ich durchlitten
Und was ich habe durchgekämpft!

Tanzt zu der Selbstsucht Fest-Posaunen
Um Rang und Geld, wie Ihr's gelernt!
Ich blick' Euch zu mit stillem Staunen, —
Von Hass und Liebe gleich entfernt.

Und Satan sprach: Zur Höhe strebtest Du,
Gottvoller Narr, und hattest mich vergessen
Auf Deinem Pfad durch Mohn und durch Cypressen,
Zu Licht und Ruh'!

Du zweifelst, Tor?! — So höre mein Gebot:
Ich bin das Licht der Welt! Ich bin das Leben!
Für diese Zeit Gesetze Dir zu geben,
Bin ich der Gott!

Der Du in Jugend und in Torheit einst
Zum hohen Priester fühltest Dich berufen,
Da liegst Du nun auf Deines Tempels Stufen,
In Nacht — und weinst. —

Gebet.

So grau der Tag. So dunkel sind die Steige.
Verirrt, verzweifelt, fühle ich Dein Wehn.
Lass mich den Kelch nicht leeren bis zur Neige.
In Finsternis lass mich nicht einsam stehn!

Allmächtiger! Du Gott, zu dem ich bete.
Erlöser! der die Seele mir gerührt,
Erleuchte mich, dass ich den Pfad betrete,
Der mich zum Lichte, mich zum Frieden führt!

Priester des Wortes.

Mit Worten, Worten, nichts als toten Worten,
Die von der Kanzel ihr herniederruft,
Wähnt ihr zu sprengen jene dunklen Pforten,
Die jenseits liegen hinter Tod und Gruft.

Mit der Verheissung wollt ihr Frieden geben
Dem Sünder, der durch Glanz und Grauen irrt,
Dass alles Gute, alle Schuld im Leben
Auf Krämerwagen abgewogen wird?!

Glaubt ihr denn selber diesen matten Lehren,
Und habt ihr „Gott" erkannt in solchem Sinn?
Mit Menschen-Worten wollt ihr uns bekehren?
Ein Tor, ein Blinder nimmt sie gläubig hin.

Als, zu verderben mich an Leib und Seele,
Sich alle Teufel dieser Welt gepaart,
Da hat mein Gott auch ohne eure Kehle
Sich mir im tiefsten Herzen offenbart.

Ich glaub' an ihn und glaub' an seinen Segen.
Doch nicht durch euch ward er mir Heil und Hort.
Was predigt ihr?! — — Ihr lächelt überlegen:
„Geschrieben steht: im Anfang war das Wort!"

Erschossen fand man ihn im nahen Holz
Im tiefsten Dickicht eines Morgens liegen;
Doch seine herben Lippen haben stolz
Sein Elend auch im Tode noch verschwiegen.

Der Selbstmord war für seine Schuld Beleg.
Die brave Sippe gab ihn längst verloren.
Zu einem Mitgang auf dem letzten Weg
Hat man beredet noch den Herrn Pastoren.

Ein bunter Falter schwingt sich froh ins Licht
Vom Grab des jungen, toten Zeitversäumers,
Und eine dünne Kanzelstimme spricht:
„Nur Unkraut war die Ernte dieses Träumers."

Pharisäer.

Zu richten nach geschriebenen Gesetzen,
Eng und gelehrt, — des Handwerks seid ihr Meister.
Ihr wagt es, Menschenrechte zu verletzen,
Nie Parapraphen, weise Schema-Geister.

So kreuzigt mich! Eins bleibt mir unentrissen:
Auch ich hab' mein Gesetz in Hass und Lieben,
Das sittlich höchste ist es: mein Gewissen!
Doch freilich — dies Gesetz blieb ungeschrieben!

Philister.

Den Kühen gleich, wie sie am Waldrand grasen,
Lebt ihr dahin, verehrliche Philister.
Gesenkten Hauptes. Üppig grünt der Rasen.
Das Futter langt. Wohl will euch der Minister.

Tritt auf die Wiese unter euch, ihr Tröpfe,
Verirrt ein Edelwild aus düstren Tannen,
So hebt ihr mürrisch die verdutzten Köpfe
Und brüllt so lange, bis es flieht von dannen.

Am Ende hättet ihr das Wild bewundert,
Wär' es geblieben, um mit euch zu leben.
Nur, dass es einsam streift und ihr zu Hundert,
Dass es euch flieht, — das könnt ihr nicht vergeben.

Träumer.

Du Träumer du! Wie oft hört' ich das Wort.
Mir ging's ins Herz und blieb bis heute dort.

Auf meinen jugendhellen Knabensinn
Warf es den ersten, flücht'gen Schatten hin.

Wohl war ich scheu; und ich begrub mich gern
In Einsamkeit, von Welt und Menschen fern.

Das trockne Wissen, es gefiel mir nie.
Die Welt war schön, und ich voll Phantasie.

Zu jeder Unrast war mein Herz bereit,
Zu lenken schwer vom Pendelschlag der Zeit.

So ging die Jugend mir vorüber schnell;
Still ward das Herz, das Auge wurde hell,

Und heisse Sehnsucht ward zu kühler Ruh', —
Nie hört' ich mehr das Wort: du Träumer du!

Bin ich's nicht mehr?! — Das Leben lehrt so klug:
Zeigst du dein Antlitz nur, zeigst du genug.

Die Seele halte tief verschlossen dir;
Es fragt die Welt am wenigsten nach ihr.

So muss ich bergen all mein heimlich Licht,
Im Nebel schreiten auf dem Pfad der Pflicht.

Muss niederkämpfen, was mein Herz bewegt,
Dass meine Zunge sich nicht stammelnd regt.

Nur wenn in stiller, bleicher Sternennacht
Die Sehnsucht allgewaltig auferwacht,

Dann fühl' ich es im tiefsten Herzen doch:
Ich bin der alte Träumer immer noch!

Dann fühl' ich es: ich bin das Kind noch heut',
Das sich dereinst an Märchen hat erfreut;

Dann ist's geschehn um die erkämpfte Ruh,
Und in mir spottet es: du Träumer du! —

Heimat.

Advent in meinem Herzen.
Die Weihnachtsglocken gehn.
Verwinden und verschmerzen
Will ich und auferstehn.

Ich will erwachen wieder
Aus langem, dunklem Traum,
Will mit euch sitzen nieder
Unter dem Weihnachtsbaum.

Doch wenn das Jahr sich wendet
Bei Orgel- und Glocken-Ton,
Gesegnet weiter sendet
Den längst verlorenen Sohn.

Mondnächte.

Mondlicht fliesst durch die Sommernacht
Silber liegt auf den Bäumen.
Himmelhoch funkelt der Sterne Pracht.
Die Rosen träumen.

Rastlos plaudert der Wasserfall.
Tief im duftenden Flieder
Jauchzt eine trunkene Nachtigall
Die tollsten Lieder.

Kündet, was sie verschwiegen dem Tag,
Nächtlich den schimmernden Räumen.
Schweige mein Herz. Keinen lauten Schlag!
Die Rosen träumen.

In einer sommerhellen Mondnacht war es,
Als du mir deine jungen Lippen botest,
Als Mund auf Mund in heissen Küssen brannte.

Johannisfeuer flammten auf den Bergen.
Das Korn stand hoch und regungslos und üppig;
In schwerer Reife knisterten die Ähren.

Die eine sommerhelle Mondnacht war es — —
Nie mehr seitdem genoss ich deine Lippen, —
Und dürste ewig, ewig doch nach ihnen.

Du bist die Fee im Bilderbuch,
Die ich als Kind erkoren.
Du bist der süsse Märchentrug,
Darin ich ging verloren.

Du bist der Zauber in Berg und Tal,
Der mich im Dunkel schreckte, —
Du bist der goldene Sonnenstrahl,
Der leuchtend mich erweckte.

Am Waldbach.

Wie lieg' ich einsam doch so gern
Am kühlen Bach im Waldesgrunde.
Es rauscht die Welt gedankenfern,
Und nur die Nachtigall bringt Kunde.

Da regt sich weder Lust noch Leid.
Es ist, wie wenn die Sehnsucht schliefe.
Traumselige Vergessenheit
Erfüllt mein Herz in tiefster Tiefe.

November.

Feuchtes Novemberwetter.
Tiefgraue Luft ringsum.
Im Nebel fallen die Blätter.
Die Welt liegt stumm.

Es geht ein Frösteln, ein Schauern
Über das öde Gefild.
Herz, für dein einsam Trauern
Das rechte Bild. —

Nur eine Seele.

Deine Dichtung prangt in Formenschöne
Und im Zauber farbenreicher Töne,
Doch sie kann kein Echo in den Gründen
Eines tiefen Menschenherzens finden.
Staunend fragst du mich, was ihr denn fehle?
Ein geringes, Freund: nur eine Seele!

Sprüche.

„Mach' dir nicht so viel' Gedanken,"
So geht euer Alltagsrat.
Glückselig in seinen Schranken,
Wer nichts zu denken hat!

Lieber einsam im freien Feld
Dichtend und singend verhungern,
Als mit den Strebern um Rang und Geld
Rastlos buhlen und lungern!

Im Schnee.

Durch die Schneenacht fällt der Sternenschein.
Sturmwind wiegt die Welt im Traume ein.
Frostbefangen starrt des Wassers Lauf.
Müdes Herz, nun gib die Sehnsucht auf.

Durch den Schneesturm hell ein Lied erklingt,
Das die Windsbraut deiner Unrast singt,
Und vom Himmel lächelt mild ein Stern:
Sei getrost, die Ruhe weilt nicht fern.

Schneeglöckchen.

Schneeglöckchen blüht im Garten
Und läutet den Frühling ein.
Duftlose, weisse Blume,
Du stehst im Schnee — allein.

Dein warmes Blumenleben
Umhüllt das starre Eis,
Drum schaust du auch so traurig
Und bist so todesweiss.

Du träumst vom schönen Frühling.
Doch naht er, Dulderin,
Dann hast du ausgeläutet
Und sinkst zum Sterben hin.

Mittagsstille.

Bis an das Wasser neigen
Bäume sich, weiss, wie Schnee,
Schütten von ihren Zweigen
Blüten über den See.

Falter umflattern die losen.
Scheu in der Sonne Glut
Träumen die Wasserrosen
Märchen auf dunkler Flut.

Naschend zu tausend Malen
Summen die Bienen im Duft.
Glühende Sonnenstrahlen
Küssen die zitternde Luft.

Märchen.

Und war es ein Märchen am hellen Tag,
Im leuchtenden Sonnenlicht,
Und war es ein Traum, — was auch kommen mag,
Meine Seele vergisst ihn nicht.

Was ich in Rosen und Jugend durchlebt,
Es kehrte, wie einst, mir zurück.
Es hat noch einmal das Herz mir gebebt
Wie in altem, törichtem Glück! —

Max Dreyer.

Selbstbiographie.

M. Dreyer wurde geboren am 25. September 1862 in Rostock in Mecklenburg, besuchte das dortige Gymnasium und legte Ostern 1880 daselbst die Abiturientenprüfung ab. Er studierte zuerst Theologie, dann Philologie, namentlich Deutsch und Geschichte auf den Universitäten Rostock und Leipzig. Die Promotion erfolgte 1884. (Diss.: Der Teufel in der deutschen Dichtung des Mittelalters.) Im selben Jahre bestand er die Oberlehrerprüfung und war dann Probekandidat in Malchin in Mecklenburg und wissenschaftlicher Hilfslehrer in Frankfurt am Main. 1888 ging er als Redakteur der „Täglichen Rundschau" nach Berlin, gab aber 1898 die redaktionelle Tätigkeit auf.

Schriften: „Ein Liebestraum und eine Ehegeschichte", Skizzen 1890. — „Frauenwille", Novellen 1892. — „Drei", Drama 1892. — „Winterschlaf", Drama 1893. — „Eine", histor. Schwank 1894. — „In Behandlung", Komödie 1895. — „Großmama", Junggesellenschwank 1896. — „Liebesträume" und „Unter blonden Bestien" 1897. — „Hans", Drama 1898. — „Lautes und Leises", 1898. — „Der Probekandidat", Drama 1899. — „Der Sieger", Drama 1900. — „Schelmenspiele", Drama 1901. — „Das Tal des Lebens", histor. Schwank und „Möller Hildebrandt", Schauspiel 1903. — „Nah Huus", 1903.

Die folgenden Beiträge sind bisher unveröffentlichte Originaldichtungen.

Möller Hildebrandt.

Schauspiel in 4 Aufzügen.

Personen.

Steffen Hildebrandt, Wassermühlenbesitzer.
Martha, seine Nichte.
Paul Friedrich Krüger, Dorfschullehrer und Organist, ihr Bräutigam.
Hofschläger, Fabrikant und Rittergutsbesitzer.
Ilse, seine Tochter.
Schollenbruch, Amtshauptmann.
Metzling, Rechtsanwalt.
Balck, Ingenieur.
Martin Grützmacher, Windmüller.
Bormann, Statthalter } auf Hofschlägers Gut.
von Schultz, Volontär }
Ehrenfried, } Müllergesellen bei Hildebrandt.
Karl, }
Schnurrfeld, Gerichtsaktuar.
Pagel, Bauer.
Frau Pagel.
Tagelöhner. Arbeitsleute.

Spielt in Mecklenburg.

1. Aufzug.

Raum vor Steffen Hildebrandts Mühle. Drei Eichen beherrschen den Platz. Hinter ihnen hat man das Wohnhaus in Front, mit dem an der rechten Seite das Mühlengebäude selbst unmittelbar in gleicher Höhe zusammenhängt. Von diesem liegen nach vorn die Lagerräume, die eigentliche Mühle mit dem Wasserrad ist dahinter gedacht. Zu Speicher und Mühle gehen Türen von der Seite, ins Wohnhaus kommt man von vorne. Rechts führt eine Brücke über den Mühlbach. Das ganze Gebäude ist ein uraltes, zweistöckiges Holzhaus, gebaut aus eichenen Balken und Bohlen, die die Zeit fast schwarz gefärbt hat. Schmucklose Spitzbögen, aus hölzernen Rippen gefügt, überragen Tür und Fenster des Wohnhauses. Seine Vorderwand ist zum großen Teil von Efeu zugedeckt. Dazwischen hängen Nistkästen für Singvögel in reicher Zahl.

Es ist an einem Nachmittag zu Ende Juni. Auf einer Bank vor dem Speicher sitzt Ehrenfried, ein alter vertrockneter und verträumter Bursche, schmauchend und in einen vergriffenen Schmöker vertieft. Gleich darauf kommt Ilse mit Malgeräten. Sie ist zart und schlank, noch sehr jung und eindrucksfähig, in ihrem Wesen nicht ausgeglichen, in ihren Anschauungen noch nicht ausgereift.

Ilse (wendet sich an Ehrenfried, der nichts hört und sieht.) Verzeihung — sind Sie Herr Müller Hildebrandt?

Ehrenfried (halb verbast): Ick — nee — nee, nee. (Pause. Er liest zu Ende, legt ein einförmiges Lesezeichen ins Buch und steckt es dann ein.) Nee, der Herrgott soll mich bewahren, daß ich das sein soll!

Ilse. Na, so eine schöne Mühle, wie das ist! Das müssen Sie doch sagen!

Ehrenfried. Ja.

Ilse. Und das ganze Anwesen so gut im stande —

Ehrenfried. Ja.

Ilse. Und doch möchten Sie nicht der Besitzer sein?

Ehrenfried. Nee! Da sei Gott vor! Lieber Schosteinfeger.

Ilſe (lachend). Wie? Das iſt wohl das Schlimmſte, was es für einen Müller geben kann? Ja, aber ſagen Sie doch, was haben Sie denn gegen die Mühle?

Ehrenfried (geheimnisvoll, doch bewahrt er ſtets, auch ſpäterhin, ſeinen trocken-verſchlafenen Ton, ohne jemals in prophetiſches Pathos zu verfallen). Is 'ne Unglücksmühle.

Ilſe. Wieſo?

Ehrenfried. In ihr Holz — da ſitzt der Dodenworm in.

Ilſe. Was Sie ſagen!

Ehrenfried (der immer redſeliger wird). Wenn Sie das hörten — ſo des Nachts, wie der denn wirkt un arbeit't. Un der wirkt an nicks as an Dod un Unglück.

Ilſe. Holzwürmer gibt es doch in allem alten Holz.

Ehrenfried (ärgerlich). Sünd keine Holzwürmer — ſünd es ja nich! Is der richdige Dodenwurm. Un juſtement in dem Holz von de Möhl, da ſitzt dat Unglück in.

Ilſe. Was iſt denn das für Holz?

Ehrenfried. Sehn Sie den Eichenwald da unten? Aus die Eichen is die Mühl' gebaut.

Ilſe. Und in dem Holz ſitzt Unglück?

Ehrenfried. In dem Holz wie in dem ganzen Wald.

Ilſe. Iſt denn in dem Wald ſo was Schlimmes paſſiert?

Ehrenfried. Nichts als Schlimmes. Wenn hier in dieſe Gegend ſich einer um die Eck' bringen will, dann tut er das ganz gewiß in den Wald. Liegt er nich auch ſo düſter da un ſo gruſelig? —

Ilſe. Na —

Ehrenfried. Der Wald is verflucht. Da ſollten Sie mal ſitzen in der Allerſeelennacht oder zu Mariä Lichtmeß oder zu Martini, nachts um die zwölfte Stunde — was da denn allens lebendig wird!

Ilſe. Haben Sie das getan?

Ehrenfried. Ob ich das getan hab'! Das letztemal hab' ich da die dodige Müllersfrau geſehen.

Ilſe. Iſt die auch da — geſtorben?

Ehrenfried. Ja, die hat der Blitz da dod geſlagen. As ſie ſich in der Heuernte da in den Wald geflücht' hat. Un dasſelbige Gewitter hat auch in die Mühl' eingeſlagen, un mit Lebensgefahr hat der Müller da bloß noch ſeine Mühl' gerettet — un — ja ſo is es nu.

Ilſe. Da iſt hier ja viel Schlimmes vorgefallen.

Ehrenfried. Grad genug. Da könnten wir noch andern was von abgeben un behielten ümmer noch genug. Un an allens is blos der Wald ſchuld, können Sie mir glauben.

Ilſe. Und denken Sie, gerade der Wald gefällt uns ſo. Und den Wald will ja mein Vater ſo gern dem Müller abkaufen.

Ehrenfried. Sünd Sie die Tochter von dem neuen Herrn von Satow?

Ilse. Ja, das bin ich. (Sie hat sich inzwischen zum Malen bereit gemacht.)

Ehrenfried. Soll lieber den Wald nich kaufen, was Ihr Vater is. Das heißt, der Möller verkauft ihm ja auch nich. In sein ganzen Leben nich.

Ilse. Wer weiß.

Ehrenfried. Nee, nee. Der hält fest an sich un an dem, was er hat. Un er sollt lieber nicht so fest an sich halten. Weil i hn nu doch mal kein Glück beschert is.

Ilse. Wer kann das sagen —

Ehrenfried. Wer das sagen kann? Ich kann das sagen! (Klopft an seine sämtlichen Taschen.) Ich hab' Bücher, da steht allens in. Un wenn einen das Unglück so ins Gesicht geschrieben is —

Ilse. Woran sehen Sie das?

Ehrenfried. Kucken Sie sich ihm mal an. Wie seine Augenbrauen zusammengewachsen sünd. Ein dunkeln Streifen über beide Augens. Un das is das Unglück.

Ilse (Farben mischend.) Ja, aber hören Sie mal — wenn hier doch so viel Unheil in Aussicht steht, warum bleiben Sie denn eigentlich hier?

Ehrenfried (mit wohligem Gesicht). O, so was Gruseliges is doch fein! Feining is das, wenn einen das so nachts über'n Rücken läuft. Das is bald so fein, as wenn man in jungen Jahren sein Feinsliebchen bei sich hat. Das mag ich gerne.

Ilse (abbrechend). Wo ist denn der Müller eigentlich?

Ehrenfried. Ins Heu is er.

Ilse. Kommt er denn nicht bald?

Ehrenfried. Wenn er kommt, muß er bald kommen. Aber ob er kommt? Möglicherweise kommt er überhaupt nich wieder.

Ilse. Was — was heißt das?

Ehrenfried. In' Heu passiert so viel! Was is allens schon in' Heu passiert. Un wenn Sie wüßten, was mir die letzte Nacht geträumt hat —!

Ilse (immer mehr mit sich beschäftigt). Nun?

Ehrenfried. Von' swarzen Strump. Un da war 'n Loch in. Un in das Loch, da lief 'ne weiße Maus ein —

Ilse. 'ne weiße Maus in den schwarzen Strumpf —

Ehrenfried. Ja woll.

Ilse. Weiß und schwarz wie Müller und Schornsteinfeger.

Ehrenfried. Un as sie in das Loch ringelaufen war, wissen Sie, was da passiert is?

Ilse. Na?

Ehrenfried. Da lief sie aus ganz dasselbe Loch wieder raus.

Ilse. Ach nee!

Ehrenfried. Un das hat was zu bedeuten. Was das zu bedeuten hat, das weiß ich noch nich. Un in meine Büchers steht davon nicks in. Aber zu bedeuten hat das was, darauf können Sie sich verlassen.

Ilse. Das will ich denn auch tun.

Ehrenfried. Un dahinten kommt wirklich der Möller. Lebendig. Un ganz vergnügt. Nutzt ihm aber allens nicks.

Ilse. Nein, nein. Trotzdem wird er ganz bestimmt doch einmal sterben.

(Ehrenfried geht in die Mühle. Martha, in Waschkleid und Strohhut, eine Harke in der Hand, kommt nach vorn. Sie ist rund und rasch, etwas Sprühendes ist in ihrem Wesen und in ihren Augen. Feindselig tritt sie auf Ilse zu.)

Martha. Darf ich fragen, was Sie hier machen?

Ilse (mit der Ruhe der Dame). Ich male, wie Sie sehen.

Martha. Das werden Sie lassen.

(Inzwischen ist Müller Hildebrandt vorgekommen. Er ist hoher Fünfziger, die sehnige Gestalt ist aber von jugendlicher Schlankheit. Das kurzgehaltene Haar ist grau, fast weiß, über die klaren Augen, in denen es von Schalkhaftigkeit und kindlichem Frohmut leuchten kann, werfen die dunklen, zusammengewachsenen Brauen nachdenkliche Schatten).

Hildebrandt (spricht zurückgewendet zur Mühle). Na Korl, mien Jung, denn müssen wir uns also ranhalten. Vom Domanium Belitz kommt auch noch der Wagen. — Was gibt's denn hier?

Martha. Die malt hier!

Ilse (steht auf). Herr Müller Hildebrandt, nicht wahr?

Hildebrandt. Jawohl.

Ilse. Ich bin Ilse Hofschläger.

Hildebrandt. Von da oben?

Ilse. Ja. Seit vorgestern bin ich hier. Ich weiß allerdings, daß Sie mit Vater in Unfrieden sind —

Hildebrandt. Er mit mir.

Ilse. Nun ja, meinetwegen auch so. Aber das soll mich nicht weiter anfechten. Ich male darum Ihre Mühle doch.

Hildebrandt. Das ist ja sehr gütig.

Ilse. Sie gefällt mir so gut, Ihre Mühle. Ich glaube, ich hab' nie etwas Schön'res gesehen.

Hildebrandt. Das hör' ich gern. Aber gerade darum möchte ich Sie bitten, sie lieber nicht abzumalen.

Ilse (gekränkt). Wollen Sie mich fühlen lassen, daß ich die Tochter meines Vaters bin!

Martha (schmiegt sich an den Müller). Wie können Sie von Müller Hildebrandt so was Gemeines denken!

Hildebrandt (zu Martha). Ruhig Blut, Lütting! (Zu Ilse). Nein, mein Fräulein, deshalb ist es nicht. Sie sind auch nicht der erste, dem ich das untersage. Und Sie sollen auch wissen, warum ich das tue.

Ilse. Nun, warum?

Hildebrandt. Weil die Mühle selbst es nicht tun kann.

Ilse. Wie?

Hildebrandt. Sie hat ja ihre vernehmliche Sprache. Aber die vernimmt nur, wer für sie Verständnis hat. Und wer sie abmalen will, versteht sie doch nicht recht.

Ilse. Das alles —

Hildebrandt. Sie sagen, daß Sie nie etwas Schöneres gesehen haben. Das Schönste an ihr ist, daß sie so wenig Öffentliches hat. Daß sie so ganz für sich ist. Und davon möchte sie nichts hergeben. Sie möchte aus ihrer Verschwiegenheit nicht heraus.

Ilse (gefangen). Ich habe so etwas nicht erwarten können. Solche Anschauungen und Empfindungen. Sie meinen, es ist eine Art Raub an ihr, an ihrer ganzen Innerlichkeit, wenn sie gemalt wird.

Hildebrandt. So ist es.

Ilse. Ich freue mich, daß Sie Ihre Mühle so lieb haben. Mit einem so feinen Stolz. Jetzt — jetzt möcht' ich sie selber nicht mehr malen.

Hildebrandt. So werden wir uns verstehen.

Ilse. Ich freue mich auch, daß Sie so ganz anders sind als ich Sie mir gedacht habe. (Nimmt kindlich überströmend seine Hand). Ich kann Sie so gut leiden!

Hildebrandt. Potztausend! Das tut so einem alten Esel wohl! Denn also auf gute Nachbarschaft wir beide!

Ilse. Von Herzen ja! (Zu Martha) Und Sie sind mir auch nicht mehr böse!

Martha (während Hildebrandt sich der Mühle zuwendet) Ich bin Ihnen nicht böse. Aber Ihr Vater — warum läßt er den Müller nicht in Frieden!

Ilse. Mit dem Wald — ja. Vater hat es sich nun einmal in den Kopf gesetzt. Und eh' er davon abgeht —

Martha. Er muß davon abgehen! Glaubt er, der Müller läßt jemals von seinem Wald?

Ilse. Er hängt sehr daran —

Martha. Der Wald ist einfach sein Leben. Der war für ihn als Jungen sein Königreich. Darin hat er dann seine Braut zum ersten Mal gesehen. Darin haben seine eigenen Kinder ihre Spiele gespielt. Und seine Frau, die er über alles geliebt hat, ist darin gestorben.

Ilse. Dann freilich —

Martha. Wie seine Kirche ist der Wald. Da hält er seine Andacht, da verkehrt er mit dem, was gewesen ist. Alles hat ihm das Leben genommen, Frau und Kinder. Nun gehört seine Liebe dem, was er mit ihnen zusammen besessen hat. Er kennt jeden einzelnen Baum, jeder ist sein Freund, und jedes Blatt ist ihm lieb. Und die vielen Singvögel —

denen pfeift er was vor, und sie sprechen mit ihm. Sie sollten ihn einmal so daliegen sehen im Moos — und wer denn noch daran denken kann, ihn von seinem Wald zu trennen — ! —

Ilse. Von dem allen hab' ich ja nichts geahnt! Und das ist ja alles so wundervoll und paßt so gut zu seinem Bild!

Martha. Als er voriges Jahr so krank war, da gab er nicht eher Ruh, wir mußten ihn hinaustragen in seinen Wald. Da wollt' er sterben. Aber die Vögel haben ihn gesund gesungen. Ja, das ist der Müller und sein Wald. Und fragen Sie nun noch, ob er an ihm hängt?

Ilse. Vater muß das alles wissen! Und dann kann er ja doch nicht anders, dann muß er seinen Gedanken aufgeben!

Martha. Erreichen wird er ja doch nichts. Nur den Frieden wird er stören. Und das wär' schade, denn der Müller könnt' ihn brauchen.

Ilse. Vater will heute noch einmal herkommen. Ich geh' ihm entgegen und sag' ihm gleich alles aus vollem Herzen. (Hildebrandt tritt wieder zu ihnen). Adieu so lange! Ich komm' dann noch wieder her und verabschiede mich. (Ab.)

Hildebrandt. Das ist doch ein Mensch! Die gefällt mir besser als der Alte! (Horcht nach der Mühle hinüber.) Hörst Du was?

Martha. Ja. Das Triebstockrad braucht Öl.

Hildebrandt. Brav, Lütting. Hast die richtigen Müllerohren. (Ruft.) Karl!

Karl (erscheint in der Speicherluke.) Ja, Möller?

Hildebrandt. Schmeren — Triebstockrad! Und wie weit sind wir?

Karl. Vierzehn Scheffel von Bukow haben wir durch.

Hildebrandt. Na, denn so weiter. (Er macht sich sorgsam an einen der Nistkästen.) Du, Martha, jetzt ist die Blaumeise doch noch zum Brüten gekommen.

Martha. Hat sie sich doch noch entschlossen?

Hildebrandt. Und da ist auch unser Paul Friedrich. (Paul Friedrich kommt von links. Er ist ein blonder Hühne, treuherzig und ungewandt, von scheuer Schlichtheit. Er trägt eine Botanisierkapsel). Na, Junge, hast Du was gefunden?

Paul Friedrich (öffnet die Kapsel). Hier. Wofür hältst Du das?

Hildebrandt. Das ist Bitterklee oder Biberklee.

Paul Friedrich. Menyanthes trifoliata. Das dachte ich auch. Aber die kommt nur in Sümpfen vor. Und ich habe dies hier auf Ackerland gefunden.

Hildebrandt. Ist aber trotzdem Bitterklee. Die Natur ist nicht ganz so wie Deine Bücher. Was sagst Du dazu, daß meine Blaumeise jetzt brütet?

Paul Friedrich. Das ist nicht möglich. Blaumeisen brüten Mitte April bis Anfang Mai und nicht Ende Juni.

Hildebrandt. Meine tut's doch. Obwohl Dein Lehrbuch ihr es anders vorschreibt. Ich würde unter solchen Umständen auch Ende Juni brüten. (Hofschläger wird sichtbar.) Und nun geh' mit Martha hinein. Du bleibst zum Abendbrot bei uns, mein Junge. (Martha und Paul Friedrich gehn ins Haus. Hofschläger, Ilse und Ingenieur Balck kommen näher. Hofschläger ist ein kleiner, cholerischer Herr, er ist im Jagdanzug und hat die Büchsflinte über die Schulter gehängt. Balck ist ein biergedunsener Phlegmatiker.)

Hofschläger (zu Ilse). Ist gut, ist gut! Skizzier' Du man, und hol' mich nachher hier wieder ab! (Ilse ab. Zu Hildebrandt.) Tag.

Hildebrandt. Tag.

Hofschläger. Ich — komm' also heut' noch einmal zu Ihnen.

Hildebrandt. Wenn Sie meinen, daß das Zweck hat! — —

Hofschläger. Ist doch ihr eigenes Interesse, Verehrtester. Und Sie werden sich die Sache doch noch einmal überlegt haben. (Stellt vor.) Übrigens Herr Ingenieur Balck.

Balck. Puh! Is das 'ne Hitze! Haben Sie hier nicht Schankkonzession?

Hildebrandt. Nee.

Balck. Was tu' ich mit 'ner Mühle, die nich mal Schankkonzession hat! Un denn redt die Welt von Mühlenpoesie.

Hildebrandt (mit innerem Schmunzeln). Hören Sie mal, es ist eben bei uns gebuttert. Wenn Sie 'n Glas Buttermilch haben wollen —

Balck. Pfui Deubel!

Hofschläger (zu Hildebrandt). Also erst mal unser Geschäft. Daß ich nichts von Ihnen geschenkt will, daß wissen Sie doch wohl. Ich zahl' Ihnen jeden Preis für das Stück Wald. Jeden. Und nun nehmen Sie doch Vernunft an!

Hildebrandt. Der Wald ist nicht verkäuflich.

Hofschläger. Himmel noch mal — das Ding ist aber doch für Sie ganz entbehrlich!

Hildebrandt. Wenn Sie meinen!

Hofschläger. Was brauchen Sie das Stück Wald! Aber das müssen Sie doch zugeben, was ich da an Waldbestand habe, das ist für mein Gut, für mein ganzes Areal doch einfach zu plundrig!

Hildebrandt. Ihre Sache ist nicht meine.

Hofschläger. Wenn Sie sich die Karte ansehen (zeichnet mit dem Stock auf dem Boden) — hier liegt mein Busch — da liegt Ihrer an unserer Grenze — zwischen den beiden Gehölzen Heideland. Ich will die Heide aufforsten lassen. Dann wird das ein geschlossenes Waldterrain. Hundertvierzig Morgen. Das läßt sich hören. Und dann wollen wir hier mal 'n bißchen bessere Forstkultur treiben.

Hildebrandt. So. Na, die treiben Sie man lieber ohne meinen Wald.

Hoffschläger. Wertgeschätzter — wenn — wenn mir bloß Ihre Gründe einleuchten wollten!

Hildebrandt. Das werden sie wohl nicht.

Hoffschläger. Heiliger Herrgott, dann lassen Sie sie mich doch wenigstens hören! Ist denn das zuviel verlangt! Ich bitte Sie darum!

Hildebrandt (nach kurzer Pause der Überwindung). Ich will sie Ihnen sagen. Der Wald, die Mühle und ich, wir gehören nun einmal zusammen. Ihr Holz ist von den Eichen im Mühlenwalde. Und was darinnen ist, die Schränke, die Tische, die Stühle, uralt sind sie, und alles ist von den Eichen. Die Wiege, in der die Kinder des Hauses gelegen haben, wie die Särge, in denen die Hildebrandts begraben werden. Das ist seit vielen, vielen Jahren.

Hoffschläger. Ach was — was! Holz ist Holz!

Hildebrandt. Holz ist Holz. Und Baum ist Baum. Und Mensch ist Mensch. Und meine Gründe — hätt' ich lieber für mich behalten sollen.

Hoffschläger. Gott, ich weiß ja, was Sie sagen wollen! Wollen sagen, daß die Bäume für Sie was Persönliches sind! Aber was wollen Sie denn — ich in meiner Fabrik, ich hab' auch jedes Stück Kattun persönlich gekannt — das ist ebensogut was Persönliches. Daran klebte der Schweiß — der Schweiß meiner — meiner Arbeiter und mein Schweiß, d. h. meine Intelligenz. Aber verkauft, verkauft hab' ich darum den Kattun doch.

Hildebrandt. Nun, ich bin nicht Sie, und mein Wald ist nicht aus Kattun, und ich verkauf' ihn nicht. Und nun ist die Sache doch wohl genügend klar. (An der Seite vom Speicher ist ein Wagen mit Kornsäcken vorgefahren, so daß seine Hinterräder sichtbar werden. Hildebrandt wendet sich dorthin.) 'n Abend, Willem! Noch 'n beten wieder trüg! (Der Wagen wird noch etwas weiter zurückgefahren.) So. (Er zieht sich den Rock aus und trägt mit dem Fuhrmann Kornsäcke ab.)

Balck (der von vornherein auf einer Bank unter den Eichen Platz genommen hat). Mir is das schleierhaft, weshalb Sie so viel Umstände machen.

Hoffschläger. Immer soziale Milde, mein Lieber. Und denn, das Gewaltmittel — es fragt sich doch, ob wir im Prozeß nicht unrecht bekämen.

Balck. Dazu müßte aber doch immer erst 'n Prozeß geführt werden!

Hoffschläger. Das natürlich.

Balck. Und das könnt' der Mann doch gar nicht aushalten.

Hoffschläger. Schwerlich. Selbstredend hab' ich die Lümmelei auch gründlich satt! Ist das nu 'ne Manier!? Und was bildet sich der Kerl eigentlich ein! Will die Industrie mal dem landwirtschaftlichen Gewerbe unter die Arme greifen — keine Spur von Verständnis fürs eigene Wohl! Dann soll er tanzen! (Wendet sich zu Hildebrandt, der ungestört

weiter trägt.) Also Verehrtester, nachbarschaftliches Entgegenkommen existiert nicht bei Ihnen. Da werden Sie's von mir auch nicht erwarten.

Hildebrandt. Nein. (Karl ruft von oben herunter). Nee, bliew Du man baben. Ick maak dat alleen.

Hofschläger. Sie entsinnen sich vielleicht der Rücksicht, die mein Vorgänger, Herr von Redentin, auf Sie genommen hat.

Hildebrandt. Nein.

Hofschläger. Daß er oberhalb ihrer Mühle im Mühlbach ein Stauwerk angelegt hat, ist Ihnen doch wohl bekannt.

Hildebrandt. O ja.

Hofschläger. Das war für die Karpfenteiche, die er gebaut hatte. Er hat sie aber nicht gefüllt, weil eine technische Untersuchung ergab, daß der Boden zu durchlässig sei.

Hildebrandt. Ach!

Hofschläger. Dem Mühlbach wäre dadurch so viel Wasser entzogen, daß dann Ihr ganzer Mühlenbetrieb in Frage gestellt wäre. Deshalb ließ er die fertigen Teiche unbenutzt.

Hildebrandt (immer noch bei seiner Arbeit). Glaub' ich nicht. Er pfiff auf dem letzten Loch. Es wollte ihm keiner die Karpfen pumpen.

Hofschläger. Das können Sie ja auffassen wie Sie wollen. Die Teiche sind jedenfalls da. Ich hab' sie dieser Tage vollends in stand setzen lassen. Es braucht nur der Zufluß hergestellt zu werden, und sie sind gefüllt. Das Gut hat bekanntlich seine Vorrechte vor der Mühle. Die war früher doch überhaupt ganz von ihm abhängig.

Hildebrandt. Früher!

Hofschläger. Na, jedenfalls hat das Gut noch immer in erster Linie das Recht, den Mühlbach zu Betrieben jeder Art, zur Anlage von Teichen ꝛc. zu benutzen, ohne Rücksicht auf den Wasserstand im unteren Lauf. Wie ausdrücklich im Grundbuch festgelegt. Nur direkt ableiten dürfen wir den Mühlbach nicht.

Hildebrandt. In Gottes Namen füllen Sie doch so viel Teiche, wie Sie wollen. Wasser ist genug da. Und sind sie voll, fließt es weiter nach unten, das hat das Wasser nun mal so an sich.

Hofschläger. Vorausgesetzt, daß es durch den Boden der Teiche nicht versickert.

Hildebrandt. Wer das glaubt!

Hofschläger. Wenn Sie's mir nicht glauben, glauben Sie's vielleicht Herrn Ingenieur Balck.

Balck. Na ja doch — was ist da weiter zu reden — ich hab' den Boden genau untersucht, Quarzsand, Kiesgerölle, der reine Kiesfilter. Das Wasser würde einfach nach den tiefer gelegenen Wiesen durchsickern, nicht 'n Rinnstein voll würden Sie für Ihre Mühle behalten.

Hildebrandt (ist mit dem Wagen fertig und zieht sich den Rock wieder an). Und jetzt wollen Sie mir sagen: verkaufst du mir den Wald nicht, füll' ich meine Karpfenteiche.

Hofschläger. Ganz recht.

Hildebrandt. Und darauf sag' ich: füll' du deine Karpfenteiche. Glauben Sie, ich laß mir bange machen, ich laß mir drohen? Nein, Herr! Und wenn Ihr Herr Begleiter da, der keine Buttermilch mag, wenn der wirklich recht hätte, wenn die Teiche das Wasser wirklich verschluckten, dann wäre das jedenfalls eine Ableitung des Mühlenbaches, und Sie müßten die Sache abstellen.

Hofschläger. Bedaure. Eine Verminderung des Wasserstandes ist noch keine Ableitung. Mein Grundrecht ist damit in keiner Weise überschritten. Ich habe mich darüber genau bei meinem Rechtsanwalt unterrichtet.

Hildebrandt. Denken Sie, ich ängstige mich nicht einmal vor Rechtsanwälten! Und nun wünsch' ich Ihnen eine vergnügte Karpfenzucht.

Hofschläger. Also —

Hildebrandt (abschneidend). Also!

Hofschläger. Das ist — das wird Ihnen leid tun. An diese Stunde werden Sie denken. (Hildebrandt steigt zu einem der Nistkästen auf und pfeift wie ein Stieglitz.) Das ist ein Übelwollen und eine Hartnäckigkeit, eine Böswilligkeit sondergleichen! Glauben Sie, ich laß mich von Ihnen chikanieren!

Hildebrandt (lacht munter auf). Hahaha.

Hofschläger. Oder glauben Sie etwa, ich mache hier Spaß mit Ihnen!?

Hildebrandt. O nein.

Hofschläger. Was glauben Sie, mit wem Sie zu tun haben! Wissen Sie, daß es in diesem selben Augenblick, in dieser geschlagenen Minute Ihnen an den Kragen gehn kann!?

Hildebrandt. Was Sie sagen!

Hofschläger. Damit Sie sehen, daß ich nicht lange zu fackeln pflege — da oben am Wehr steht mein Inspektor mit meinen Leuten! Auf der Stelle kann ich Ihnen das Zeichen geben, daß sie den Durchstich machen sollen! Darüber werden Sie sich gefälligst klar!

Hildebrandt. Also das Zeichen.

Hofschläger. Sie wollen's also nicht anders?

Hildebrandt. Himmel, müssen Sie schwer von Begriffen sein.

Hofschläger. Gut, denn sollen Sie Ihren Willen haben. (Er reißt die Büchse von der Schulter und schießt gleich hinter einander beide Läufe ab). So, jetzt werden Sie was erleben.

Hildebrandt (bei dem doch allmählich der Zorn durchbricht). Hat schön geknallt. Aber ein anderes Mal verbitt' ich mir die Ballerei auf meinem Grundstück, verstanden? Und jetzt, wo Sie nun Ihr sämtliches Pulver verschossen haben, können Sie wohl erleichtert nach Hause gehn.

(Aus dem Hause kommt Martha gestürzt, langsamer folgt ihr Paul Friedrich, um die Speicherecke schleicht Ehrenfried heran, dann eilt auch Ilse herbei.)

Martha. Was ist?

Ehrenfried. Ich sag' man — ich sag' man — ob ich das nich gleich gesagt habe —

Ilse. Hast du geschossen, Vater?

Hoffschläger. Ja. Ich. Was machst Du denn hier?

Ilse. Ich hab' hier doch skizziert.

Hoffschläger. Hier hast Du nichts zu skizzieren, hier auf dem Mühlengrundstück! Geh! (Zu Hildebrandt.) Und wir sind noch nicht am Ende. Sie seh' ich ja noch so klein! Sie kommen noch zu mir gekrochen! Auf den Knien flehen Sie mich noch an, daß ich Ihnen Ihren popeligen Busch abkaufen soll. (Zu Ilse). Komm! (Geht mit Ilse ab, Balck stapft langsam hinterher.)

Martha. Rappelt's dem?

Hildebrandt. Ich glaube, er kann das Schießen nicht vertragen.

Ehrenfried. O Gott, o Gott, o Gott, o Gott —

Hildebrandt (schlägt ihm auf die Schulter). Na, Ehrenfried?

Ehrenfried. „Zwei Schüsse schießen in die Luft", „Zwei Leben sinken in die Gruft —" steht all in mein Buch in.

Hildebrandt (schlägt ihm wieder auf die Schulter.) Ja, uns' Ihrenfried! Hat tiefe Einsicht, wenn er in'n Brunnen kuckt. Nun geh' man wieder an Deine Arbeit.

Martha (horcht nach der Mühle hin). Da ist jetzt was an der Mühle!

Hildebrandt. Ja.

Karl (ruft aus der Luke). Möller —

Hildebrandt. Wat is?

Karl. Dat Wader hüert up.

Hildebrandt (springt zur Mühle). Wat is? (faßt sich). Nun ja — natürlich hört's auf. Ganz natürlich. Erst müssen die Teiche doch voll sein.

Karl. De Möhl steht still!

Hildebrandt (sich Ruhe erkämpfend). Steht still. Das erstemal, daß sie still steht ohne meinen Willen.

Martha. Und das sollen wir so ruhig mit ansehen!

Hildebrandt. Sie muß ja still stehen — bis das Wasser wieder da ist.

Martha. Und so kann der uns hier einfach aufs Trockne setzen!

Hildebrandt. Ruhig, Lütting. Ruhig Blut. Ist ja bloß für kurze Zeit. (Zu Paul Friedrich.) Komm mal her, Schulmeister. Rechne uns das mal aus. Ist doch gut, wenn man 'n Schulmeister in der Familie hat. Wie lang dauert das, bis die Teiche voll sind?

Paul Friedrich (treuherzig). Ja — dazu muß ich aber doch erst die Zahlen haben.

Hildebrandt. Mußt Du das? Ja, denn kann ich's auch! Na, nu paß mal up, mien Jung. Da oben hat der Mühlbach nach den schweren Gewittern gut seine zwei Meter Tiefe. Und drei Meter breit ist er da oben — — so und was willst Du jetzt noch wissen?

Paul Friedrich. Die Geschwindigkeit, mit der er fließt.

Hildebrandt. Bei den Wasserverhältnissen ist die mindestens $^1/_2$ Meter in der Sekunde. Wieviel Kubikmeter Wasser gibt das?

Paul Friedrich. 3 bis 4 in der Sekunde. Rund zweihundert in der Minute.

Hildebrandt. Schön, mein Jung. Und nun die Teiche. Das ist ne Fläche von viertausend Quadratmeter. Für's Wasser selbst sind's an die dreitausend.

Paul Friedrich. Und die Tiefe?

Hildebrandt. Einundeinviertel Meter.

Paul Friedrich. Dann sind sie in zwanzig Minuten gefüllt.

Hildebrandt. Also! Warten freilich hab' ich nicht gelernt! Aber so viel Geduld bring' auch ich noch zusammen. Geduldig, Steffen! Bist ja ein alter Kerl mit weißem Haar!

(Von rechts kommt der Windmüller Grützmacher, schnüffelnd und verkniffen. Martha wendet sich von ihm ab und geht zur Seite.)

Grützmacher. Tag, Steffen, Tag auch! Nu sag mal bloß an, da kommt mir der Hofschläger entgegen un schimpft un schnaubt un prust — seid Ihr in Unfrieden? Worüwer denn? Wat häwt Ji denn?

Hildebrandt. Denk Dir, der Mann behauptet, daß Blaumeisen — wie heißen sie doch auf lateinisch, Paul Friedrich?

Paul Friedrich. Parida caeruleus —

Hildebrandt. Also daß Blaumeisen in Kohlköpfen nisten, und daß sie darum auch Kohlmeisen heißen.

Grützmacher (abwechselnd ein Auge und das andere zukneifend.) So. Das behaupt' er. Soll er man lieberst nicht tun. (Schnüffelnd.) Un nach Pulver riechen tut es — is das denn hier gewesen?

Hildebrandt. Das Schießen? Ja. Über die Kohlköpfe sind wir so wütend geworden, daß wir uns duelliert haben. Und da haben wir uns totgeschossen, erst er mich und dann ich ihn.

Grützmacher. So so. Dodgeschossen habt Ihr Euch. Un ich dachte —

Hildebrandt. Mußt nicht so viel denken, Martin. Wenn Gedanken auch Wind sind und zu Deinem Metier gehören.

Grützmacher. Ja, Ihr Wassermüllers! Ihr habt klug reden! Ihr habt gut Witze machen! Du hast ümmer zu tun. Ümmer. Ihr Wassermüllers könnt lachen. Haben wir vielleicht ümmer Wind?

Hildebrandt. Nee.

Grützmacher. Na siehst Du. Un ich kann heut wieder nicks machen bei dem stillen Wetter. Un Wasser hast Du doch ümmer das ganze Jahr. Hast Du schon einen einzigsten Tag auszusetzen gebraucht von wegen Wassermangel?

Hildebrandt. Das fehlt' auch noch! Auf meinen Mühlbach kann ich mich verlassen.

Grützmacher. Ich gönn's Dir ja, Steffen, mein alter Freund. Von Herzen gönn' ich's Dir. Aberst 'ne gewisse Ungerechtigkeit liegt da doch in. Vorigen Mond hab' ich dreizehn ganze Tage nich mahlen können. Du weißt ja gar nich, wie Du im Fett sitzt! (Hinter seinem Rücken, da Hildebrandt mit Martha zum Bach oberhalb der Mühle sich wendet) 'n ekligen, großspurigen Kerl!

Ehrenfried (kommt aus der Mühle geschlichen). Nu is es da.

Grützmacher. Was is da?

Ehrenfried. Nu is es nich da — un darum is es da.

Grützmacher. Red deutsch! Was is da?

Ehrenfried. Das Unglück mit sein Verhängnis.

Grützmacher. Büst un bleibst doch 'n Dröhnbaddel! Un was is denn nich da?

Ehrenfried. Das Wasser.

Grützmacher Wat seggst Du? Kein Wasser?

Ehrenfried. Nee. Wie weggehext.

Grützmacher. Is die Menschenmöglichkeit! Darum steht die Mühl' still! Und ich red' eben noch — — — (pfeift durch die Zähne) nu weiß ich auch, warum die beiden sich dodgeschossen haben. (wendet sich zu Paul Friedrich.) Nu füllt der Satower also doch seine Karpenteiche.

Paul Friedrich. Ja.

Grützmacher. Un das Wasser is weg.

Paul Friedrich. Kommt wieder.

Grützmacher. Es soll ja aber 'n infam durchlässigen Untergrund sein. Na, wollen das beste hoffen. Aber man kann's ja ümmer nich wissen — un seinen Wald verkauft er nich?

Paul Friedrich. Sie müssen Möller Hildebrandt doch gut kennen!

Grützmacher. Nee, nee. Ich weiß ja. Eher läßt er sich in Stücken hauen. So wie er is! Un das is gut so. Un nu soll mich mal verlangen — (Hildebrandt kommt zurück.) Steffen, mein lieben alten Freund — was is das denn nu bloß —?

Hildebrandt. Martin mit der Tröstermiene! Ist garnicht angebracht! Aber wenn Ihr mir einen Menschen sagen könnt, bei dem man Geduld kaufen kann! Nun hat man soviel Jahre auf dem Nacken, und so ein paar lumpige Minuten —

Karl (ruft von der Mühle). Möller!

Hildebrandt. Korl?

Karl. Dat Wader kümmt.

Hildebrandt (schlägt Grützmacher mächtig auf die Schulter). Nun, was hab' ich gesagt!

Grützmacher (knickt zusammen). Donnergnittstein!

Martha (eilt zum Müller). Ohm, das Wasser kommt wieder!

Hildebrandt. Natürlich! Wie sollt' es auch nicht! Und da hat man schon seine Zweifel gehabt und an Mord und Totschlag gedacht. (schüttelt Grützmacher aus Leibeskräften.) Na, Martin — freust Du Dich nun mit uns oder freust Du Dich nicht?

Grützmacher. Ich freu' mich ja so — ! — (Hildebrandt geht mit den andern zur Mühle) 'n ekligen Kerl!

Hildebrandt (ruft zur Mühle hinauf). Paßt up dat Rad! (geht mit Martha an den Bach).

Martha. So wenig, Ohm. Was ist das nur?

Hildebrandt. Es wird ja mehr werden.

Karl (von oben). Dat fluscht noch nich, Möller!

Martha (zu Paul Friedrich). Hol doch mal den Pegelstock! Hinter der Tür.

Grützmacher. Ich sag man, ich sag man. Nu haben wir uns doch woll zu früh gefreut.

Hildebrandt. Das Wasser kommt, sag ich Dir! Es muß kommen, sag ich Dir!

Grützmacher. Na ja doch — ja doch — es wird ja woll wieder werden! (beiseite.) Das heißt, der Deubel kann's wissen!

Martha (der Paul Friedrich inzwischen den Pegelstock gebracht hat, mißt den Wasserstand). 13.

Grützmacher. Ach du gerechter Strohsack!

Martha. 14.

Paul Friedrich. Es steigt doch also.

Martha. 15 beinah!

Hildebrandt. Zu wenig —

Martha. 15.

Hildebrandt (mit mühselig bewahrter Ruhe). Was soll uns das! Man siehts ja so, daß es nicht mehr wird!

Martha. 16.

Hildebrandt. Laß, Martha. Ob dreizehn oder sechzehn —

Martha. 16.

Grützmacher. Das' doch 'n slechtes Zeichen. Wenn auch ümmer noch nicht damit gesagt ist —

Martha. Es wird nicht mehr.

Hildebrandt. Und damit soll ich mahlen!

Martha. 16. (sie gibt das Messen auf).

Hildebrandt. Und die Mühle steht still.

Grützmacher. Ja, Steffen, mein' alten Freund, wenn ich keinen Wind nich hab' —

Hildebrandt. Glaubst Du, ich laß mir nehmen, was mir von Rechts wegen gehört!

Grützmacher. Nee, nee — das wär' auch noch besser. Aberst mit dem „gehören" un dem „von Rechts wegen" un was solche Sachen sind —

un wenn der andre 'n mecklburg'schen Rittergutsbesitzer is un 'n Berliner Fabrikant dazu —

Hildebrandt. Ich hab' mein Recht auf den Mühlbach. Und er soll wieder her, so wahr ich mein Leben habe. (Er nimmt Martha den Pegelstock ab und mißt noch einmal.)

Grützmacher. Ja, gewiß is er Dein — un es wird ja auch wieder werden — (mehr für sich) das heißt vielleicht auch nich, wer kann das allens wissen — na un nu — ich kann Dir ja für heut' leider nich helfen. Aber was ich Dir wünsch', das weißt Du.

Martha. Ja, das wissen wir!

Grützmacher (für sich). 'ne dwatsche Dirn! — (zu Hildebrandt). Ich komm' morgen an 'n Tag — morgen komm' ich wieder her. Junge, is das 'ne Geschichte! (Ab).

Hildebrandt (richtet sich auf voll Grimm). Daß einer mir so Hand anlegen darf an meine Mühle! Der Kerl soll mir —! (er will fortstürzen, Paul Friedrich faßt ihn am Arm).

Paul Friedrich (begütigend). Ohm!

Hildebrandt (gewinnt sich wieder). Hast recht — das ist ja dummes Zeug! Wir leben doch nicht in der Türkei oder auf dem Mond!

Martha (in wildem Zorn). Der Kerl soll Dir wiedergeben, was Dir gehört!

Hildebrandt. Verlaß Dich drauf, Lütting. Ich hol' es mir wieder her. Und Du, Paul Friedrich, Du gib mir etwas von Deiner Ruhe.

(Vorhang fällt.)

Nahwerskinner.

Nahwerskinner — lang, lang is't her,
Bald de viertig Johr.
Wie wieren so'n lütt flassköppig Poor,
Un nix nich güng uns verquer.
Glückliche Kinner! Du glarr un rund,
De drallste lütt Diern —
Un ick so ruch as 'n jungen Hund,
Un wi harrn uns giern.

Harr ick mi 'noog mit de annern Banditen
Herümmerslahn,
Denn güng ick to Di,
Denn leest Du mi ümmer ierst schön de Leviten,
Un denn speelten wi.

Wi führten tosamen in Jugen Kahn,
Un de Kahn wier 'ne Bark
För hunnert — dusend — millionen Mark,
De hüert' den rieken Herrn Senater,
Un de Herr Senater, dat wier Juch oll Kater,
De reist' mit uns bet öwer'n Äquater.

Orer wi speelten ‚Vadder un Mudder'
In Fischer Bernitt sien' ollen Kutter.
Un all mien lütten, jungen Karnickel,
De halt' ick denn 'ran, de kregen ehr Wickel.
Un bi den unendlichen Kinnersegen,
Wat sünd wi beid in uns' Achtung stegen!

Orer — un dat wier uns eenglich dat leewst,
Öwer de Wischen strööpten wi barft,
Ümmer de Bääk lang — un Du geewst
Mi Dien lütt Hand un freust Di mit mi,
Wur sick de Öwer mit Bloomen farwt,
Un freust Di mit mi.
Un wi setten an't Wader uns hen,
Uns gehürte dit Märchenland,
De Käwers Lakaien, de Waderspenn
Wier uns' Trabant.
Harren wi satt uns dröömt un möd
An de verzauberte Herrlichkeit —
Dor, wur de Wisch am rieksten blöht',
Lerren wie hen ton Slaap uns beid.
De lütten Been
Wi setten gen een,
Foot gegen Foot —
Wat wieren Dien Teegen so rosenrot! —
Un speelten in Droom uns drusselig still
Mit dat Teegenspill.

„Vater und Mutter die grossen Zehen,
Die nach den lieben acht Kindern sehen —
Öwer de lütten, de lütten, de lütten, de
lütten Teegen,
Dat sünd de lütten Göhren, de moeten
wie weegen" —

Un denn wiwaakten wi mit uns lütten Foet,
Bet dat uns de Slaap de Oogen sloet.
Lang, lang is't her — de Tied is vergahn —
Wi güngen jed'een sien eegen Bahn,
De Krüz un de Quer.
Un as wi nah veele lange Johren
Uns werrer seegen,
Begrüssten sick ook — Gott sall mi bewohren! —
Uns' Teegen.
Un dat keem nu so.
Nix ahnend strööpt ick den Strand entlang
Dörch Sand und Tang,
Ahn Strümp un ahn Schoh.
Dor seeg ick, dat wer mi engegen keem,
Wier 'ne dicke Madam,
Perrt up as 'ne Ramm
Un güng so as ick so bequem.
Un as wi uns denn in de Oogen keken —
Nu sall'n nich glöben an Wunner un Teeken! —
Se wier't, Liesing, mien lütte Brut.
Nee so wat! Wie geeben uns beire Hänn',
Beseegen uns rundüm von alle Enn',
Un lachten uns ut.
Dat's wohr, wi wieren nich mihr de jungen,
Dat Leben wier bös mit uns 'rümmersprungen,
Du wierst to dick,
Un ick wier to mager —
Na, dorför schreew ick Theaterstück',
Un Du harst 'n Smoltfabrikanten to'n Swager.
Un denn irst uns' Teegen!
As de sich werrer to sehen kreegen,
Wat hebben 's sich wunnert!
Se troeken 'n Muul as e Katt, wenn't dunnert.
Se harren keen Lust to speelen mihr,
Se dachten to sihr an dat, wat wier —
Wat wieren Dien Teegen so rosenrot!
Un de rosige Jugend wier dot . . .

Du starwst . . .

„Du starwst
In' Harwst!"
'Ne Zigeunersch hät't seggt,
As se Korten mi leggt,
Un mi — na, un mi is 't recht.

Blot to Frühjohr nich, wenn de Jugend kümmt,
Wenn dat ganze Weltall glimmt un flimmt,
Wenn dat hellgröne Licht
Mit jubelnde Pracht
Bet 'rup in den blagen Himmel stigt
Un lücht't dörch de Nacht,
Wenn ut de stöbigsten Ecken un Engen
Lewige Farben knospen un drängen,
Wenn alls, wat olt is un mulsch un möer,
Geht entwei un in Schöer —
Mang de Schöer, dat wier mi gegen den Strich!
Blot to Frühjohr nich!
Ook in' Sommer nich! O du Sommernacht,
Verdröömt un verdrunken, versungen, verlacht
Un verküsst! Un de ganze strahlende Welt
Een Bloomengorden, een gülden Feld!
De Jird het wunnen sick 'n Kranz
Ut Sünnenlicht,
Un de Minschen so festlich fri un licht,
Dat Leben — 'n Danz!
Un is 't ook to'n Danzen 'n beten heet,
Dat 's good, dat ick schweet!
Wur dösst et mi dornah so prächtiglich!
Nee, nee — ach nee! Ook in' Sommer nich.
Ook in' Winter nich! De Strietschoh her!

Heidi! Up't Jis!
Un sünd wi ook gries,
Dat giwwt de oll Knaken niege Schmeer!
So susen wi hen in brusende Fohrt
Dörch die schniedende Luft, vull Riep den Bort,
De Oogen vull Glanz un de Backen so rot,
Ümmer wieder torüg blieben Sorgen un Not —
So fri, o so fri!
Juchhe un heidi! . . .
Schon fangen de Stiern an to glitzen,
Nu geht et nah Huus! Noch schneller flitzen
Wi öwer den See,
Heidi un Juchhe!
Wur öwer dat Jis de Jisen blitzen! . . .
Und wenn wi denn an' Aben sitten
Bi'n stieben Grog,
Denn fragen wi nich nah Tied un Klock,
Denn nehmen wie ümmer noch 'n lütten.
Wat lät et sick denn so prächtig vertellen
Un laben un schellen
Un dröömen un sinnen — — —
Süll jetzt ick von hinnen?
Nee, Knakenmann, nee! Dat gew mi 'n Stich!
Ook in' Winter nich.

Ook in' Harw . . . — na, denn in' Harwst!
Js good!
Öwer Sturm moet sien!
De Abendhimmel een Füerschien
Un de Luft vull Bloot.
Ick bünn an 'e See. Up 'e Dünen söelt
Ji dragen mi —
Hei, wur dat bruust un schüümt un gröhlt!
Giwt et 'ne schönere Melodie
To'n leben un starben?
In disse Farben
Sall mien Wesen selig sick lösen,
In dit Bruusen un Rauschen un Tösen
Vull Jubelklängen
Sall befriet mien Aten sick mengen!
Kiekt, wur mi dat hewt! Wur grad ick stah!
Mien letzte Schrie een frohet „Hurrah!"

Un bün ick denn dot — dorup gewt mi
de Hand —
Spunnt mi nich in in 'n engen Sarg
Un schüffelt nich öwer mi 'n Barg
Von Murr un Lehm un Sand!

Up de apne See führt mi herut,
Dor will ick begraben sien
In de frie un frische, de klore Flut,
In den hellen, köhlen Schien!

„Du starwst
In' Harwst!"
'Ne Zigeunersch hät 't seggt,
As se Korten mi leggt,
Un mi — na, un mi is 't recht.

De Klocken von' Petriturn.

Dat sünd de Klocken von' Petriturn,
De hängen am höchsten öwer dat Land,
De sehen so wiet öwer Dörper un Kurn,
De blicken so wiet as de See sick spannt,
De kieken bet röwer nah Dänemark
Un klingen so frie un so vull un so stark,
De Klocken von' Petriturn.

Dat wieren noch Tieden, as Sturm un Krieg
Ji lüeren deet, as sien Krall noch höw
De Vagel Griep to Kampf und to Sieg,
As Trotz un Dunner juch Mund noch snöw!
Dat wieren noch Tieden, so wild un groot,
Dor floet dörch de Blootstraat 'n Strom von Bloot,
Ji Klocken von' Petriturn.

De Tied is juch storben, juch grode Tied —
Ji bleewt, un ji hängt up dat olle Flach.
Un klingt ji noch grad so tru un so wiet,
Ji tönt nich mihr mit den ollen Slag.
Wurto ook? Wenn Wittkopp hüet Kinddoep fiert,
Wenn Korl un Karlin' warn kopuliert,
Ji Klocken von' Petriturn!

Doch männigmal, in e Winternacht,
In' Schneegedriew, in' Nebelrook,
Denn hürt man juch summen und brummen sacht,
Denn dröömt ji, un dröömend spräkt ji denn ook
Von Hansatiden, von Heldentum,
Von Börgertrotz un von ollen Ruhm,
Ji Klocken von' Petriturn.

Dat lütte Huus.

Dat lütte Huus in grönen Kranz,
Wur Du in wahnt —
Un werrer giwt em sienen Glanz
De vulle Mand.

Dat ook Dien Finster, efeudicht,
Moet apenstahn!
Bet rinner buugt dat Mandenlicht
Sien Sülwerbahn.

Wir nich sien Sülwerbahn för mi,
Up de ick treer,
Up de mien Sehnsucht selig Di
Engegengleer?

Vörbi! — Wat west is, is nich mien —
Du büst nich hier.
Un wierst Du hier, de Mandenschien
Dröp' mi nich mihr.

De eenzige Leew.

To leeben is eenmal uns blot vergünnt,
Blot eenmal dat ganze Leben —
Ob dat uns nu sachting in Freden verrinnt,
Ob't uns de Huut von de Knaken schinn't,
De Leew wad nich tweemal uns geben.

Du söte Diern mit de blonde Stiern,
Wat häst Du mi so verlaten?
Wi harn uns doch so giern, so giern —
Nu lätst Du alleen hier in de Fiern
Dörch Dick un Dünn mi waten.

Ni kann ick vergeten, vergeten Di,
Dien Hoor, Dien Oogen, de blagen,
Dien' Wuss', Dien' Gang so frank un fri,
Dien' Mund, mit den liesen, den seligen Schrie,
Dien' Hals in den luftigen Kragen — —

Nee, nee — ick kam nu mal nich dorvon weg,
Häst Du mi mien Hart ook plünnert —
Ja, ja — 't is nu mal so as ick segg,
Nee, nee — ick kam nu mal nich dorvon weg,
Stets warr ick an Di erinnert.

Bi een lütt Diern, dor seh' ick Dien Hoor,
Den Gang finn ick bi 'ne anner —
Un nu — wat is dat un wur wad mi dor! —
De hät jo leibhaftig Dien Oogenpoor!
Dat helpt nich! Dor mak ick mi ranner!

Un hüet finn ick een — wur gliekt de Di! —
Nee, nee — ick kann mi nich laten —
De hät Dien' Mund — Blitz, Pulver un Bli!
Dien' Mund mit den liesen, den seligen Schrie.
Dor sall de Deubel sick faten! . . .

Un wieder un wieder geht et so,
Blot, wiel ick dat eenzige Mäten
Mit all ehren Reizen von Kopp to Schoh —
Min Lewdag warr ick jo nich werrer froh —
Wiel 'ck se nich kann vergeten.

Wat häw ick verbraken, ick arme Deew,
Dat so ick moet wieder dammeln?
Wur geht mi, wur geht mi dat eemal scheef:
Moihsam moet ick mi mien eenzige Leew
So werrer tosamen sammeln.

Ji seggt, ick bün olt . . .

Ji seggt, ick bünn olt un gries wad mien Hoor —
Is jo nich wohr!

Dörch de Feller striep ick,
Denk nich an de Tied,
Wat ick bruuk, dat griep ick,
Morgen is noch wiet.

Denken geht dorneben,
Hüet, dat is mien Holt —
De all morgen leben,
Sünd in vörut olt.

Ick lew hüet — un warm
Schient up mi de Sünn,
Dat ick juchz un larm,
Luerhals, wiel ick bün!

All dat Singen, Bloihen,
All de Duft, de Schien —
Wur ick mi an freuen
Moet, dat is ook mien!

Dörch de Feller striep ick,
Mi gehürt de Tied,
Wat ick bruuk, dat griep ick,
Un de Welt is wiet,

Un de Welt gehürt mi,
De gehürt uns Jungen —
Glöwst, de Bääk de stürt mi?
Dor wad röwer sprungen!

Wierer, wierer ümmer —
Hei, de dralle Diern!
Dor gah'k nich üm rümmer —
Mien, wat nah un fiern!

Hark und Henkpott drögt se,
Denn se kümmt vont Heuen,
Un to'n Küssen dögt se,
Denn ehr Lippen bloihn.

As 'n Pahl so fast
Stell 'ck mi vör ehr hen,
Lad se in to Rast,
As wenn 'ck lang se kenn:

„Legg doch mal, mien Puting,
Hark un Henkpott dahl!
Du büst mien lütt Snuting,
Un ick bün — keen Pahl!"

Un se deet't. De Strähnen
Wischt se ut de Stiern,
Lacht mit blanke Tähnen,
Un ehr Oogen pliern.

Bruukt sick nich besinnen,
Fragt nich, wat ick will —
Lehnt den Kopp nah hinnen,
Un hölt still — hölt still — —

Ji seggt, ick bün olt un gries wad min Hoor —
Is jo nich wohr!

Freiin Sophie Charlotte von Sell.

Selbstbiographie.

Am 25. Dezember 1864 zu Schwerin in Mecklenburg geboren, habe ich meine glückliche Kinderzeit in dieser seenumblauten Stadt verbracht. Mein Vater war Offizier. Durch seine verschiedentlichen Versetzungen habe ich dann später mancherlei kleinere und größere Orte des deutschen Vaterlandes kennen gelernt. Vom größten Einfluß auf meine Entwicklung war wohl ein achtjähriger Aufenthalt in Berlin. Später führte uns das Geschick zu mehrjährigem Wohnen in die alte Heimat zurück. Nachdem mein Vater dort nach langem Leiden gestorben, sind meine Mutter und ich wieder nach Berlin gezogen. — Daß ich sechzehnjährig meine erste Novelle schrieb, ist nicht so verwunderlich, wie daß sie alsbald vom „Reichsboten" angenommen wurde. Das damals erfahrene Glück blieb mir nicht treu. Heute sage ich: es war gut so. In den Jahren vieler Enttäuschungen dachte ich natürlich anders. Sehr allmählich ging es dann doch voran. 1894 erschien mein erstes Buch „Fannys Tagebuch", eine Erzählung für junge Mädchen; 1898 „Der Wandrer"; 1900 die Weihnachtsmär „Die Glocke vom Helfenstein", welche im Jahr vorher ihre Erstaufführung im Großherzoglichen Hoftheater zu Schwerin erlebt hatte.

Ungedruckte Originalbeiträge.

Es breitet vor meinem Fenster
Sich aus einer Tanne Geäst;
Drin rankte mit dornigen Zweigen
Ein Heckenröslein sich fest.

Nun ziehn zwischen tiefgrünen Nadeln
Die duftenden Blumen sich hin.
Wie ist wohl der ernsthaften Tanne
Im rosigen Schmucke zu Sinn?

Sie fühlt sich, gleich mir, wohl verzaubert,
Die's kaum noch zu fassen vermocht,
Dass Lieb in mein dunkles Leben
So leuchtende Blüten flocht.

Ostwind.

Hinter jenen blauen Höhen,
Die im Osten sich erheben,
Wohnet er, der Heissgeliebte,
Dem mein Herz ich ganz ergeben.

Weh'n herüber laue Lüfte
Mir aus jener holden Ferne —
Dass es sind des Freundes Grüsse
Glaub' ich töricht Kind so gerne.

Aber eisig bläst der Wind nur
Her aus Osten schon seit Tagen,
Und ich zittre, dass sein Herze
Aufgehört, für mich zu schlagen!

Mutter, lass mich nur das Haupt
An die Brust Dir legen
Und lass still herniedertau'n
Meiner Tränen Regen!

Kann, was tief im Herzen brennt,
Nicht in Worte fassen.
Musst mich, wie Dein kleines Kind
Einst, nur weinen lassen!

Frage nicht! Das Kindlein kann
Dem nicht Ausdruck geben,
Was es tief im Herzen fühlt,
Nun, so geht mir's eben.

Ist ihm alles noch zu neu,
Weiss es nicht zu nennen.
Also lernt' ich Lieb' und Schmerz
Auch zu kurz erst kennen.

Lass mich, Mutter, still das Haupt
An die Brust Dir legen
Und im Schweigen fühlen ganz
Deiner Liebe Segen.

Gustav Willgeroth.

Selbstbiographie.

G. Willgeroth, geboren am 11. November 1865 zu Wismar, studierte 1886—1889 Theologie in Rostock und Erlangen, wandte sich später der Journalistik zu, studierte 1890—91 Nationalökonomie ꝛc. in Berlin, gründete 1893 in seinem Heimatsort eine Zeitung, die er jedoch wieder aufgeben mußte. Lebt seither ebendort als Buchdruckereibesitzer.

Verfaßte: „Ist Christus Gottes Sohn?“ (1889) (unter dem Pseudonym Wilh. G. Roth). „Gedichte“ (1898), „Geschichte der Stadt Wismar I“ (1898). Gibt heraus: „Lyrische Blätter. Halbmonatsschrift für Lyrik und Kritik“ (seit Oktober 1897). Redigiert außerdem das „Mecklenburgische Gewerbeblatt.“

Die folgenden Beiträge sind vom Verfasser selbst gewählt aus der Halbmonatsschrift „Lyrische Blätter".

Die Wunderbuche.

Steht eine Wunderbuche
Im dichten Waldrevier:
Zwei schlanke Stämme tragen
Der Krone dunkle Zier.

Sie bilden engverschlungen
Ein grünes Pförtelein,
Und wer es still durchschreitet,
Der soll gesegnet sein.

Ihm wird, so geht die Sage,
Erfüllt, woran er denkt,
Wenn er zu dreien Malen
Hindurch die Schritte lenkt . . . .

An sonn'gem Sommertage
Hab' ich die Prob' gemacht, —
Hab's keinem auch vertrauet,
Was ich dabei gedacht.

Nun harr' ich auf das Wunder . . .
„Der soll gesegnet sein"
So hör' ich's leise rauschen — — —
O Lieb, wann wirst Du mein?

Oktobermorgen.

Herbstfäden ziehn durch die krystallne Luft,
Ein leichter Rauch steigt auf aus Tal und Gründen —
Noch muss der Reif, der nachts das Leben schlug,
Im warmen Kuss der Morgensonne schwinden.

Noch siegt ihr Strahl .. Wie lang', wie lange noch?
Herbstfäden ziehn — — Ach Herz, gib dich zufrieden!
Es war dir vor dem wehen Winter doch
Ein letzter, lichter Sonnenglanz beschieden!

Du.

Ich hab' im Traum mich gebanget,
Da tratst Du tröstend herzu
Und glättetest lind mit den Händen
Die Stirn mir und brachtest mir Ruh'. —

Ein Tag ist kommen voll Sorgen, —
Mich haben sie nicht berührt!
Hab' immer die beiden Hände
Auf meiner Stirne gespürt . . .

Und durch die Seele geht mir . . .

Hab' stürmisch Dich umschlungen, —
Du liessest es still geschehn,
Als könntst den wilden Jungen
Du nimmermehr verstehn.

Doch als ich Dir vertraute
In schlichten Worten dann
Mein Sorg' und Leid, — da schaute
Dein Aug' mich tränend an . . .

Im Traum und Wachen steht mir
Vor Augen nun der Blick, —
Und durch die Seele geht mir
Ein tiefes, tiefes Glück!

Erinnerung.

Das ist der Platz . . . Des Ginsters Gold
Durchschimmert licht das Waldgesträuch —
Was will die Trän' im Aug' mir heut', —
Ich bin ja doch an Glück so reich!

Ein sel'ger Sommer brach mir an,
Die weite Welt in Leuchten prangt — —
Und doch — Das ist der Platz . . . Hier hab'
Ich mich so heiss nach Dir gebangt . . .

Paul Warncke.

Selbstbiographie.

P. Warncke, geboren am 13. Mai 1866 zu Lübz (Mecklenburg-Schwerin), lebt in Charlottenburg als Bildhauer und Schriftsteller. Er gab heraus: 1895: „Bismarcklied", (preisgekrönt), 1896: „Festspiel zur 25jährigen Jubelfeier des deutschen Reiches" (aufgeführt u. a. im Kgl. Schauspielhaus zu Berlin), 1896: „Peter Melander von Holzappel", erzählendes Gedicht (beide letzteren im Verlag v. Fr. Pfenningstorff, Berlin), 1898: „Fritz Reuter, woans hei lewt un schrewen hett", plattdeutsch geschriebene Biographie (Verlag von R. Voigtländer, Leipzig), 1900: „Snurrig Lüd", Snaksche Snurren ut Stadt un Land (R. Voigtländer, Leipzig), 1902: Texte zu „Neunzig Bilder zu Fritz Reuter's Werken" von H. Stubenrauch (Rich. Eckstein's Nachf. H. Krüger, Berlin), 1902: Studie über die Malerkolonie „Worpswede". Auch sonst ist Warncke als Kunstschriftsteller tätig, u. a. für die „Zeitschrift für bildende Kunst", die „Kunstchronik" und die „Kreuzzeitung." —

Die folgenden Beiträge sind ungedruckte Originaldichtungen.

Heimat.

Den stillen Weg, den geh' ich gar zu gerne
Am Wiesengrund entlang —
Und um mich schwebt, gleichwie aus weiter Ferne,
Ein heimlich holder Klang.

Hier ragen keine Berge in die Lüfte —
Flach liegt das grüne Land. —
Nicht selt'ne Blumen geben tiefe Düfte,
Geweckt vom Sonnenbrand.

Vor mir die liebe, kleine Stadt — wie traulich!
Der Kirchturm stumpf und klein —
Und doch — mir schien der Dom nicht so erbaulich
Zu Köln am Rhein!

Ein dunkler Wald am fernen Horizonte —
Rauh stürmt, ganz rauh der Wind.
— — Ich aber weiss, was mir das Herz durchsonnte:
Hier war ich Kind!

Lied der Jugend.

Ich wand're durch ein grünes Land,
Ein Land voll Lust und Wonne.
Blau ist der Himmel ausgespannt,
Und golden lacht die Sonne.
Es blüht und glüht allüberall,
Genuss ist höchste Tugend —
O sei gegrüsst mit Jubelschall,
Du grünes Land der Jugend!

Du schönes Land. Du freies Land,
Wieviel hast Du zu geben!
Den Schleier will die kecke Hand
Der tiefsten Dinge heben.
Des Schaffens Glück, der Freiheit Wert,
Den Zauber holder Tugend,
Hat uns Dein frischer Hauch gelehrt,
Du grünes Land der Jugend!

Ich möchte singen früh und spat,
Dass Euch das Herz erwarme.
In meiner Seele wohnt die Tat,
Und Kraft in meinem Arme.
Ich steh', vom Morgenlicht umgraut,
Nach blauen Bergen lugend,
Und preise Dich mit Jubellaut,
Du grünes Land der Jugend!

Juninacht.

In die blaue Nacht hinaus
Bin ich heut gegangen,
Wo an meiner Liebsten Haus
Nachtigallen sangen.

Wo der Mond aus Nebel spann
Silbernes Gefunkel
Und ein Sternlein dann und wann
Niederschoss in's Dunkel.

Eine Wolke weich und weiss —
Wie die Luft sie treibe —
Floss vorüber leicht und leis
An des Mondes Scheibe.

Und zwei Träume schwebten weg
Mit beschwingten Füssen — —
Hoch auf luft'gem Wolkensteg
Sah ich sie sich grüssen.

Herbstlied.

Der Wind fährt rauh durch Flur und Feld,
Der Wald will sich verfärben,
Und weit in Gottes schöner Welt
Geht um das grosse Sterben,
Indes vom Hügel durch die Luft
Schwebt überreifer Trauben Duft,
Und Erntelieder schallen,
Und bunte Bänder wallen!

Das ist die Zeit zu rechter Lust —
Allüberall ist Frieden,
Der Frühling blieb in uns'rer Brust,
Als er ringsum geschieden.
Nun legt um des Vergang'nen Bild
Erinn'rung ihren Schleier mild;
Und volle Gläser blinken,
Und schöne Augen winken!

Da ist die Sonne festgebannt,
Die uns im Lenz entzückte,
Zum Reigen fassen wir die Hand,
Die uns mit Blumen schmückte.
In Freuden steht mein junger Sinn —
Wie kommt's, dass ich so fröhlich bin?
Wer das zu sagen wüsste! —
Ob mich das Glück nicht küsste!?

Und ist es nicht das Glück gewest,
Doch waren's rote Lippen!
Den Kelch der Freude halt' ich fest
Und brauch' nicht bloss zu nippen.
Ich leer' ihn bis zum tiefsten Grund
Und küsse meiner Liebsten Mund —
Halt' meine Welt umschlungen —
Hab' eine Welt bezwungen!

So tretet froh in frohen Kreis —
Stosst an! Und gäb' es Scherben!
Und lasst es draussen umgeh'n leis,
Das grosse, gold'ne Sterben!
Indes vom Hügel durch die Luft
Schwebt überreifer Trauben Duft,
Und Erntelieder schallen,
Und bunte Bänder wallen!

Sonniger Tag.

Durch Wiesen und Felder
Gingen wir beid' —
Es standen die Wälder
Im grünen Kleid.
Aus tausend Kehlen
Jauchzte der Mai,
Und unsere Seelen
Waren dabei. —

Die Sonne beglänzte
Das lachende Land —
Mit Blumen bekränzte
Dich meine Hand. —
Hier über dem Hügel
In Lüften hing
Auf goldenem Flügel
Ein Schmetterling. —

Vom Haupte des Walles
Schaut' ich zurück,
Es leuchtete alles
In Hoffnungsglück;
Wir ruhten beisammen
Im Grase aus
Und trugen die Flammen
Des Glückes nach Haus.

Mondnacht.

Über den Hügeln,
Eh ich's gedacht,
Auf dunk'len Flügeln
Wiegt sich die Nacht.

Aber Du wieder,
Traulich gewohnt,
Lächelst hernieder,
Freundlicher Mond.

Tage versanken,
Kummer und Lust —
Aber wie Mondlicht
Träumt's in der Brust.

Ruine.

Über die schweigenden Wälder,
Über die fruchtschweren Felder,
Über das schlummernde Land,
Über den Fluss im dämmernden Tale
Giesst aus des Mondes kristallener Schale
Silber herab eine segnende Hand. —

Dort, wo unter den Linden
Pfad und Fluten verschwinden,
Recken sich Trümmer empor,
Hebt sich verwittert Gestein in die Lüfte —
Lange verwehter Rosendüfte
Denkt des Gartens verfallenes Tor.

Tote, erloschene Feuer!
Durch des Schlosses Gemäuer
Huscht es wie Schatten leis,
Klingt es leise wie Schwert und Scheide,
Knistert 's wie schwerer Gewänder Seide,
Raunt es wie Flüstern, verstohlen und heiss.

— — Unter den ewigen Sternen
Schwimmt in berghohen Fernen
Dunkel ein Wolkenaar. —
Lautlose Rosseshufe schreiten — — —
— — — Über die Erde seh' ich Dich reiten,
Seele dessen, was war!

Sommermittag.

Die gelbe Sonne schüttet weit
Ihr Feuer über's Ährenfeld,
Ermattet liegt die Sommerwelt,
Und atemschöpfend steht die Zeit. —

Ein Vöglein schläft auf grünem Ast;
Ganz leises Summen klingt und schwirrt,
Am Grabenrande träumt der Hirt,
Die Herde liegt in träger Rast.

Der Mühle Flügel rührt kein Hauch,
Im Hofe ist kein Leben wach,
Nur zitternd aus dem roten Dach
Steigt steil empor der dünne Rauch.

Der Schatten stirbt vor lauter Licht —
In roten Flämmchen brennt der Mohn.
Verschlafen nun ein irrer Ton
Von ferne durch das Schweigen bricht. —

Und still, mit starker Schöpferhand,
Licht nur im Licht, und sichtbar kaum —
Hinschreitet — riesenhaft, ein Traum,
Ein segnend Wesen über's Land.

Allein.

De Welt de is so wid un grot,
Un ick bün ganz allein —
Ick folg de Hänn' in minen Schoot,
Sitt still för mi un wein.

Blot männig Mal — tau Schummertid —
Is't mi, as wenn Du röppst.
Un weit jo doch — de Welt is wid —
Weit nich mal, wo Du slöppst. — —

De Sünn' güng an den Hewen dal —
De Luft de wir so warm —
Dunn nehmst Du mi tau'm letzten Mal
In Dine starken Arm.

Von'n Hewen kickt de stille Man,
As wull hei trösten mi.
Ach Gott! ick will man slapen gahn,
Denn dröm ick doch von Di!

Un küsstest mi so heit un sacht,
Dor bi den Lindenbom. —
Nu kem herup de swarte Nacht,
Un all'ns is as en Drom. —

Denn bün 'ck bi Di; denn mit den Drom
Kümmt all min Glück herup,
Un wedder bläuht de Lindenbom — —
— Ach, wakt ick doch nicht up!

Tau Schummertid.

Dat is doch, wenn de Abend kümmt,
De allerbeste Tid —
Dor ward de Welt so still ümher,
Dor ward dat Hart so wid —

Dor klingt in sinen deipen Grunn'
'Ne schöne Melodi,
Dor denk' ick an min Vaderhus
Un, Mudding, ok an Di.

Denn kümmt ut wide Firn en Ton
Ganz sachten, ja, ganz sacht — —
De Morgen güng, de Abend geiht,
Un lising kümmt de Nacht.

Harwstabend.

Hür, dat ward en dulles Weder!
Dörch de Bläder
Sust de Wind. —
Äwerst mag de Regen buten
Pladdern an de Finsterruten —
Hir is't drög, min Kind!

Kik, de Lamp de schient so sachten —
Ach! dor wacht en
Gor tau girn!
Lat den Storm dor buten kullern,
In den Aben hürst Du 't bullern —
Hir is 't warm, min Dirn!

Kik, wat för en Lichterspelen
Up de Dälen
Dat nu ward;
Un de Katt fangt an tau spinnen —
In de lütte Stuw hir binnen
Wahnt dat Glück, min Hart!

Frühjohrsdag.

Wi beiden gahn so Arm in Arm
Hen dörch de schöne, gräune Welt;
De Sünn de schint so hell un warm —
De Vagel singt in 't Feld.

Dat mag woll ok en anner seihn
Un hüren ok, dat is gewiss;
Doch weit' wi beid' dat ganz allein,
Wo schön dat Frühjohr is!

De Rosen bläuhn.

Ganz still is't. Blot min Hart, Marie,
Dat schreckt un lockt so lud —
Dat kümmt, wil't schummern ward, Marie,
Un wil Du büst min Brud.

Ach kumm doch! Kumm! De Rosen bläuhn,
De Luft is weik un warm;
De Gorenlauw is dicht un gräun,
Un ut is Last un Larm.

Dat is de olle Stell', Marie,
Von dei Din Hart jo weit,
Dor lücht't Din Og so hell, Marie,
Dor gläuht' Din Hart so heit. —

Dor liggt de lude Welt so wid,
Un wi sünd ganz allein —
Ach kumm doch! Kumm! 't is Frühjohrstid —
Kumm mit! De Rosen bläuhn.

Dat olle Lid.

Ick kenn en Lid — ach wüsst' ick blot,
Wo doch dat Lid noch gung — — —
Ick set up Mudding ehren Schot —
Ick wir en lütten Jung.

All Abend süng sei mi dat Lid,
Von swart' un witte Schap;
Sei süng't man blot 'ne korte Tid,
Un lising kem de Slap.

Dat klung as Klocken von den Torm —
Dunn wir de Nacht nich swart —
Dunn wir de Dag noch nich vull Storm,
Vull Storm noch nich dat Hart.

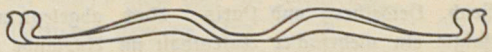
Wo büst Du, Mudding? — Wid, so wid,
Dat ick Di narends finn —
Ach, süngst Du mi dat olle Lid,
Denn slep min Hart woll in.

Paul Remer.

Selbstbiographie.

P. Remer wurde geb. als Sohn eines Lehrers am 16. Juni 1867 in Godow bei Waren, bestand Ostern 1885 das Abiturientenexamen am Gymnasium in Waren, studierte anfänglich Theologie, dann neue Sprachen und Literatur an den Universitäten Rostock, Berlin, Zürich, Heidelberg und Paris. Nach abgelegtem Doktorexamen erfolgte ein mehrfacher Aufenthalt im Auslande und 1894 eine Reise nach Südamerika, deren Frucht das Buch „Unter fremder Sonne" ist. 1899—1902 Redakteur der „Woche". — Seit 1901 ist er verheiratet und als freier Schriftsteller wohnhaft in dem Berliner Vororte Steglitz, mit starkem Heimweh nach Mecklenburg.

Schriften: „Die freien Rhythmen in Heinrich Heines Nordseebildern" 1889. — „Unterm Regenbogen" 1894. — „Unter fremder Sonne" 1896. — „Theodor Storm als norddeutscher Dichter" 1897. — „Frau Sonne" 1897. — „Johanniskind" 1899. — „Das Buch der Sehnsucht" 1900. — „Osterglocken" 1901.



Das folgende Romankapitel ist bisher unveröffentlicht;
die übrigen Beiträge sind teils ungedruckte Originaldichtungen,
teils entnommen aus den Büchern „Unter'm Regenbogen“ und „Johanniskind“.



Jule.

Aus einem Roman.

Ein einsamer Storch flog über Mecklenburg dahin. Schwer und müde regte er seine Flügel in der Mittagssonnenglut des heißen Junitages. Er hatte schon eine lange Reise hinter sich, und noch weit war sein Weg. Nach Lappland hinauf sollte er das Flickenbündel bringen, das er im Schnabel trug.

Es war Sonntag auf Erden. Weit und breit kein Mensch, alle Hände feierten. Die sonntägliche Ruhe war noch tiefer und stiller in der satten Regungslosigkeit der Mittagssonne. Der einsame Storch äugte mit sehnsüchtigem Verlangen in die Tiefe. Unter ihm kam ein kleines Dorf in Sicht, wohl ein Dutzend Strohdächer, die inmitten grüner Obstbäume wie in einem Neste versteckt lagen. Hier und da stieg aus einem Schornstein feiner, bläulicher Rauch in die heiße, sonnendurchglühte Luft.

Immer langsamer wurde der Flügelschlag des einsamen Storches — immer tiefer senkte sich sein Flug der Erde zu. Es war noch so weit nach Lappland, und so schwer lag ihm das Flickenbündel im Schnabel! Er hatte es von vornherein gemerkt, er trug eins jener Menschenkinder, die sich wehren gegen das Geborenwerden, die nur widerwillig das Leben auf sich nehmen wie ein schweres Leid. Er wußte es, immer größer würde die Last werden, immer unerträglicher, je mehr er sich dem Bestimmungsorte näherte. Und er sah unter sich um das kleine Dorf herum weite, wogende Kornfelder und lachende, grüne Wiesen und schilfumkränzte Teiche und Tümpel. Das war so recht ein Jagdgrund für einen alten, verständigen Storch, dem ein Froschschenkel noch schmeckt, und der seine Freude hat an den Herrlichkeiten dieser Welt. Ach, und auf einem breiten Wasserrosenblatt neben einer vollerblühten, weißen Wasserrose sah er einen dicken, feisten Frosch sitzen!

Ja, da war es plötzlich geschehen, der alte Storch wußte selbst nicht, wie? Das schwere Flickenbündel war ihm aus dem Schnabel geglitten und flog nun blitzschnell wie eine Sternschnuppe zur Erde, um in einem Schornstein des kleinen Dorfes zu verschwinden. Der

alte Storch war im ersten Augenblick zu Tode erschrocken; er war ein ehrlicher Vogel, der bis dahin in seinem verantwortungsvollen Beruf sich nichts hatte zu Schulden kommen lassen. Aber dann fiel sein sehnsüchtiger Blick wieder auf die weiten, wogenden Kornfelder und die lachenden, grünen Wiesen und die schilfumkränzten Teiche und Tümpel — und auch der dicke, feiste Frosch saß noch immer auf dem Wasserrosenblatt! Da brachte der alte Storch mit ein paar mächtigen Flügelschlägen sein Gewissen zur Ruhe und flog dem Flickenbündel nach — auf die Erde . . .

Bald darauf stolzierte der weiße Tugendvogel mit den roten Liebesbeinen über eine schöne, grüne Wiese. Und so seelenruhig schluckte er die zappelnden Frösche, als gäbe es nirgend in der Welt ein Lappland, wohin er ein Flickenbündel bringen sollte — ja, ja die Störche! . . .

* * *

War das plötzlich eine Aufregung in dem kleinen Dorfe, das eben noch so still in der satten Mittagsstunde geträumt hatte!

„In'n Schultenhus is wat Lütt's ankamen!" Diese große Neuigkeit flog von Haus zu Haus und brachte im Nu das ganze Dorf auf die Beine. Der Bann der Mittagsstunde war gebrochen; klein und groß, jung und alt, alles strömte nach dem Schulzenhofe zusammen. Das war ein Hasten und ein Laufen, ein Reden und Schwatzen, ein Eifern und Handschlagen! In einem stillen, sonnenbeschienenen Ameisenhaufen wird so mit einem Male ein großes Gewimmel, wenn ein fremder, feindlicher Gegenstand in die friedliche Ordnung hineingefallen ist.

Völlig unerwartet war das Ereignis im Schulzenhause eingetreten — „twei Mond' vör dei Tid!" wie die Dorfzeitung, die alte Mutter Reisnersch, ganz genau zu berichten wußte. In der Küche war die junge Schulzenfrau davon überrascht worden, gerade als sie beim Kaffeekochen war und ahnungslos unter dem Schornstein stand. Ihr Mann, der Schulze, hatte noch in dem fliegendurchsummten Frieden der guten Stube Mittagschlaf gehalten — da ging plötzlich ein geller Schrei durch das Haus und dann ein leises, feines Weinen . . .

Und nichts, rein garnichts war für den Empfang des kleinen Lappländers vorbereitet. Außer der alten, blumenbemalten Wiege, in der das Schulzengeschlecht schon seit Jahrhunderten gelegen, fehlte auch alles: Röckchen und Wickelbinden und die so hochnotwendigen Windeln. Die Mägde mußten gleich ins Dorf laufen und bei den Nachbaren um das Allernötigste fragen. Mit der Zeit kam ein ganzer Berg kleiner Kinderwäsche im Schulzenhause zusammen, jedermann wollte in solcher Not aushelfen. Der Schulze aber jagte in rasendem Galopp vom Hofe, um aus dem benachbarten Kirchdorf Hebamme und Pastor zu holen. „Den Preister ok," erklärte Mutter Reisnersch, „dat Kind is man swack — twei Mond' vör dei Tid!"

Eine kleine Stunde mochte wohl vergangen sein — auf dem Schulzenhofe eine Stunde banger Erwartung und immer bunteren Wirrwarrs — da klabasterte in einer großen Staubwolke des Schulzen Fuhrwerk schon wieder den Weg zum Dorfe herauf. Auf dem hinteren Sitzsack saßen, innig umschlungen, das umfangreiche Wort Gottes im Talar und die nicht minder wohlbeleibte Hebamme. Das würdige Paar hielt sich fest aneinander geklammert, um nicht vom Wagen geschleudert zu werden. Alle Augenblicke prallten sie wie die Gummibälle in die Höhe, wenn die wilde Jagd über einen Stein ging. Ja, der Schulze, der sonst seine Pferde nicht genug schonen konnte, fuhr heute wie der leibhaftige Gottseibeiuns!...

Einmal unterwegs hatte der Pastor in seiner Angst ihn ermahnt, doch wie ein Christenmensch zu fahren und Gott am heiligen Sonntag nicht zu versuchen. „Wat, Gott, Herr Paster! Dat gellt Fru un Kind!" hatte der Schulze ingrimmig zwischen den Zähnen hervorgestoßen, und seine Peitsche war mit scharfem Knall auf die Pferde niedergesaust. — Erst vor dem Schulzenhause hatte die tolle Fahrt ein Ende. Mit festem Ruck brachte der Schulze die schaumbedeckten und am ganzen Leibe zitternden Pferde zum Stehen. So plötzlich hielt der Wagen, daß Pastor und Hebamme mit tiefer Verbeugung vornüber schossen. „Mein Gott, wat is't för'n höflichen Mann!" dachte Mutter Reisnersch geschmeichelt, während sie Seiner Ehrwürden vom Wagen steigen half.

Es war aber auch hohe Zeit, daß Pastor und Hebamme eintrafen. Das Durcheinander auf dem Schulzenhofe war mittlerweile zu einem fast unentwirrbaren Knäuel geworden. Die Schlafstube war bis auf den letzten Winkel mit schwatzenden Weibern erfüllt, von denen jede mit einem anderen Rat und einer anderen Erfahrung der Wöchnerin beistehen wollte. Die Männer hatten die gute Stube erobert und besprachen hier mit gewichtigem Ernst und bedächtiger Überlegung den ungewöhnlichen Fall. Draußen auf dem Hofe standen die Knechte und Mägde zusammen, unterdrücktes Lachen und verschämtes Kichern stieg öfter aus dem Haufen auf. Die liebe Dorfjugend aber, des langen Wartens überdrüssig, tobte in lärmendem Spiel um das Haus. Ein langaufgeschossener, flachsköpfiger Bengel mit hellen, blauen Augen hatte den Einfall gehabt, sich die langen, roten Strümpfe seiner Mutter über Stiefel und Hosen zu ziehn, — und machte nun den Storch, der die Kinder holt. Immer, wenn der rotstrümpfige „Adebor" einen greifen wollte, stob die ganze Schaar mit fürchterlichem Gekreisch auseinander!... Es bedurfte der ganzen weltlichen Zungenfertigkeit der Hebamme und der ganzen geistlichen Machtvollkommenheit des Pastors, um hier Ruhe zu schaffen und Haus und Hof von allem überflüssigen Volk zu säubern — —

Und endlich hatte die Hebamme ihre geheimnisvolle Pflicht erfüllt. Die Fenster des Schulzenhauses erglühten schon in der Abendsonne, und feierlicher Friede war nach all der Unruhe und Aufregung wieder eingekehrt. Da wurde in der guten Stube an dem kleinen Lappländer die Nottaufe

vollzogen. Die alten Eltern des Schulzen, sowie Mutter Reisnersch (sie hatte sich nicht verjagen lassen!) standen Gevatter. Der Pastor hielt eine schöne Taufrede, in der er darauf hinwies, daß das Kind ein Sonntagskind sei und mit Gottes Hilfe viel Glück auf Erden haben werde. Aber dann kam die Reihe an Mutter Reisnersch, den kleinen Täufling auf die Arme zu nehmen. Als sie das winzige, ungestalte Wesen vor sich im Steckkissen liegen sah, konnte sie ihr Erstaunen nicht zurückhalten, und mit dem lauten Ausruf „Götting, as 'ne Pogg'!" platzte sie mitten in die heilige Handlung hinein. Und gleich erhob sich draußen, hoch oben auf auf dem Scheunendach, ein mächtiges Geklapper: dort stand der alte Storch und klapperte und plapperte ein langes und ein breites, was für eine schöne Froschgegend doch Mecklenburg sei! Der Pastor, der darüber ganz den Faden verloren, hatte seine liebe Not, die Taufhandlung zu einem gedeihlichen Ende zu führen.

Der kleine Lappländer aber ging aus der heiligen Taufe mit dem stolzen Namen „Julius" hervor.

* * *

Alles war gut gegangen. Unter der sorgsamen Pflege der Hebamme hatten Mutter und Kind die Folgen des ungewöhnlichen Ereignisses glücklich überwunden. Die Schulzenfrau wirtschaftete schon wieder in ihrer stillen, geschäftigen Weise in Haus und Hof herum. Der kleine Julius (oder „Jule", wie sein Name bald mundgerecht abgekürzt wurde) gedieh trotz seiner voreiligen Geburt auf das erfreulichste.

Aber es war ein gar zu merkwürdiges Kind. Den ganzen Tag konnte es still, ohne einen Laut der Klage oder der Freude, in seiner blumenbemalten Wiege liegen. Seit der Geburtsstunde hatte man ihn nicht wieder weinen hören, und ebenso wenig kannte er das Lachen. Umsonst hätschelte und tätschelte ihn die Mutter, um dem kleinen Munde ein Lächeln abzugewinnen. Die meiste Zeit schlief er, die Patschhände zu Fäustchen geballt und die Stirne in krause Falten gezogen. Und wenn er wach lag, regte sich das Leben um nichts lauter und lebendiger in ihm. Nur seine großen, dunkelblauen Augen waren dann weit geöffnet wie in stiller, ängstlicher Frage: wo bin ich? Es waren seltsam schöne und tiefe Augen, aus denen ein trauriger Ernst sprach . . .

Jule wurde nur lebhafter, wenn die Mutter ihn aus der Wiege nahm und ihm die Brust geben wollte. Sobald sie an ihrem Kleide zu nesteln begann, kam Leben in ihn, und er langte mit seinen Ärmchen, ja, er strampelte wohl gar mit Händen und Füßen, bis er endlich seine Nase in den weißen, weichen Hügel drücken konnte und sein suchender Mund den Quell des Lebens gefunden hatte — dann aber sog er mit wahrer Inbrunst!

Und auch der Lutschbeutel, diese Vorspiegelung falscher Tatsachen, besaß die Macht, ihn aus der Fassung zu bringen. Wenn die schöne Lüge in seinem Gesichtskreis auftauchte, wurde er unruhig, und in zitterndem Verlangen öffnete und schloß er wieder die Händchen, bis er glücklich den Gegenstand seiner Sehnsucht hielt und nun eiligst in den Mund pfropfte. Des Leibes Notdurft schien das einzige Band zu sein, das ihn mit Welt und Menschen verknüpfte!

Das absonderliche Wesen des kleinen Jule hatte sich natürlich bald im Dorfe herumgesprochen, und allmählich bildete sich ein ganzer Sagenkreis. Man begann zu munkeln, er sei gar kein richtiges Menschenkind, sondern ein Wechselbalg, von den „Ünnerirdschen", von den Zwergen untergeschoben.

Wenn man die langen Winterabende beim Spinnen und Besenbinden zusammensaß, so erzählte man sich die alten Geschichten: wie einst die Unterirdischen noch mit den Menschen verkehrt und ihnen manches Gute, aber auch viel schlimmen Schabernack zugefügt hätten. Endlich jedoch wäre es dem Pastor gelungen, sie wegzubeten, und sie sollten alle fortgezogen sein. Eines Tages vor vielen Jahren war ein kleines, graues Männchen zu einem Fischer an der Müritz gekommen und hatte ihn gegen guten Lohn gedungen, den ganzen Tag über die Enge des Sees hin- und herzufahren. Das hatte der Fischer auch getan, und da war es ihm aufgefallen, daß sein Kahn auf der Fahrt nach dem anderen Ufer immer so tief ging und bei der Rückfahrt immer so flach. Schließlich hatte er sich ein Herz gefaßt und seinen grauen Gefährten gefragt, woher das so seltsam mit seinem Kahn wäre. Da hatte das Männlein ihm die Augen aufgetan, und er hatte gesehn, wie in dichten, schwarzen Zügen ein ganzes Heer von Kobolden und Zwergen über's Feld fortgezogen war. — Doch im Hinblick auf Jule meinte man darauf, das könne ja auch bloß Erzählung sein, und die Unterirdischen seien noch im Lande. Von Zeit zu Zeit hatten sie ja früher den Menschen ein Kind weggenommen, damit irdische Schönheit in ihrem Reiche nicht ausstürbe und dafür ein Zwergenkind untergeschoben. So mochte es ganz gut auch mit Jule zugegangen sein!

Wenn dem Schulzen solche Geschichten zu Ohren kamen, konnte er fuchsteufelswild werden. „Verdammtigen Dröhnsnack!" wetterte er, „dei Jung' is 'ne Slapmütz, wider nix! Lat't em man ihrst gröter warden, denn will ick em woll upwecken!"

Doch als die Schulzenfrau von solchen Geschichten hörte, wurde sie ganz still und nachdenklich. Sie liebte ja ihren Jule, sowie er war mit seinem stillen, scheuen Wesen; sie fühlte dunkel, daß er ein Stück Seele von ihrer Seele war. Aber es tat ihr weh, daß ihr Mann sich immer mehr des Kindes entfremdete und schon jetzt sich eine Kluft zwischen Vater und Sohn auftat. „Dat is jo gor kein Jung'!" pflegte der Schulze öfter geringschätzig zu sagen —

In ihrer Not wandte sie sich schließlich an Mutter Reisnersch, ob sie ihr nicht Rat und Hilfe wisse, und natürlich, Mutter Reisnersch wußte ganz genau Bescheid. In ihrer Verwandtschaft war ja einmal, zu Lebzeiten ihrer Urgroßmutter, ein ganz ähnlicher Fall vorgekommen. Da hatten auch die Unterirdischen ein Kind gestohlen und dafür ihr eigenes in die Wiege gelegt. Als aber die Mutter das gemerkt, war sie zu einer klugen Frau gegangen, und die hatte ihr den Rat gegeben: „Dörch'n Ei to brugen." Das wurde aber so gemacht, wie Mutter Reisnersch mit geheimnisvollem Flüstern auseinandersetzte: man pustete ein Ei aus und goß darauf Wasser hinein und ließ es langsam durchtröpfeln. Die Mutter hatte damals so getan, wie die kluge Frau ihr geraten, und da hatte plötzlich der Säugling in der Wiege, der bis dahin immer still gelegen, mit dünner, feiner Stimme ausgerufen:

„Ick bün so olt
As Böhmer Gold,
Doch son'n Brugen hemw ick min Dag' nich seihn!"

Im selben Augenblick war da auch ein gewaltiger Lärm entstanden, der Wechselbalg war verschwunden, und das richtige Kind hatte wieder in der Wiege gelegen! . . .

„Je, Fru Schulten, dat helpt nu allens nich!" schloß Mutter Reisnersch ihre Erzählung, „wie möten mal dörch 'n Ei brugen — denn kriegst du din richtig Kind wedder!"

Und wirklich, als der Schulze einmal zur Stadt gefahren war, ging unter dem Beistand von Mutter Reisnersch die große Beschwörung vor sich. Nur nach schwerem, innerem Kampf hatte sich die Schulzenfrau dazu verstanden, sie konnte und konnte das Gefühl nicht los werden: sie war im Begriff, einen Frevel — eine Sünde an ihrem Kinde zu begehen. Das Herz klopfte ihr zum Zerspringen, und ihre Hand zitterte, als sie mit dem geheimnisvollen Brauen begann. Mit allen ihren Sinnen horchte sie nach der Wiege hinüber, in der Jule lag, wie immer still und nachdenklich, die großen Augen weit geöffnet und das Näschen von einer dicken Brummfliege umsummt. Und jetzt sickerte das erste Wasser durch die Eischale und schwoll langsam zu einem großen Tropfen an, der wie eine Träne am Ei hing. Unter der atemlosen Spannung der beiden Frauen löste sich die große Träne von der Schale ab und klatschte mit dumpfen Aufprall auf den Fußboden. Da! im selben Augenblick regte sich Jule in seiner Wiege (der dicke Brummer hatte sich auf seine Nase gesetzt), und im selben Augenblick auch ein angstvoller Aufschrei! Die Schulzenfrau hatte das Ei in ihrer zitternden Hand zerdrückt, — und nun lag sie über der Wiege, schluchzend und schmeichelnd: „Ne, ne, Jule! Min leiw Jule! Du sallst nich furt! Ick will di jo behollen! Du büst jo min Jule — min leiw Jule!"

Das war ein unerwartetes Ende der großen Beschwörung. Mutter Reisnersch war auch auf's tiefste empört und machte der Schulzenfrau sehr ernstliche Vorstellungen, daß sie durch ihr gottloses Verhalten den Zauber gebrochen habe. Doch die Mutter hörte auf nichts — nur immer fester hielt sie die Wiege umklammert, und von Zeit zu Zeit schluchzte sie wieder, und das klang nun wie ein Jubel unter Tränen: „Jule, min leiw Jule!"

Am Ende schlurfte Mutter Reisnersch kopfschüttelnd zur Tür hinaus — nein, der Schulzenfrau war nicht zu helfen, mit dem besten Willen nicht! . . .

* * *

Es glückte dem Schulzen nicht, seinen Jungen aufzuwecken —

Jule war nun schon aus den Windeln und im weiteren Verlauf seiner Entwickelung auch aus dem geschlechtslosen Röckchen herausgewachsen. Die stolze, männliche Hose, im Verein mit schönen, glänzenden Stulpenstiefeln, schmückte bereits seine Beine. Ja, am letzten Heiligabend hatte Knecht Ruprecht aus seinem Wundersack ihm sogar ein Gängelpferd und eine Peitsche beschert — trotz alledem wollte sich keine Männlichkeit in ihm regen! Das Gängelpferd kam nicht wieder aus der Ecke heraus, nachdem es seinen Reiter ein paar Mal schnöde abgeworfen hatte. Und ein noch tieferes Mißtrauen erfüllte Jule gegen die Peitsche — als er mit ihr zum ersten Mal hatte knallen wollen, war sie ihm heimtückisch um die Ohren geflogen!

Jule, der Lappländer, war und blieb fremd in diesem Leben. Wie schwer war es ihm geworden, das Gehen zu lernen, und mit schweren, ungeschickten Füßen ging er auch ferner über die Erde. Er war an einer verkehrten Stelle zur Welt gekommen, und diese Welt erschreckte und ängstigte ihn. Sie war für ihn ein fremdes, unbekanntes Land, in das er sich verirrt hatte, und darin er nicht Weg noch Steg wußte. Von allen Seiten starrte es ihn an, dunkle, unheimliche Rätsel, für die er keine Lösung hatte. Die große, strahlende Sonne am Himmel, der schnelle, flüchtige Vogel in der Luft, die kleine, stille Blume im Garten — sie waren für ihn ebensoviel Wunder, die ihn mit heimlichem Grauen erfüllten. Vor der fremden Welt zog er sich schon frühe in sich selbst zurück, und sein Leben war ein dumpfes Hindämmern in gestaltlosen Träumen. Schon seine Knabenseele war voll Traum nnd Sehnsucht, voll unbestimmten Verlangens nach einem fernen — fernen Lande, das jenseits dieser Wirklichkeit lag. Er fühlte dunkel, daß er dort in der weiten Ferne zu Hause sein würde.

Am liebsten war Jule für sich und mit sich allein. Von seinen Altersgenossen und ihren lärmenden Spielen hielt er sich ängstlich ferne.

Seine vornehmste Beschäftigung war, Kuchen in Sand zu backen. Stunden und Stunden saß er in einem Winkel und formte mit einem alten Fingerhut die kleinen Sandkuchen. Ein stilles, zufriedenes Lächeln lag wohl um seinen Mund, wenn ihm sein Werk gelang und die kleinen Kuchen glatt und schier, wie aus dem Ei gepellt, aus der Form glitten —

Bis ihn dann ein Schrei, eine jähe Berührung der Außenwelt aus seinen Träumen aufjagte: das Kikeriki eines Hahnes, das Wauwau eines Hundes oder auch die harte Kommandostimme des Vaters. Das traf ihn wie ein Peitschenhieb, und erschreckt zusammenfahrend sah er mit weit offenen Angstaugen in die fremde Wirklichkeit. Wenn er dann die Mutter in der Nähe wußte, flüchtete er wohl zu ihr, so schnell ihn seine kleinen Beine tragen wollten. Wie vor etwas Furchtbarem versteckte er seinen Kopf in ihren Schoß und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus, für das niemand, am wenigsten er selbst, einen Grund hätte angeben können. Der Schoß der Mutter war die einzige Stelle, wo er sich inmitten der fremden, feindseligen Welt geborgen — zu Hause fühlte. Wenn ihre Hand ihm mit leiser Liebkosung über das Haar glitt, flossen seine Tränen allmählich stiller und langsamer, und am Ende hob er sein nasses Gesicht mit dankbarem Lächeln zu ihr auf.

Jule war das erste und blieb das einzige Kind. Der „Adebor" ließ sich, wohl infolge seines schlechten Gewissens, nicht wieder auf dem Schulzenhofe sehn. Um so mehr war Jule mit seinem weltfremden Wesen eine wachsende Sorge für den Vater: was sollte daraus werden, wenn „dei Slapmütz" einst den Hof bekam!

Aber nein — und bei dem Gedanken ballte der Schulze die Faust — das mußte doch mit dem Teufel zugehen, wenn er den Jungen nicht zum Manne machte! Mit rauher Hand griff er in das Traumleben Jules ein und zerstörte ihm unerbittlich die Sandkuchen und andere kleine Freuden seiner Einsamkeit. Mit Gewalt trieb er ihn auf die Dorfstraße hinaus und zwang ihn, an den wilden Spielen der Dorfjugend teilzunehmen. — Ach, Jule wußte sich dort nicht die Stelle zu schaffen, wie sie ihm als dem Thronfolger im Regiment des Dorfes wohl zugekommen wäre!

In der Achtung seiner Spielgenossen war er bald noch geringer als der ärmste und geringste Tagelöhnerjunge. Sie hatten es schnell herausgefunden, daß er ein geduldiges Opferlamm für ihre Streiche abgab, und mit der unbewußten Grausamkeit der Jugend narrten und tarrten sie ihn bis auf's Blut. Jule ließ alles widerstandslos mit sich geschehn — nur manchmal, wenn sie ihm allzuböse mitspielten, füllten sich seine großen, ängstlichen Augen mit dicken, schweren Tränen, und wie mit stillem Vorwurf schien er fragen zu wollen: was habe ich euch getan? Dann konnte es wohl vorkommen, daß selbst die wilden Dorfrangen in einem Gefühl der Scheu und Scham von ihm abließen. „En Ünnerirdschen — en Ünnerirdschen!" flüsterten sie sich, gleichsam als Entschuldigung für ihre Schwäche, mit heimlicher Furcht ins Ohr . . .

Seit Jules Geburt hatte sich das Adebor-Spiel bei der Dorfjugend eingebürgert. Sämtliche roten Weiberstrümpfe im Dorfe waren sich nicht mehr ihres Lebens sicher und mußten ihren neuentdeckten Beruf als Storchbeine erfüllen. O, das gab ein großes Hallo, als Jule zum ersten Male das Spiel mitspielte, dessen unschuldige Ursache er war! . . .

Ahnungslos stand er mit im Haufen und schaute verwundert dem Gebahren des Jungen zu, der mit roten Strümpfen angetan die hohe Würde des „Adebor" bekleidete. Der sonderbare Vogel stellte sich bald auf das eine rote Bein, bald auf das andere — dann wieder machte er mit Armen und Beinen plumpe Fliegversuche — dabei ahmte er mit einer Holzklapper unaufhörlich die schöne Storchsprache nach — Jule wußte nicht, was das alles bedeuten sollte! . . . Mit einem Male aber kam das rotstrümpfige Ungetüm auf ihn losgestürzt — alles um ihn stob mit gellem Gekreisch auseinander — auch er versuchte im letzten Augenblick zu fliehn! . . . Doch da hatte ihn das rotstrümpfige Ungetüm auch schon bei den Ohren — ein furchtbarer Schreck fuhr ihm in die Glieder, daß er zitternd in die Knie brach. —

„Ne, ne, ick will nich!" schrie er plötzlich in wildem Trotz auf — und mit verzweifelter Kraftanstrengung riß er sich von dem rotstrümpfigen Ungetüm los — und lief lautheulend unter dem Jubel der Dorfjugend davon! . . .

„Dei Adebor hett uns all' kregen, min leiw Jung"! sagte die Mutter mit einem leicht schmerzlichen Lächeln, als ihr Jule ganz in Tränen sein schweres Leid klagte . . .

Und schlimmer noch sollte es Jule ein andermal ergehn — beim großen Sperlingsfang! Als es zum Herbst ging und die Tage kürzer wurden, war viel davon die Rede. Man erzählte Jule in tiefem Geheimnis: des Abends beim Dunkelwerden fliegen die Sperlinge alle in den großen Birnbaum hinter dem Schulzenhause. Und wenn man dann mit einer brennenden Laterne in den Baum steigt, werden die dummen Vögel von dem Licht so blind und blöde, daß man sie wie die reifen Birnen von den Zweigen schütteln kann. Unter dem Baume muß dann jemand mit einem Sieb auf dem Kopfe stehn und dann die herunterpurzelnden Sperlinge auffangen . . .

An einem trüben, naßkalten Herbstabend, als es schon frühe dunkel geworden, wurde der große Sperlingsfang ins Werk gesetzt. Jule genoß die ganz besondere Auszeichnung, das Sieb halten zu dürfen. Mit einem heimlichen Stolzgefühl stand er da, sein Sieb auf dem Kopfe, und harrte in banger Erwartung der Dinge, die von oben kommen sollten. Ach, er sah nichts davon, wie hinter seinem Rücken ein paar Buben mit einem großen Eimer voll Wasser in den Baum stiegen! . . .

Horch, nun gab es über ihm in den Blättern und Zweigen des alten Birnbaumes ein mächtiges Rauschen! Jule zuckte zusammen, er dachte nichts anderes als: die Sperlinge kommen! Unwillkürlich packte er sein

Sieb fester und schloß die Augen in finsterer Entschlossenheit: die Sperlinge sollten ihren Mann als Helden finden! . . . Doch plötzlich — brr! — da ward es ihm naß und kalt! . . . Armer Held, statt der Sperlinge kam ein kühler Wasserfall vom Baume gerauscht — und das Sieb war, Gott sei's geklagt, kein Regenschirm!

Pudelnaß kam Jule vom großen Sperlingsfang nach Hause. Der erste, dem er in den Weg lief, mußte zu seinem Unglück gerade der Vater sein. Und eine schallende Ohrfeige von väterlicher Hand bildete den Abschluß des großen Sperlingsfangs. —

Der kleine Lappländer fühlte sich da fremder denn je in dieser Welt voller Ohrfeigen und kalter Sturzbäder . . .

* * *

In Schmerzen und Träumen wuchs Jule langsam auf. Allmählich nahte die Zeit heran, da er als Abc-Schütze, mit Fibel und Schiefertafel ausgerüstet, in das benachbarte Kirchdorf zur Schule wandern mußte. Auch dort wuchsen keine Lorbeeren für ihn; so schwer ihm das Gehen geworden war, so hart und mühsam kam ihn nun auch das erste Lernen an. Die Weidenrute und Haselstaude und andere schlanke Damen, von der gestrengen Hand des Herrn Dorfschulmeisters geführt, tanzten oft recht schmerzhafte Tänze auf dem Rücken des kleinen Abc-Schützen.

Und dabei hatte Jule den allerbesten Willen. Lange, böse Stunden saß er zu Hause über seiner Fibel, und eifrig wanderte der tintenbeklexte Zeigefinger von Buchstabe zu Buchstabe, während die Lippen schwerfällig die Laute nachlallten. Doch nichts wollte in seinen armen Lappländer-Dickkopf hinein; die schwarzen Buchstaben blieben für ihn ohne Sinn und Bedeutung, ein finster drohendes Geheimnis gleich wie diese ganze Wirklichkeit.

Oft sank der arme Dickkopf, schwer und müde vom aussichtslosen Kampfe, auf das Buch nieder, und unruhiger, traumreicher Halbschlaf umfing die Sinne. Aber die schwarzen Buchstaben verfolgten Jule selbst bis in den Traum hinein. Dort wurden sie gar lebendig und reckten und streckten sich wie nach langem Schlafe und standen endlich mit breitgespreizten Beinen als grinsende Kobolde vor ihm da. O, höhnische Gesichter schnitten sie ihm zu und drehten ihm lange Nasen und griffen nach ihm mit dünnen, gierigen Spinnenarmen! . . . Von Furcht und Grauen gepackt, fuhr Jule dann aus seinem Traume auf und floh vor den schwarzen Buchstaben — floh weit hinaus aufs freie Feld, bis er hoch aufatmend die starre Wirklichkeit sich leise in weiter, verschwimmender Ferne verlieren sah.

Der träumerische Geist des kleinen Lappländers, gewohnt, in grauer Weite seine Heimat zu suchen, wehrte sich gegen die Gefangenschaft im engen, menschlichen Wissen . . .

Um diese Zeit geschah es, daß sich die alte Bekanntschaft zwischen Jule und Mutter Reisnersch neu anknüpfte. Eines Tages war es beim Adebor-

Spiel, da flüchtete sich Jule vor der Verfolgung des rotstrümpfigen Ungetüms in einen kleinen, verfallenen Katen, der abseits, wie verfehmt, ganz am Ende des Dorfes lag. Mit klopfendem Herzen stand er hinter der Haustür, tief in das Dunkel gedrückt, — als plötzlich hinter ihm die Tür der Wohnstube ging! . . .

Heraus trat ein graues, gebücktes Mütterchen mit einem tausendfaltigen Runzelgesicht, aus dem zwei scharfe, graue Augen mißtrauisch forschend in alle Winkel drangen. Jule erschrak zu Tode, da er Mutter Reisnersch erkannte. Er hatte so mancherlei von ihr munkeln hören, daß sie Blut stillen und wahrsagen könne und die schwarze Kunst verstehe. Sein Knabentraum hatte sie ganz im stillen zur Hexe erhoben . . . Aber auch Mutter Reisnersch stand bestürzt da, als sie in dem zitternden Jungen, den sie aus dem Dunkel hervorzog, ihr Patenkind, den Sohn des Schulzen erkannte. Seit der mißglückten, großen Beschwörung sah sie noch immer in ihm den Wechselbalg, den „Ünnerirdschen", und lebte in der Erwartung, daß eines Tages etwas Wunderbares, ganz Gruseliges mit ihm geschehen müsse. Sie grauten sich beide vor einander, die alte Frau und der kleine Junge — eins sah im andern ein Wunderwesen aus einer fremden, geheimnisvollen Welt . . .

Dann aber brach der Bann. Mutter Reisnersch sah in die großen, dunkelblauen Augen des Knaben, die mit ängstlicher Bitte zu ihr aufgeschlagen waren. Da schwand ihr Mißtrauen, und ihr altes Herz wurde warm. „Ick dauh di nix, min Jung!" sagte sie weich, und ihre harte, knöcherne Hand streichelte mit ungeschickter Liebkosung sein Haar.

Und auch Jule faßte Vertrauen, als Mutter Reisnersch ihm ein großes Stück Kuchen in die Hand steckte. Einen Augenblick zögerte er zwar und dachte an einen Zauberkuchen, der ihn in einen Raben oder ein Schwein verwandeln würde. Dann jedoch siegte sein Knabenhunger: tapfer biß er ein, und als er merkte, daß keine Verwandlung mit ihm geschah, daß er wirklich und wahrhaftig der kleine Junge blieb, ward es ihm allmählich sicher und wohlig in der Gesellschaft von Mutter Reisnersch. —

Es war aber auch zu traulich und heimlich bei ihr in der Stube, so gar nicht wie bei einer Hexe! Fast die Hälfte des Raumes nahm ein großes Himmelbett ein mit schneeweißen Vorhängen, und schneeweiße Vorhänge schmückten auch die Fenster. Auf den roten Steinen des Fußbodens lag weißer Sand gestreut, und an der Wand hing ein Christus am Kreuze, umzogen von einem Kranze alter, vergilbter Photographien. Mutter Reisnersch hatte sich ans Fenster vor ihr Spinnrad gesetzt, und Jule kauerte auf einem Schemel zu ihren Füßen. Zum Surren des Spinnrades erzählte sie Geschichten, o, so schöne Geschichten, die ihn in eine ganz neue Welt versetzten. Mit großen, horchenden Augen saß er da und hörte ihr zu.

Sie erzählte vom wilden Jäger, der in lauten Sturmnächten durch die Lüfte fährt. Sie erzählte von Mutter Holle, die an stillen Wintertagen ihre Betten ausklopft, daß die Federn durch die ganze Welt fliegen. Sie erzählte von bangen Johannistagen, da verzauberte Prinzessinnen von glücklichen Sonntagskindern erlöst werden ... Jule saß und hörte zu; er vergaß alles — selbst sein Stück Kuchen aufzuessen. Sein Herz erbebte in stillen Schauern, und es war ihm, als ob die fremde Welt da draußen Sprache und Leben bekäme ...

So oft Jule nun den schwarzen Buchstaben entfliehn konnte, schlich er sich zu Mutter Reisnersch und ihren schönen Geschichten. Er wurde nicht müde, ihr zuzuhören, und auch sie fand kein Ende mit ihren Erzählungen. Der kleine Junge, der mit glänzenden Augen vor ihr saß, weckte alles in ihr, was sie während eines langen Lebens an Sagen und Geschichten in sich aufgenommen hatte.

Das alte, graue Heidentum lebte in ihr, ohne daß sie es wußte, und mit dem alten, grauen Heidentum erfüllte sich jetzt Jules Knabenseele. So kalt und fremd ihn die schwarzen Buchstaben anstarrten, so altbekannt und heimlich-vertraut erklangen in ihm die Erzählungen von Mutter Reisnersch. Wie ein Schleier sank es ihm von den Augen: die Welt um ihn wurde lebendig, und er wußte plötzlich, was die Stürme brausten und die Quellen rauschten und die Blumen blühten.

Wenn nun des Nachts der Sturm durch die Lüfte fuhr, dann sah er den alten Wodan und seine wilde Jagd ziehn, mit Halli und Hallo, mit Gekliff und Geklaff. Wenn nun die weißen Flocken durch den lautlosen Wintertag wirbelten, dann sah er auf einem fernen Berge eine alte, weißhaarige Frau stehn, die fein-sorgsam ihre Betten ausklopfte. Wenn nun an einem schwülen Johannistage die Sonne herniederbrannte und Bäume und Blumen reglos, wie gestorben waren, dann hörte er durch die Stille ein Seufzen gehn, die Sehnsuchtsklage des verwunschenen Königskindes, das nach seinem Befreier rief. Ja, die Welt um ihn war lebendig geworden: überall raunte und rauschte und flüsterte es — so altbekannt, so heimlich-vertraut ...

Doch von allen Erzählungen beschäftigte Jule am meisten die Geschichte vom Kiebitzberg — immer wieder mußte Mutter Reisnersch sie ihm erzählen. Der Kiebitzberg war ein einsamer, verrufener Hügel, nicht weit vom Dorfe mitten in Wiese und Moos gelegen und dicht mit Gestrüpp und Schlingpflanzen überwachsen. Keines Menschen Fuß hatte ihn je betreten; Mutter Reisnersch aber wußte es ganz genau: dort auf dem Kiebitzberg hatte vor langen, langen Zeiten ein Schloß gestanden.

Ein großer, stolzer König, der König der Riesen, hatte mit seiner wunderschönen Tochter in dem Schlosse gewohnt und weithin über alles Land geherrscht. Dann aber waren fremde Männer mit langen, schwarzen Röcken und einem neuen, fremden Gott in's Land gekommen, und die hatten angefangen, im Dorf die Kirche zu bauen. Der König der Riesen

hatte den fremden, schwarzen Männern und ihrem eifrigen Werke mit scheelen Augen zugesehn, und als eines Tages die Kirche fertig stand und der Turmhahn in der Sonne blitzte, da war er gewaltig in seinem Herzen ergrimmt und hatte einen mächtigen Felsblock genommen und ihn nach der Kirche geschleudert. Der Felsblock hatte auch dem Hahn auf dem Turm einen Flügel weggerissen — noch heute hatte der Hahn nur einen Flügel! — sonst aber war die Kirche ganz unversehrt geblieben. Das Schloß des Riesenkönigs jedoch war im selben Augenblick mit einem furchtbaren Donnerschlag in die Erde versunken! . . .

Am Johannistag in der Mittagsstunde war es nun nicht geheuer auf dem Kiebitzberg. Dann hockte dort auf moosbewachsenem Stein eine häßliche Kröte mit roten Augen und mit einer güldenen Krone auf dem Kopf, und die häßliche Kröte war, wie Mutter Reisnersch versicherte, niemand anders als die wunderschöne Tochter des Riesenkönigs selbst. Wer aber die Kröte dreimal küßte und war dabei ein Sonntagskind, in der Mittagsstunde geboren, der konnte die Krötenprinzeß erlösen. Mit einem Male würde die häßliche Kröte wieder ein schönes Mädchen sein, das Schloß würde mit furchtbarem Donnerschlag aus der Erde heraufsteigen, und der kühne Befreier würde Herr und König über das alte, große Reich der Riesen werden! . .

Wenn Mutter Reisnersch diese Geschichte erzählte, versäumte sie niemals, mit tiefem Ernst hinzuzufügen: „Awerst, Jule, du büst jo an'n Sünndag Middag geburen — ick weit dat noch as hüt — du künnst eigentlich dei oll Kollhüx erlösen!"

Und der kleine Lappländer beschloß da in seinem Herzen, die Krötenprinzeß zu erlösen und Herr und König über das alte, große Reich der Riesen zu werden . . .

* * *

Jule lebte in einem hohen, herrlichen Traum. Mit einem sieghaften Lächeln ging er herum, ein stiller, heimlicher Held. Selbst die wilden Dorfrangen wagten sich nicht mehr wie früher an ihn heran — ahnten sie in ihm schon den künftigen König der Riesen?

Ja, ja, die würden alle Augen machen, wenn er eines Tages mit Scepter und Krone heimkehrte! Aber, so gelobte er sich, er wollte ein großmütiger König sein und ihnen nicht ihre Schandtaten vergelten — nein, sie sollten alle seine Ritter werden! Und was wohl der Vater sagen würde, wenn er vor ihn hinträte: „Ick bün König von dei Riesen worrn!" Seine gute Mutter, (ja, das wußte er) die würde ihn still in ihre Arme nehmen und vor Stolz und Freude weinen! Und auch Mutter Reisnersch und überhaupt das ganze Dorf — alle mußten sie sich ja freuen über sein großes Glück! Und alle sollten es gut haben und mit ihm auf seinem Schlosse wohnen und herrlich und in Freuden leben!

Mit einem sieghaften Lächeln ging Jule herum, ein stiller, heimlicher Held . . .

Und Johannistag kam, ein banger, märchenstiller Johannistag. Ein Holzschwert an der Seiten, einen Papierhelm mit kühngebogener Hahnenfeder auf dem Kopf, so zog der kleine Lappländer in der Mittagsstunde aus, die Krötenprinzeß zu erlösen und Herr und König über das alte, große Reich der Riesen zu werden —

Wie ihm das Herz klopfte! Ihm war so angst vor Furcht und Hoffnung! Nun, da das Abenteuer so nahe war, entsank ihm sein hoher Mut! . . .

Gleich einem Alpdruck lag draußen die dumpfe Mittagsschwüle auf der Welt und erstickte alles Leben. Nicht das leiseste Lüftchen regte sich, wie durch einen Zauber erstarrt standen Baum und Strauch, die Blumen hatten die Köpfe gesenkt und wagten nicht zu duften. Kein Grillenzirpen, kein Käfersummen, kein Vogelrufen. Uferlos bis in die schmerzlich flimmernde Ferne breitete sich das Meer der Stille. Die Sonne stand hinter einem Flor weißer, unbewegter Wolken und hatte das fahlgelbe Antlitz einer Leiche . . .

„Ung — klung!" Unheilkündend unterbrach ein Unkenruf mit dunklem Glockenton die Stille. Von einer Gänsehaut überschauert, stand Jule still und horchte in den bangen Mittag hinaus. Die eine Hand preßte er unwillkürlich auf sein klopfendes Herz, während die andere mit festem Druck den Griff des Holzschwertes umspannte. Dort in der Ferne sah er bereits die schwarze Masse des Kiebitzberges aus dem flimmerigen Mittagsdunst aufsteigen. Er mußte — er mußte ja vorwärts. Mit aller Willenskraft riß er seine Füße vom Erdboden los, die wie zwei Bäume darin Wurzel gefaßt hatten. Von neuem machte er sich auf den Weg, jetzt geradeaus auf den Kiebitzberg los, querfeldein über Äcker und Wiesen.

Er fing an zu laufen — schneller, immer schneller — die eigene Angst war ihm auf den Fersen! Seine Füße verstrickten sich in einem Gewirr von Brombeerranken, daß er langhin auf die Nase purzelte. Er achtete es kaum — in wirrer Hast sprang er wieder auf und stürzte weiter — er mußte, er mußte ja vorwärts! Und die eigene Angst war ihm auf den Fersen und jagte ihn durch den Johannistag — querfeldein über Äcker und Wiesen — dem gefürchteten Ziele zu!

Ganz außer Atem kam Jule beim Kiebitzberg an. Auf's neue machte er halt, plötzlich bis ins Innerste erkältet — so unheimlich nahe war ihm jetzt sein Abenteuer! Für Augenblicke beherrschte ihn fast unwiderstehlich der Wunsch, wieder umzukehren und davonzulaufen. Er kämpfte einen schweren Kampf, doch am Ende siegte sein Heldentum. Er dachte an die Krötenprinzeß, die er erlösen sollte, und er dachte an das alte, große Reich der Riesen, das er mit ihr gewinnen würde. Nein, nein — er mußte! Mit verzweifeltem Mut faßte er sein Holzschwert, rückte er seinen

Papierhelm mit der kühn geschwungenen Hahnenfeder zurecht und begann emporzuklettern . . .

Es war ein schlimmer Aufstieg, bei dem sein Heldentum alle Schauer und Schrecken der Märchenwelt zu bestehn hatte. Durch Gestrüpp und Gebüsch, durch Disteln und Dornen ging es aufwärts, und die spitzigen Disteln um seine Beine wurden ihm zu zischelnden, stechenden Schlangen, und Gestrüpp ringsumher verwandelte sich in scheußliche Ungetüme. Doch mit seinem guten Holzschwert schlug der kleine Held um sich, wild und blind, daß die geknickten Zweige flogen und die Distelköpfe in den Sand rollten — sein Weg war mit Blumen- und Pflanzenleichen besät! Einmal geriet er sogar in ein wüstes Handgemenge mit einem Ungetüm von Dornbusch, aus dem er nur mit zerkratzten Händen und zerstochenem Gesicht und zerrissenen Hosen hervorging —

Es war ein schlimmer Aufstieg, bei dem sein Heldentum alle Schauer und Schrecken der Märchenwelt zu bestehen hatte!

Nach furchtbaren Kämpfen mit Schlangen und sonstigen Ungetümen erreichte der kleine Held endlich den Gipfel. Er hieb die letzten Distelköpfe in den Sand, er schlug die letzten Zweige zu Boden, und nun stand er hoch aufatmend auf einer kleinen Lichtung.

In der Mitte lag wirklich ein moosbewachsener Stein, und auf dem Steine hockte eine dicke, häßliche Kröte. Mit blöden, blutunterlaufenen Augen glotzte sie zu ihm hinüber — Sonnenstrahlen, die durch das Gezweig spielten, woben ihr eine güldene Krone um das Haupt. Jule erzitterte in einem Frostgefühl des Unbehagens, des Ekels — doch er mußte, er mußte ja! Bald würde er die schöne Prinzessin im Arme halten, und bald würde er Herr und König über das alte, große Reich der Riesen sein! Mit wild hämmerndem Herzen kniete er sich vor dem Steine hin und näherte die zum Kusse gerundeten Lippen der dicken, häßlichen Kröte . . .

In die träge, leblose Masse kam Leben und Unruhe ob solcher unerwarteten Zärtlichkeit. Ihre blöden Glotzaugen wurden größer und größer, die Flanken flogen ihr in zitternder Angst. Und schließlich, als sie kein Entrinnen mehr sah, wuchtete sie sich schwerfällig auf, — und eine feucht-kalte, schleimige Masse platschte dem kleinen Helden ins Gesicht! . . .

Mit gellem Aufschrei sank er hintenüber — eine tiefe, wohltätige Ohnmacht hob ihn von der Erde auf und entrückte ihn der märchenfeindlichen Wirklichkeit . . .

Mit entsetzten Sprüngen war die Kröte davon gehüpft und im nahen Dickicht verschwunden. Jule aber lag totenblaß, wie gestorben da. Seine Rechte umspannte noch immer das Holzschwert, während der Papierhelm mit der kühngebogenen Hahnenfeder zerknüllt und zerdrückt unter seinem Kopfe lag —

Und der Tag floß weiter, und allmählich wich der Bann der Mittagsschwüle von der starren Welt. Die Blumen hoben die Köpfe wieder, durch

Baum und Strauch ging ein Rauschen, die Vögel fingen an zu singen. Da kehrte auch in Jules blasses Gesicht die Röte des Lebens wieder, seine Brust hob und senkte sich in regelmäßigen Atemzügen, um den halboffenen Mund des Schläfers leuchtete ein stilles, stolzes Lächeln auf. Im Traume hielt nun der kleine Held die schöne Prinzessin im Arm — im Traume war er Herr und König über das alte, große Reich der Riesen geworden!...

Und so fanden ihn am Abend der Vater und Männer vom Dorfe, die auf die Suche nach ihm ausgezogen waren. „Ick bün König von dei Riesen worren!" stammelte der kleine Held noch traumbefangen, als er die Augen aufschlug. „Wat büst du?" klang die harte Stimme des Vaters in seinen Traum — „König von dei Riesen!" stotterte er noch einmal hervor — „En Döskopp büst du!" schrie der Schulze wütend. — Und im selben Augenblick ging auf den kleinen Helden auch schon ein gewaltiger Prügelregen nieder, in dem sich die Angst des Vaters um seinen verloren geglaubten Jungen Luft machte —

Jule, der Lappländer, mußte da erkennen, daß das alte, große Reich der Riesen für immer versunken war...

Abendstimmungen.

Sonnenuntergang.

Die Sonne steht schon tief im Westen. Ihr Himmelbett ist gemacht. Die Abendröte, ihre alte, treue Dienerin, hat die Purpurkissen aufgebettet.

Es war ein heisser Tag, und die Sonne ist müde. Sie rüstet sich zum Schlafengehen. Das drückend schwere Prachtgewand hat sie abgestreift. Sie ist dabei, die letzten ihrer goldenen Locken zu bergen. —

Und nun steht sie da im Nachtgewand! Unbewusst fängt die Röte der Scham sich auf ihren Wangen. Ein letzter, scheuer Blick fliegt in die Welt: ob auch jemand zuschaut? . . .

Und wahrhaftig, dort in der Ferne schielt es schon wieder über den den Himmelsrand: vorsichtig, nur mit einem Stück des Gesichts — der Mond, der freche Mond! Immer hat der so zu gucken, nie ist man sicher vor ihm!

Jäh erglühend, wirft sie ihm einen bitterbösen Blick zu und schlüpft hastig ins Bett. Die Purpurkissen schlagen über ihr wie Flammen zusammen.

Schlafen Sie wohl, Frau Sonne!

Froschkonzert.

Langsam hat der Mond den Himmel erstiegen. Schon spiegelt sich ein Stück seiner Sichel in dem kleinen Teiche, der tief im Kornfeld versteckt liegt.

Am Ufer und auf den breiten Blättern der Wasserrose kauert es, regungslos, gleich schwarzen Klecksen: die Mitglieder des Fröschegesangvereins „Nachtigall."

Der Kapellmeister, ein wohlbeleibter Herr, hat seinen Platz auf einem grossen, glatten Steine, der wie ein Kahlkopf aus dem Wasser hervorsieht.

Und nun beginnt's: quak! quak! Unermüdlich, ewig das Gleiche — mit einer zähen Ausdauer, wie sie nur aus heiligster Kunstbegeisterung entspringen kann!

Und ihre Kunst findet Anerkennung. Der alte Bauer, der dort vor seiner Haustür sitzt, pafft zufrieden dicke Tabakswolken in die klare Abendluft.

„Hör' die Frösche, Alte!" sagt er zu seiner Frau — „'s bleibt morgen gut Wetter! Wir bringen unsern Roggen herein!"

Abendtau.

Ein feiner Lichtstreif liegt noch im Westen und erzählt den lauschenden Sternen von der heimgegangenen Mutter, der Sonne..

Es ist die traurig grosse Geschichte: eine Heldenmutter stirbt, damit ihre Kinder leben . . .

Und als die Geschichte geendet und es ganz dunkel geworden, fällt eine leuchtende Träne durch die Nacht . . .

Das Märchen von der Milchstraße.

Mein Schwesterchen auf dem Schoss, sitze ich am Fenster. Es ist dunkel im Zimmer, und von draussen her grüsst die Nacht mit tausend hellen Sternenaugen zu uns herein.

„Du hast mir eine Geschichte versprochen!" sagt sie — und sie bettelt und schmeichelt, bis ich nachgeben muss und zu erzählen beginne:

„Vor langen, langen Zeiten — die Welt war eben erst fertig geworden — nur die Sterne fehlten noch — die Nacht war immer ganz schwarz — und der Himmmel war wie ein frisch umgepflügtes Ackerfeld, in das noch kein Saatkorn gefallen —

„Da hängte der liebe Gott sich eines Tages ein grosses Sälaken um die Schultern — und er füllte es bis obenhin voll goldener Sternensaat — und er ging aus zu säen und streute mit vollen Händen den lichten Segen über die Gefilde des Himmels —

„Und alsbald leuchtete es auf, weithin, an allen Ecken und Enden — ein buntes Lichtgewimmel. — Noch heute siehst Du den Weg, den der himmlische Sämann gegangen — sieh! dort der helle Sternenstreif: die Menschen nennen ihn die Milchstrasse —

„Denn Gottes Sälaken hatte ein Loch — die lieben Engel hatten vergessen, es zu stopfen — und während er so dahinschritt, sickerte es unten durch — ein breiter Strom goldener Saatkörner —

„Und für ewige Zeiten wurde so der Weg verraten, da Gottes Fuss gegangen . . ."

Ungeboren.

Wie glücklich wir lebten, als wir noch nicht geboren waren! Das war in einem Sumpfe, ganz am Ende der Welt — dort wo sie mit Brettern vernagelt ist, wo der Bretterzaun der menschlichen Erkenntnis das Endliche trennt vom Unendlichen.

Und der Sumpf, in dem wir lebten, begann unmittelbar hinter dem Bretterzaun.

Ein jedes von uns sass auf einem breiten Wasserrosenblatt. Das war ihm zugeteilt als sein Besitz, sein Spielplatz, sein kleines Reich. Wir waren ja ganz kleine Kinder, und ein Wasserrosenblatt bot uns Raum genug.

Wir lebten glücklich, denn wir lebten wunschlos. Glauben und Zweifel waren uns fremde Gäste. Kein Hauch von Gedanke trübte den hellen Spiegel unserer Seele.

Wir kannten keine Gegenwart, wir kannten auch keine Vergangenheit und Zukunft. Die Zeit war uns eins, war die Ewigkeit — ein Wasser ohne Anfang — ohne Ende . . .

Wir patschten ins Wasser, und wenn die Tropfen uns nässten, lachten wir — ein glockenhelles, bis auf den Grund durchsichtig klares Lachen! Der geborene Mensch kennt dieses Lachen nicht; sein Lachen ist nur der Gegensatz zum Weinen, nicht das Lachen selber . . . .

Und doch, ein Dunkles lag auch in uns, eine unbestimmte Angst, die unser Glück nicht ganz vollkommen sein liess. Gross fragend hefteten sich unsere Augen zuweilen auf den Bretterzaun: was lag dahinter?

Von Zeit zu Zeit kamen grosse, weisse Vögel mit langen, dünnen, roten Beinen da herüber. Wir empfanden sie unbewusst als unsere Feinde, wir plumpsten bei ihrem Anblick ins Wasser wie aufgescheuchte Frösche.

Aber die grossen, weissen Vögel erwischten jedes Mal einen von uns — oder auch zwei — oder auch drei —

Und noch aus weiter Ferne hörten wir das herzzerreissende Geschrei der Geraubten, wenn die grossen, weissen Vögel mit ihnen über den Bretterzaun zurückflogen.

Was lag dahinter? . . .

Was lag dahinter? . . .

Lieder vom Glück.

Vor Jahren.

Das war im Frühling unsres Lebens,
Am Himmel stand ein Morgenrot,
Da folgten unsre jungen Herzen
Der Liebe ewigem Gebot.

Wie prangte weit die Welt in Hoffnung,
Und Sehnsucht selig uns umfing,
Von unsern Händen blinkte lockend
Der kleine goldene Schicksalsring.

Froh gab die Freiheit sich gefangen,
Wir wurden eins in Not und Tod —
Das war im Frühling unsres Lebens,
Am Himmel stand ein Morgenrot . . .

Lied des Mannes.

Der Morgenröte wildes Glühen,
Des Frühlings ungebändigt Blühen,
Kam alles nun in dir zur Ruh —
Du bist der Sommer meines Lebens
Und die Erfüllung meines Strebens,
Die reife, goldne Frucht bist du.

Wie reg' ich froh die starken Hände
Und schaffe, schaffe ohne Ende
Und fühle alle Müde nicht!
Wohl ist die Sehnsucht mir gestorben,
Doch hab ich neues Glück erworben,
Das Glück der hohen, frohen Pflicht!

Lied der Mutter.

Wie hab' ich doch so dumm geträumt,
Ich töricht' Kind!
Ich glaubte, ewig der Frühling blühte,
Ich war so blind!

Seit mich dein starker Arm umfangen
An Seele und Leib,
Ist meiner Jugend Traum zerronnen,
Ich wurde Weib! —

Das Glück, das ist keine lustige Dirne,
Die tanzt und lacht —
Das Glück, das ist eine bange Mutter,
Die sorgt und wacht . . .

Nach Jahren.

Wir stehn nun still und schaun zurück
Auf verblasstes Leid, auf verblühtes Glück;
Wir sind einen weiten Weg geschritten,
Wir haben geliebt, wir haben gelitten.

Schwer traf uns mancher grosse Schmerz,
Und tausend Tode litt das Herz;
Doch Sonne rang sich aus dunkeln Stunden,
Und Rosen wuchsen aus tiefen Wunden.

Ein Glück in Tränen wird nimmer alt,
Es trotzt der Zeiten trüber Gewalt,
Es wurzelt tief im Menschenherzen
Und blüht und reift im Licht der Schmerzen.

Traumglück.

In meinen stillen Träumerein,
Da bin ich Gott, da darf ich's sein,
Da fällt die letzte Erdenschranke,
Da lebt und webt nur ein Gedanke:
O glücklich sein!

Ich baue mir des Glückes Schrein,
Recht klein für Einsamkeit zu zwein;
Der roten Ampel matter Schimmer
Füllt wie ein Liebestraum das Zimmer:
O glücklich sein!

Ich knie vor dir, und ich bin dein,
Es flammt nach dir mein ganzes Sein!
Wie Küsse meine Blicke saugen
Sich fest an deinen Traumesaugen:
O glücklich sein!

Nur einmal mit dir glücklich sein! . . . .
Ich seh es glühn im roten Schein,
Den wilden Purpur deiner Lippen
Wie lockende Korallenklippen:
O glücklich sein!

Gleichwie ein Blitz schlugs vor mir ein,
Du küsstest mich, und du warst mein!
Es stand die ganze Welt in Flammen,
Zwei Herzen flammten in eins zusammen —
O glücklich sein!

In meinen stillen Träumerein,
Da bin ich Gott, da darf ich's sein,
Da fällt die letzte Erdenschranke,
Da lebt und webt nur ein Gedanke!
O glücklich sein!

Das Nest.

Heute in tiefem Busch versteckt
Hab' ich ein kleines Nest entdeckt,
Ausgepolstert mit Feder und Flaum –
War wie ein heimlicher Liebestraum!
Still vor dem kleinen Neste stand
Ich voll Andacht, wie festgebannt,
Träumte von dir, und ein frohes Lied
Ist mir in banger Brust erblüht —
Komm, mein Kind, und neig mir dein Ohr,
Sing ich es leise, leise dir vor:

„Ich weiss mir ein Mädchen lieb und gut,
Blondhaar drängt sich unter dem Hut,
Hat zwei Augen kornblumenblau —
Die möchte ich wohl zu meiner Frau!

„Dann baut ich ein Nest so weich und warm,
Sie schmiegte sich zitternd in meinen Arm,
Pantöffelchen zwei und rosenrot
Ach! wären der Freiheit seliger Tod!

„Dann lebten wir wohl eine heimliche Zeit
In stiller, tiefer Glückeinsamkeit,
Bis schliesslich der Storch, der Langebein,
Uns nicht mehr liesse länger allein — —"

Plötzlich wurdest du dunkelrot,
Schluchztest in bitterer Liebesnot,
Bargst dein Köpfchen an meiner Brust,
Musste dich trösten in Weh und Lust,
Und meines Liedes leichter Fluss
Fand sein Ende in heissem Kuss —
Heute in tiefem Busch versteckt
Hab' ich ein kleines Nest entdeckt . . .

Heimkehr.

Ich bin gewandert durch alle Weiten
Und suchte mich
Und suchte dich,
Die du das Leben mir solltest bereiten —
Und fand nicht dich
Und fand nicht mich,
Ich bin gewandert durch alle Weiten.

Ich kehrte heim aus den fremden Fernen
Und liess den Schein
Und machte mich klein
Und schaute auf zu der Heimat Sternen —
Da ward ich mein,
Da ward ich dein,
Ich kehrte heim aus den fremden Fernen.

Max Götze.

Selbstbiographie.

Am 12. Juli 1867 zu Stargard im Großherzogtum Mecklenburg-Strelitz geboren, lebte ich bis zu meinem 22. Jahre in Mecklenburg. Im Herbst 1889 siedelte ich nach Hamburg, der „Hauptstadt von Mecklenburg", wie der Volksmund mit Rücksicht auf die große Anzahl der hier lebenden Mecklenburger sagt, über, um mich dem Zollfache zu widmen.

Meine Freude an unserm lieben „Meckelnbörger Platt" und mein Sinn für alles Lustige und Fidele trieben mich schon früher bei Familienfesten, Geburtstagen lieber Freunde u. s. w. zur Abfassung kleiner plattdeutscher Scherzgedichte. Später machte ich mich dann an die Bearbeitung kleiner Schnurren, ohne dabei an die Möglichkeit einer Veröffentlichung der Sachen zu denken. Doch, wie es im Leben so geht, — „von Ticktacken kümmt Burjacken": im September ds. Js. erschien im Verlage von Wilhelm Süsserott in Berlin mein Erstlingswerk: „Allerlei Kloenkram", Plattdeutsche Gedichte.

Die folgenden Beiträge sind teils ungedruckte Originaldichtungen, teils aus Zeitschriften entnommen.

So'n beten ut mine Jungsjohren.

I.

Kinnings, wat hett sick dat doch ännert in de Welt! — Dor vertellt mi letzt de teinjöhrige Jung von enen Bekannten, — de Jung besoecht ene grotstädtsche Schaul — dat se in de Schaul blot „auf Konferenzbeschluß" Schacht krigen könen. Jedesmal, wenn so'n Bengel wat utfreten hett, ward en Lihrer-Konferenz inberaupen, üm fasttausetten, wovel de Slüngel uptellt krigen sall. Un denn treckt de Rekter mit twei Lihrers in de Klass', un unner de persönlichen Ogen von den Herrn Rekter möt denn de en' von de Lihrers dat Haugeschäft besorgen, dat heit, man ja kenen Slag mihr, as fastsett't is, un man ja nich tau dull.

Herrgott! — Wenn ick denk, dat unse Lihrers bi jeden Puckelvull, den wie upladen hewwen, sick so 'ne Ümstänn'n makt hadden, denn wir'n se ja woll vör luder Konferenzen nich tau'n Schaulgewen kamen.

Nu kann ick mi dat öwer ok erklären, worüm hüt tau Dags de Schaulmeisters alle Johr in't Bad reisen möten, dat se man ehre „zerrütteten Nerven" wedder in den richtigen Verfat bringen: De Lüd' fehlt de Bewegung. Wenn so'n Lihrer sick dat ganze Johr geistig anstrengen möt, denn möt dor ok nah mine Meinung von Staatswegen för sorgt ward'n, dat so'n Mann ok de nödige Bewegung hett, dat ok de Körper sin Recht kriggt. Uns' Lihrers hewwen min Dag' nich noedig hadd, in't Bad tau reisen; de hadden Bewegung genaug. Un wat is dat nu doch för en erhebendes Gefäuhl, wenn man jitzt so sine leiwen Lihrers up't Öller all so woll un munter rümspazieren süht, un man kann sick mit gauden Gewissen dat Tügnis utstellen: Du hest din möglichst' dortau dahn, dat de Lüd' bi Kräften blewen sünd.

Min dunnmalige Klassenlihrer is körtlich Professer word'n. — För gewöhnlich stellt man sick nu unner so'n Professer enen ollen grisköppigen, klapperbeinigen Herrn vör — na, öwerst dor süllen Ji mal minen Professer seihn! De nimmt dat noch mit de jüngsten

up. Un dor will'n de Lüd' noch seggen, ick hadd de Schaul „mit wenig Erfolg" besöcht? Ick müggt mal seihn, woans dat minen leiwen Professer laten ded', wenn he mi nich in Quarta hadd harr.

Dat möt ick em öwer tau sin' Ihr ok nahseggen: he hett jede Gelegenheit, de wi em tau 'ne körperliche Bewegung beiden deden, vull un ganz utnutzt. He wüßt ganz genau, wovel Flicken jede von sine Quartaners achter in de Bür hadd.

Wenn ick allein an de Stunnen taurügg denken dauh, wo wie unse latinschen Extemporalien wedder krigen deden: wat hagelte dat Schacht!

Dor gew dat verschiedene Orten von Fehler: halwe, ganze, andert-halwe, duwwelte un denn de ganzen grawen, de sogenannten „Feldpost-packete" (≡≡≡). Wer twei von disse Ort hadd, kem up den „Schrecken-stein." Dat wir'n faste Pris'.

„Schreckenstein" näumten wi enen ollen vierbeinigen Hüker, de gewöhnlich achter dat Katheder stahn, bi Exekutschonen öwer as Richtblock deinen ded.

Ick seih unsen leiwen Dokter noch, wenn he so in de Klass' rin-kamen ded', de Extemporalienhefte mit so'n Avek up'n Disch dal bummste un sick denn so'n por Mal mit de linke Hand dörch dat Hor fohren ded'. Denn süfzte he so recht deip up un säd: „Die fünfte Arbeit des Herkules: Ausmisten des Augiasstalles. — Püh!" —

Un denn güng dat los: „Na, die ersten Zehn lasse ich mir noch allenfalls gefallen, aber dann kommt hier gleich einer, der schreibt: — sollte man es für menschenmöglich halten? — „civibus Romanibus"! Au! — Na, da wollen wir uns nicht aufhalten. Komm nur her, mein Bürschchen!" Un ihr' sick dat „Bürschchen" dat vermauden wir, leg dat all up den Richtblock un hadd ritsch! — ratsch! — so'n Stückener drei upladen. Wider kem unsʼ Dokting meistens nich mit uns, denn as geburne Soldaten söchten wi so ball as möglich den Hauptangriffspunkt tau decken: wi rutschten von den „Schreckenstein" dal un sett'ten uns mit den Angriffspunkt baff up de Jrd. Un wenn man denn so recht gift-geschwollen von unnen up den lütten Dokter ankiken ded', denn grifflachte he enen so recht fründlich un versöhnlich an un säd: „Solche kleinen Liebes-dienste erhalten die Freundschaft", dat man oft sülwst mitlachen müßt.

So hemw ick för männig „Feldpostpacket" Öwerfracht betahlen müßt. Öwer nich allein bi disse Gelegenheit hemw ick den „Schreckenstein" be-söcht, ach ne, ok süs noch oft genaug.

Mit de Tid hadd sick nämlich, wat min Person anbedrapen ded', en Taustand ruter bild't, de tau dat sünst in dat leiwe dütsche Vaderland gebrükliche Gerichtsverfohren in'n direkten Wedderspruch stahn ded'. Wenn nämlich irgend wat utfreten wir, un mine Lihrers künnen den Bösewicht nicht ruter krigen, denn hölen se sick an mi, dat heit, se be-wesen mi dat nich etwa, dat ick dat west wir, ne, denn müßt ick bewisen,

dat ick dat nich weſt wir. Künn ick dat nich, würd ick verdunnert. So heww ick ok männigmal unſchüllig leden. Öwer wenn ick mi jitzt ſo'n Öwerſlag mak un de Fäll, in de ick unſchüllig Schacht kregen heww, gegen de Fäll afwägen dauh, in de ick Släg' verdeint, öwer ken kregen heww, denn möt ick ſeggen: ick heww ümmer noch'n gaud Geſchäft makt.

Nahdeilige Folgen hewwen de Släg' ja, Gott ſei Dank, ok nich wider för mi hadd, öwer 'ne Egentümlichkeit hett ſick förre de Tid bi mi ruter bild't: ick kann ken Hükers ſeihn. Jedesmal, wenn ick bi mine Fru nah de Kök rinner kam, un unſe olle vierbeinige Kökenhüker kümmt mi tau Geſicht, denn krieg ick ſo'n egentümliches Jöken in de ſüdliche Puckelgegend, un

„Weit, weit aus ferner Zeit,
Aus grüner Jugend Wildnis"

klingt mi dat denn:

„Solche kleinen Liebesdienſte erhalten die Freundſchaft."

Un recht hett he. Up unſ' Dokting lat ick nicks kamen.

II.

„Du ſollſt deinen Nächſten lieben als dich ſelbſt." Dat is en'n ſchönen Spruch, un ſchön ſeg' dat in de Welt ut, wenn jederein ſick dornah richten ded'. Öwer ſo wid ſünd wi noch lang nich. Hüt tau Dags heit dat velmihr: „Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte." Irſt kam ick, un denn kam ick nochmal, un denn kamen de annern noch gortau lang nich. Un dor helpt nich Mudders Mahnwurt, nich Lihrers Red', dor helpt ken Preiſterſtunn'. Am beſten remſt enen dat Lewen ſülwſt de Wohrheit von ſo'n Spruch in; wenn ok männigmal up 'n beten unangenehme Ort un Wiſ'.

Mi is dat mit diſſen Spruch ok ſo gahn.

Öwer verſtaht mi recht! Ick will dormit nich ſeggen, dat ick nu de Muſterminſch wir, de öwer luder Minſchenleiw ſick ſülwſt vergeten deiht, ne, ick will dor blot mit ſeggen, dat de Erinnerung an de lütt Begewenheit, de ick hir nu vertellen will, mi doch all männigmal dorvon taurügg hollen hett, mi up Koſten von mine Mitminſchen enen Burdeil oder ene Annehmlichkeit tau verſchaffen. —

Unſ' Konditer an'n Mark hadd ene för uns Jungs ſihr lawenswirte Inrichtung drapen: he verköffte de Kaukens, de bi't Backen oder bi't Afnehmen von de Plat oder up ſüs 'ne Ort entwei gahn deden, för enen billigen Pris as Kaukenkrömel. Bedingung bi dit Geſchäft wir öwer, dat de Köper dat Verpackungsmaterial för de Krömel ſülwſt mitbringen müßt.

Dor dat nu öwerst je nah den Vörrat an Krömel oder je nahdem den Konditer de Kopp stahn ded', vel oder wenig för't Geld gew', nehmen wi Jungs ümmer ene möglichst grote Tüt mit. Enesdeils, üm den armen Zuckerkonditer nich vonwegen dat Unnerbringen von de Krömel in Verlegenheit tau bringen, annerndeils öwer ok, üm em von vörnherein unf' unbegrenztes Tauvertrugen tau sine Frigewigkeit tau bewisen. Am leiwsten wiren wi em woll mit so'n gadlichen Schepelssack unner de Ogen gahn, öwer — bescheiden as wi wiren — löten wi dat mihrstens bi so 'ne Tüt, wo sick 'ne utwussene Katt licht in verkrupen künn, bewennen.

Ungefihr mit so'n Tütenformat güngen min Fründ Emil un ick denn enes schönen Dags ok enmal wedder rin nah den Konditer sinen Laden, leggten unf' fiw Penning up den Ladendisch un, wildes de Mann nah de Backstuw' güng, um de Krömel tau halen, stünnen wi beid' dor in den Laden un bekeken mit grote, giperige Ogen de utgestellten Kaukens un soegen mit kruse Näsen den säuten Duft in. „Max", süfzte Emil endlich deip up. „Max, ick wull, min Vadding wir Konditer." — Wider kem he nich, denn in dissen Ogenblick kem de Konditer mit unse Tüt taurügg. Öwer he brukte ok nich wider tau reden; ick verstünn em ok so. Vull wir unse Tüt nu tworstens nich, öwer dat güng doch. Ganz vull hewwen wi se mines Gedenkens ok ken enzig Mal kregen.

Nu güng dat an't Deilen. För dit wichtige Geschäft hadden wi en för alle Mal nebenan den Durweg von den Aptheiker utwählt. Hir künnen wi „fern von dem Neid und der Mißgunst der Welt" dat Deilungs-Geschäft besorgen.

„Kik, Emil, hir! En'n halwen Muhrenkopp!"

„Un hir," röppt Emil, „en grotes Stück Schumrull! — Jungedi! De Konditer is doch 'n netten Mann!"—

As ick nu so in de Tüt rümmer wähhlen dauh, fähl ick dor mit'n Mal so was Breides, Hartes, un as ick de lütten Krömel bi Sid schuwen dauh, seih ick dor so wat brun dörch schämern. „Süll dat woll?" denk ick un, as ick nochmal ordentlich taufähhlen dauh, dor ward mit dat tau Gewißheit — ja, dor is'n Stück Schokolad' mang, ne halwe Tafel Schokolad'! Un kum dat ick dat ok man denk, stiggt ok all in mi dat Begehren up, de Schokolad' för mi allein tau behollen. Ick deil also wider ut, un tauletzt segg ick tau Emil: „Weit'st d' wat? — Dat enfachste is nu woll, dat wi den Rest so deilen, dat du hir disse vier groten Stücken kriggst, un ick nehm denn hir den Muschkram in de Tüt." Un dorbi schüttel ick de Krömel so, dat von de Schokolad' nicks tau seihn is, un lat em denn in de Tüt rinner liken.

Dor Emil sin Ogenmat em seggen ded, dat he sick bi disse Ort von Deilung nich slicht stahn würd, güng he up minen Vörslag in.

Wenn mi min Gewissen nu ok seggen ded, dat ick nich recht an minen Fründ hannelt hadd, so wir dat Högen up de Schokolad' doch

to grot, dat ick blot den enen Wunſch hadd, ſo ball as möglich mit minen Schatz allein tau ſin. Ick ſäd alſo Emil adjüs un rönnte all wat ick künn nah Hus.

Hir in unſen halwdüſtern Holtſtall krig ick mi min Tüt nu wedder vör, grawwel mi min Stück Schokolad' mang de Krömel rut un bit mit ſo'n rechten Giper dor up los . . . Doch, wat is dat? — Wat ick ok bit, ick krig dor nicks von af. — Dat Tügs is tag as Ledder un ſmeckt nah nicks weniger as nah Schokolad'. Ick ſtöt nu de Stalldör apen un, as ick mi min vermeintliche Schokolad' nu bekiken dauh, ward ick gewohr, dat dat — 'ne halwe Sahl von'n ollen Bäckertüffel is.

Süh! — Sörre de Tid ſegg ick mi ümmer, wenn mi mal Gelüſten ankamen, mi up Koſten von mine Mitminſchen enen Vurdeil oder ene Annehmlichkeit tau verſchaffen:

„Jawolling! — Bäckertüffel!"

De Tiden ännern ſick.

De Schriwer hett Gehalt hüt kregen.
Vergnäugt kümmt he nah sine Fru.
„So," roeppt he, „Mudding, nu man lustig!
Hurrah! — Wat brukt wi wider nu? —
Ick kam mi vör so as so'n Krösus! —
Wat wir'n wi gistern arm un klein!
Hüt heww'n wi Gröschens in de Finger,
Hüt koen'n w' den Düwel danzen seihn,
Nu kumm man her, min lüttes Snuting,
Kumm her un nimm Din Wirtschaftsgeld! —
Ja, wenn vörbi sünd Not un Dalles,
Kickt man glik anners in de Welt!" —
As he ehr nu dat Geld will gewen,
Dor foellt en Groschen up de Jrd
Un rullt un rullt dor up den Bodden,
Bet unner't Schapp he sick verliert.
„Na, lat em reisen," seggt de Schriewer
Von baben raf recht bramsiglich,
Uem so'n oll'n Groschen sick tau bücken,
Ne, Olling, dat verlohnt sick nich." —

De Tid vergeiht, de Tid geiht wider,
De Dag is wedder ranner ball,
An den nah Vörschrift unse Schriwer
Gehalt nu wedder krigen sall.
Twei Dag' vörher sitt he ganz trurig
Tau Hus un kickt still vör sick hen
Un fohrt mit alle teinen Finger
Nervös dörch't Hor sick denn un wenn.
Dor is't mit enen Mal, as wenn em
Dor dörch den Kopp wat scheiten deiht;
He richt't ganz plötzlich sick tau Hoechten,
Un ut de Stuwendör he geiht. —
Nah'n beten hürt sin Fru so'n Schurren
Dor in de Stuw glik nebenan.
„Wat hett denn dat nu tau bedüden?"
Denkt se. „Wat muscht denn dor min Mann?"
Un as nich uphürt dat Marachen,
Ward ehr ganz ängstlich dat tau Sinn.
Se makt de Dör ganz lising apen
Un kickt dor nah de Stuw' herin:
So lang, as de Natur em schaffen,
Liggt dor ehr Männing up de Jrd,
Un mit 'ne Füertang un'n Krückstock
He unnert Schapp dor rümhantiert.
As he de Stuwendör hürt knarren
Un hürt sin Fru ehr ängstlich Stimm,
Dor dreiht sin puterrodes Antlitz
Mit Pusten he nah ehr herüm.
Un up sin Fru ehr hastig Fragen
Stoehnt he: „Entsinnst Du, Mudding, Di? —
As ick Din Geld Di dunn ded gewen,
Dor foel en Groschen runner mi" . . .
„Ach, Männing," seggt sin Fru dor schüchtern,
Un rod ehr't in't Gesicht rin joeggt,
„Jck hadd ken Geld mihr, un dor heww ick
Den Groschen mi all ruter soecht."

Ludwig Hamann.

Selbstbiographie.

Mit einer Selbstbiographie ist es eine eigene Sache. Schließlich muß man etwas gutes oder schlechtes von sich sagen, und beides wird mir schwer. Wen könnte es überhaupt interessieren, daß ich 1870/71 mitgemacht, d. h. damals und zwar im Jahre 1867 schon geboren war und daß ich vier Tage später als Luther und Schiller das Licht der Welt erblickte? Es war ein kalter Novembertag, wie man mir sagte, der 14. Ich wuchs erst in besseren, dann in weniger guten Verhältnissen heran, besuchte in meiner Vaterstadt Schwerin die Realschule und ärgerte meine Lehrer und mich, bis auf beiden Seiten die Erlösung vom Übel erfolgte. Ich hatte Veranlagung für Malerei, Musik und die Dichtkunst und ritt schon von Quinta an den Pegasus in allen Flugarten. Du lieber Gott, was ergreift der Mensch nicht, wenn er sich im stillen für einen, wenn auch kleinen Dichter hält? Da wurde ich denn Buchhändler, um wenigstens mit genannten Künsten in praktischer Fühlung zu bleiben. Ich habe mich dann in Redaktionen, in den typographischen Künsten und was damit zusammenhängt, umgesehen, mehrere Jahre verschiedene Zeitungen redigiert, viele Geistesprodukte darin veröffentlicht und eine große Zahl Gedichte, meist anonym, veröffentlicht.

Da ich der Musik und Malerei als eifriger Dilettant huldigte, habe ich mir manche Stunde mit diesen Künsten verschönern können und habe auch die Kunstländer Italien und die Niederlande bereist, um an der Quelle zu genießen. Dann gründete ich einen Verlag in Leipzig und schrieb mir die dazu gehörigen Bücher zum Teil selbst. Ich schrieb unter den Pseudonymen Spielmann, Xanthippo, (Konventionelle Lügen im Buchhandel) Schwerin, Arkus usw. Unter eigenem Namen veröffentlichte ich u. a.: „Die Fahrt ins romantische Land" Aufl. 18. — „Der Umgang mit Büchern und die Selbstkultur" 2. Aufl. 1899 „Hubbigs Abenteuer" usw. Im Jahre 1900 gründete ich ein umfangreiches Unternehmen „Die Musik-Woche", deren Redakteur und Mitbesitzer ich heute bin.

Schließlich sei nicht vergessen, daß ich ein nettes Frauchen nahm und daß ein liebes Töchterchen mich für alle Wünsche entschädigt, die das Erdendasein mir unerfüllt läßt.

Ungedruckte Originalbeiträge.

Der Tod.

Ein Freiersmann zieht durch das Land,
Gar finster schaut er drein,
Und wenn er dran Gefallen fand,
Dann war das Mägdlein sein.
Und ob sie eines andern ist,
Der wilde Freiersmann sie küsst.
Der wilde Freiersmann.

O Freiersmann, wie bist du kalt,
Ich hab vor dir ein Grau'n.
Gar grämlich bist du schon und alt,
Mein Schatz ist hold zu schau'n.
Wenn der mich herzt, wenn der mich küsst,
Mir wohliger zu Mute ist,
Du wilder Freiersmann.

„Und ist dein Schatz auch frisch und warm,
Er nimmer dich mehr hält.
Ein König hat dich jetzt im Arm,
Und dem gehört die Welt.
Ich mach dich frei aus Liebesnot,
Dein Freiersmann, es ist: der Tod,
Der wilde Freiersmann!"

Im Traum.

Nun ist die Nacht herein gebrochen
Und deckt der Menschheit Mühen zu.
Die Stadt liegt schon im tiefen Schlummer,
Doch meine Sehnsucht hat nicht Ruh.

Du bist's, an die ich still gedenke,
Voll Sehnsucht schau' ich in die Nacht
Und zähl' in Ungeduld die Sterne,
Ob wohl mein Lieb daheim noch wacht?

Vielleicht liegt sie im süssen Schlummer
Und träumt in diesem Augenblick
Von uns'rer Liebe Harmonien
Und uns'rem jungen Liebesglück.

O, könnt im Traum ich sie umschweben,
Hold ruht sie da und träumt gewiss,
Indem die Lippen süss erbeben, —
Dass ich sie liebeglühend küss'!

Zwei Weihnachtslieder.

Weihnachtswunsch.

In weisse Kissen den Kopf geneigt,
Sie über ihr krankes Kind sich beugt.
„O Mutter“ so zittert die bange Frag',
„Gelt Mütterchen, morgen ist Weihnachtstag?“
Da krampft sich zusammen ihr Mutterherz,
Kaum kann sie sprechen in ihrem Schmerz,
Ob morgen es wohl erleben noch mag?
„Mein Engel! Ja, morgen ist Weihnachtstag!“
„„Gott nimm mich mit von hinnen,
„„Weiss nicht, was sonst beginnen!““

So hat die Mutter die ganze Nacht
An ihres Kindes Bett gewacht.
Bald keucht die Brust, bald atmet's kaum,
Bald spricht das Kind im Fiebertraum:
„Will artig sein und lieb, und dann — —
„Kommt auch zu mir der Weihnachtsmann?“
„„Mein Engel, ja! — Ihr Herz ist wund —
„„O Gott, mach mir mein Kind gesund!
„„Sonst nimm auch mich von hinnen,
„„Weiss nicht, was sonst beginnen!““

Nun graut herein der Weihnachtstag,
Das fahle Licht fällt ins Gemach.
Das Kind schläft ein — zur kurzen Ruh
Fällt nun auch ihr das Auge zu.
Da träumt sie, jemand tritt herein,
Und spricht: Willst du einst selig sein,
Heut hast du diesen Wunsch noch frei,
Dass dein das ew'ge Leben sei!
Willst du den Schatz gewinnen,
Nehm ich dein Kind von hinnen!

„„Nein, nicht um alle Seligkeit!!““
Entsetzt die arme Mutter schreit,
„„Hat Gott doch alle Himmelslust
Gesenkt schon in die Mutterbrust!““
Und jählings ist sie aufgewacht. —
Und siehe da: Ihr Kindchen lacht!
Wohltuend hat's der Schlaf umfangen,
Und leicht schon röten sich die Wangen.
„„Ich lass dich nicht von hinnen,
„„Weihnacht, du kannst beginnen!““

Christabend.

Wie stürmt er durch die Gassen,
Der eisig kalte Wind! —
Und über die Wangen, die blassen,
Rinnen die Tränen dem Kind.

Christabend nahte wieder.
Aus jedem Kämmerlein
Erklingen Weihnachtslieder
Und strahlt ein Kerzenschein.

Allüberall herrscht Frieden,
Und nur bei mir ist Not;
Mir ward kein Baum beschieden,
Längst sind die Eltern tot.

Und an die Fensterscheiben
Die Stirne fest gedrückt,
Ein wenig stehen bleiben,
Von all dem Glanz berückt.

O, all die Lust der andern
Zu sehn mit durst'gem Blick!
Und wieder weiter wandern
In Not und Nacht zurück!

Wie stürmt er durch die Gassen,
Der eisig kalte Wind! —
Und über die Wangen, die blassen,
Rinnen die Tränen dem Kind!

Freiin Elisabeth von Maltzahn.

Selbstbiographie.

Freiin E. v. Maltzahn wurde geboren am 24. Januar 1869 in Kühn in Mecklenburg. Sie wuchs in Schwerin auf und lebt seit einigen Jahren in Wernigerode a. Harz.

Schriften: „Ilsabe", — „Der Hofprediger Ihrer Durchlaucht", — „Doktor Bernhardus", — „Das heilige Blut", — „Luginsland" (Gedichte), — „Getrennte Treue", — „Eine Königin von Frankreich und Navarra".

Ungedruckte Originalbeiträge.

Frühling.

Bergwaldschönheit, Buchenschatten,
Grüne Flut krystall'ner Seen —
Fern am Abstieg Kiefern rauschen
Und des Talwinds leises Wehen.

Rosenduft und Knospenfülle,
Weisser Wolken flüchtig' Ziehen —
Und die Schwalbe eilt gen Norden,
Weil die Berge wieder blühen!

Holde Zeit ist's; hoffnungsfröhlich
Ist der erste Strahl entglommen!
Alle Berge blühen wieder —
Bist auch Du nach Haus gekommen?

Verlorenes Glück.

Rings in den Gärten der Flieder blüht,
Im Strahlenkranze die Kerze glüht
Bei'm fröhlichen Hochzeitsmahle!
Ich steh' am Fenster in schweigender Nacht
Und blick' in die rauschende Festespracht
Im leuchtenden Marmorsaale.

Die Sterne funkeln wie einst im Mai'n:
Im Mondlicht wanderten wir zu Zwei'n,
Wenn der Nachtwind sein Feierlied summte;
Dann ward es stille am Waldessaum, —
Die Ufer lagen im Frühlingstraum,
Und das letzte Heimchen verstummte.

Und wieder ist's Mai! wie kalt ist mein Herz!
Es fiel darauf nieder der erste Schmerz,
Das Lenzlied ist jäh verklungen!
Ich sah im Saale voll Herrlichkeit
Meines Liebsten Liebste im Brautgeschmeid' —
Da ist mir das Herz zersprungen!

Die Weihnachtsrose.

Das Christkind zog zur Weihnachtszeit
Über die graue Halde —
Ein diamant'nes Festtagskleid
Beschert's dem stillen Walde.

Wie fröhlich blickt der Rosenstrauch,
Gleichwie in Lenzestagen — —
Sollt' er in dieser heil'gen Nacht
Ein Rosenknösplein tragen?

Tief unter'm Schnee blüht's leuchtend auf —
Das ist des Christkinds Weise!
Die Weihnachtsgaben trägt's herab
Vom Himmel leise, leise!

Und durch die weissen Wipfel zieht's
Wie Flötenspiel und Singen:
Ein Knösplein schenkt's dem Rosenstrauch —
Was wird es dir erst bringen?

Anna Fredersdorf.

Selbstbiographie.

Höchst ungern sehe ich in den Spiegel. Warum?: Weil mir nichts Schönes daraus entgegen leuchtet. Dennoch ist mein Herz voll Dank gegen Gott, der mich so gut geführt und gegen alle lieben Menschen, die in meinem Innern die heilige Flamme der Freundschaft nähren. Geboren wurde ich am 23. März 1869 in Grevesmühlen in Mecklenburg. Mit 15 Jahren mußte ich mir mein Brot selbst verdienen. Daß es durch Dichten nicht möglich war, bedarf wohl keiner Belege. Auch heute noch liegt meine Tätigkeit auf ganz anderem, auf hauswirtschaftlichem Gebiet. Aber daß ich der täglichen Beschäftigung zuweilen eine Krone aufsetzen darf, daß meine Verse, Skizzen, Novellen und sozialpolitischen Artikel bereitwillige Drucker fanden und von den verschiedensten Zeitschriften mit Preisen belohnt wurden, macht mich sehr froh. —

Da der Schriftsteller nur singen und sagen soll, was aus der Tiefe seines Wesens zum Lichte drängt, was er als wahr und gut erkannt hat, so erscheint mir eine sichere Unterlage, die ihm „freie Bahn" gestattet, geradezu Entwickelungsbedürfnis. Und ich lebe der festen Zuversicht, daß ich mir diese Freiheit des Schaffens erringen oder gewinnen werde, wie ich in der alten Hansastadt Lübeck, eine Stunde von meinem Geburtsstädtchen Grevesmühlen, seit 15 Jahren eine zweite Heimat gewonnen habe.

Ungedruckte Originalbeiträge.

Herbst an der See.

Nun ist des Sommers Herrlichkeit vergangen,
Grau zieh'n die Wolken über unserem Haupt.
Der Wald, der Garten, jüngst in vollem Prangen,
Steh'n trauernd, ihres Blätterschmucks beraubt.
Und doch: Das bunte Laub zu unseren Füssen,
Manch' grünes Blatt, das noch am Baume klebt, —
Ist's nicht, als will es uns noch scheidend grüssen?:
Das Neue kommt, das Alte hat gelebt!

So denkt der Mensch. — Mit Sorgen und mit Schmerzen
Hat er gekämpft, mit herbem, bitterm Leid, —
Kehrt dann die Freude ein in seinem Herzen —
Vergisst er schnell die schwere Leidenszeit.
Doch wenn die Freude wieder zog von dannen
Und abermals so trübe Tage nah'n,
So lässt des Glückes Traumbild sich nicht bannen,
Bis einst das Herz den letzten Schlag getan.

Dumpf rollt das Meer. — Und ich muss seiner denken,
Der, — ach, so oft! — mit mir am Ufer stand,
Fast zaudernd, mir den kleinen Kranz zu schenken,
Den er geschickt aus Gaisblattblüten wand.
Mit schlichtem Danke nahm ich ihn entgegen,
Ich weiss nicht, ob mit lächelndem Gesicht.
In seine Hand die meinige zu legen,
Das wagte ich zum ersten Male nicht. —

Fern weilt er nun. Und doch sind die Gedanken
Mir nah', — wie ich aus seinem Gruss geseh'n.
Es gibt kein Scheiden, keine engen Schranken,
Wenn sich zwei Menschenkinder ganz versteh'n!
Jedwedes Wort von Freundschaft und von Liebe
Hat eines gern dem anderen erspart.
Es ruhe, wie die meisten zarten Triebe,
In unseres Herzens Garten wohl verwahrt. — —

Gleich hunderten vergess'nen Liebesschwüren,
Marienfäden zieh'n von Baum zu Baum.
Wer wird zurück den rechten Weg sie führen?
Ach, alle platzen, wie der Welle Schaum!
Nur, was in aller Stille gross geworden,
In unentweihter Herzen heil'gem Hort,
Das trotzt dem Herbst, dem Sturm aus Ost und Norden,
Das blühet auch im rauhen Winter fort.

Gleichklang.

Wie schön ist's, wenn zur guten Stunde
Wir einen lieben Menschen seh'n,
Den wir im tiefem Herzensgrunde
So völlig glauben zu versteh'n!

Da fallen alle engen Schranken
Wie Blätter vor dem Wirbelwind,
Des andern innerste Gedanken —
Wir fühlen's, — auch die eig'nen sind.

Ja, soviel Treue, soviel Liebe,
Und soviel Freundschaft, unverstellt,
Ist in dem seichtesten Getriebe
Auch heut' noch auf der Gotteswelt!

In Worten nicht, in leichten, schönen,
Gibt diese Harmonie sich kund!
Wo starke Hersenssaiten tönen,
Verstummt das Lied und schweigt der Mund.

Auguſt Seemann.

Selbſtbiographie.

Einfach un ebendrächtig is bet upſtunns min Läben dorhen gahn. Buren bün ik an 'n 14. September 1872 tau Groten Rau (Groß Roge), ein Burdörp, 'ne gaud Stunn von Teterow, wecker Stadt jo äwerall wegen ehr Uhlenſpeigelien bekannt is. Dor heff ik uck min Kinnertit verlewt. Min Vadder, den ik all vörn Reig von Johrn verlorn un den ik as 'n ſtillen, ſinnigen Kirl in't Gedächtnis heff, weer dor Bäuner. Sall ümmer ein ruhiges Kind weſt ſin, un dor ik as dat Neſtküken uter dei Schaularbeiten — un ein einfach Dörpſchaul verlangt jo nich vel — in dei Wirtſchaft nich oft Hand an tau leggen bruckte, hadd ik vel Tit taum Smökern, un ik leſ' alles, wat mi an Tidingen un Bäuker vör Ogen kem. Nah min Konfirmatſchon nehm min öllſt Brauder, dei Lihrer in Berlin weer, mi mit dorhen, un ik müßte dei Präparandenanſtalt un dat Seminor dor dörchmaken. Nahdem ik 1894 in 'n ſtädtiſchen Schauldienſt anſtellt worden weer, kem ik in den dortigen landsmannſchaftlichen Verein vonne Meckelborg-Sweriner un in dei annern plattdütſchen Vereine rin, un in dei Fröm güng mi nu dei Schönheit, Kraft un Eigenort von unſ' oll Mudderſprak up, un ik füng an, ſönn bäten plattdütſch tau ſchriwen. Ein ganz Reig von plattdütſche Lieder, Balladen un lütt Geſchichten ſünd in dei nächſten Johrn in't „Plattdütſch Leeder-book", in dei plattdütſch Halfmandſchrift „Eekbom" un in dat „Johr-book I und II" von den „Allgemeinen plattdütſchen Verband" druckt worden. Ein Sammlung von min plattdütſchen Balladen un Liedern gew ik unner den Titel „Heitblicken" (Wetterleuchten) in 'n Verlag „Hilfsverein deutſcher Lehrer, Berlin" ruter.

Ungedruckter Originalbeitrag.

An dei Slüs'.

Still un ebendrächtig leg' dei Warnow as ein lang, small See, denn dat Water stünn hoch, un dei Slüs' weer tau un let uck nich dat lüttste Spirken affleiten.

Ik stünn dor mit minen Unkel bi 't angeln, hadd jüst einen dreipünnigen Bors in 'n Fischbüdel stäken un wull wedder einen frischen Maddick up den Haken ströpen.

„Lat't wesen!" seggt dor min Unkel.

„Nanu," segg ik, „dei Fisch bitt doch hüt ganz kaptal."

„Stimmt, öwerst kik dor nah rechts."

Richtig, dor achter dei Widenbüsch, wecker den Fluß up beide Siden bibrämten, schinten dei witten Segel von einen Kahn räwer, denn ein stiwer Südwestwind rasch neger drew.

„Sühst du, dei will hier dörchslüs't warden," seggt min Unkel wedder, „un dat kann ein gadlich halw Stunnen wohren, un wildes bitt doch kein Bors un Häkt nich, höchstens ein Kuhlbors odder 'n Witting. Dat Water flütt tau stark. Un en poor Lütten sünd dat Stahn hier nich wirt. Kumm achter den Widbusch, dor 's 't äwerwennig, un dor an den Anbarg ran schint dei Sünn so recht schön warm, dor will 'n wi uns hensetten, bet sick dat Water verlopen hett."

Wi hüngen denn nu unf' Büdels in't Water, dat dei Fisch un dei Maden frisch blewen, stellten dei Angelschächt mank ein Widtwähl un smeten uns lingelang in't Gras hen.

Jungedi, weer dei Platz schön. Dat Og güng wit äwer dat eben Land, in dat jüst dat Vörjohr sinen Intog höll un sin Gaben all so dicht un riklich sei't hadd, dat dat utseg' as dat Farwbrett von 'n Maler. Tens unf' Fäuten sett'e eben hellgräun dei Wisch an, dörch dei in 'n widen Bagen as ein breides Band dei Warnow mit ehr düstern Bülgen leep. Dorachter an'n Auken stünn as ein swarte Wand dei Dannenholt, un äwer sin jungen, niedrigen Schonungen weg, glümmten von minen Unkel sin Dörp dei rodbrennten Dakstein räwer as Kahlen, dei uppen Fürhird gläsen.

Nipp un nürig kek ik dei ganze Herrlichkeit dörch, weer mi doch alles wat Niges, denn ik was ein buren un tagen Stadtkind un blot tau Besäuk bi minen Unkel, dei hier Köster un Schaulmeister weer.

Un ik frög em nah alls, wat mi vör Ogen kem. Süh, dor weer all wedder wat, dat ik mi nich verklorn künn.

„Segg mal, Unkel, wat's dat Swarts dor achter, dor in dei Eck, wur dei Fluß sick ein bäten rümswengt. Dat süht jo as 'n eigentümlich formten Stein ut un schint doch lewig tau wesen."

„Is't uck," seggt min Unkel, „dat 's oll Wittsaut ut uns' Dörp."

„Wat deit dei dor?" frög ick nu all ganz niegierig.

„Dei angelt dor uck. Fast alle Dag kannst em sitten seihn. Hei hett meist poor Angelrauden bi sick, leggt dei bi sick an 't Üuwer so dal, dat dei Simmen in't Water hängen un treckt sei wedder up, wenn ein Fisch anbäten hett un doran spalken deit. Un bi dit Geschäft sitt hei up ein oll Melkenemmer, dat hei sick mitbröcht hett, un in dat hei uck dei fungen Fisch smiten deit. Deils deit hei dat ut Bequemlichkeit, deils äwerst uck ut Vörsicht, wil früher dei jungen Kirls sick bi 't Angeln den Spaß möken un den Ollen ümmer dei Fisch ut sinen Fischbüdel von hinnewarts wegmopsten, wildes hei blot acht up sin Flott hadd. Denn dei Oll is wat wirrig in Kopp un plegt hier am leiwsten sin Sinnen un Grüweln, wil mal hier em dat Leiwste von 'n Harten wegreten is."

Min Unkel hadd sick orig in 'n Iwer redt. Sin Ogen hadden sönn schämerig Utseihn un keken so sinnig un grot in dei Firn, as güngen sei up dei Sporn von olle, längs verflaten Tiden. Un sönn Teiken, dat kennte ik, denn späukte em ein Geschicht in 'n Brägen.

Na, ik purrte em denn 'n bäten an, tau vertellen.

„Dat's woll all lang, sihr lang her, dat dat gescheihn is," säd ik so quanzwis' in minen jungen Bort rinner. Un richtig — jungedi, dat freute mi äwerst! — hei spünn sin Gorn wider.

„Ja, ja, hest recht, min Sähn, is all lang her. Äwerst ik weit dat noch so genau, as weer dat gistern passiert. Weer twors in ein Tit, wur dat Land vull Larm un Upruhr weer un dat Schicksal mit dei Minschen rümspillunkte un rümschälte as dei Düwel mit dei Afkaten un ein Minschenseel nich mihr güll as ein Blaum, dei ein Pird mit sin Haufen in 'n Grund pedd; äwerst einmal weer ik bi dei Sak sülwst bedeiligt, un denn spünn dei Geschicht uck üm twei Leiwslüd, beid jung un vull Kraft un vull Hoffnung, un dor is dat Hart lichter vull Mitleid.

Ja, dat weer dunnmal ein rusige Tit, as dei Franzmann hier bi uns huste, bet an dei Ostsee ran, nahdem hei dei Preußen slan hadd un nu in 'n Frühjohr nah Rußland hentau wull. Weer uck grad sön 'n schönen Andäu in dat Johr, as upstunns, dor grad dei Nahricht in uns' Dörp kem, dat dei französch Kaiser, üm sin Reigen tau füllen, uck dütsche Soldaten mitnehmen wull. Jedes Land süll weck stellen, un wur nich naug weren, süllen weck tau utlost warden. Uck ut uns' Dörp süllen weck

mit, von dei, dei all dei blagen Bohnen verdrägen künnen. Dat weern jo nette Utsichten! Weckern dei Franzos' irst inne Knäwel hadd, den let hei nich wedder slippen, den höll hei wiß as dei Katt dei Mus, bet 't mit ehr all wesen deit. Un nu noch gor mit rin nah Rußland! All bi den Nam lep einen dat Gräsen den Rüggen dal.

Un, Herr Du meines Lebens! un uck mi dröp dat Los, mi un den Schultensähn un Hanne Wittsauten. Na, denn adjüs, Leben! Trummel un Pipen spält up taun letzten Danz!

O Gott, grep uns dat äwerst deip, deip an't Mager; äwerst am düllsten dröp dat doch Hanner Wittsauten. Weer jo uck nich tau verwunnern! Sin Vadder weer vörn bäten storwen, un dor sin Mudder uck man wat swächlich un ümmer hiemig un häufstig weer, so füll hei as dei Öllst tau kamen Harwst dei Burstäd äwernehmen. Un denn müß hei up jeden Fall frigen, denn poor düchtig Frugensarm hürn in ein rechtschaffen Burwirtschaft, wenn s' ehrn Däg hebben sall. Hei hadd uck all sin Wahl drapen, un dat ein gaude Wahl, den damaligen Slüsenmeister sin Dochter Anna. Sei hadd jo nich alltauvel in dei Melk tau brocken, äwerst weer dorvör uck ein glaue, grannige Dirn, firm in jede Frugensarbeit. Sei weren sik uck all sit vele Johrn gaut. Un grad nu, dor dei Utstür all farig leg un dat Hart in säuter Hoffnung weer, nu kem disse Inpaß, un dat so mit einen Mal un denn uck noch so dull!

Dat weer ein Slag, rein taun verzagen. Äwerst dei Dag is lang, un tauletzt drögt uck dei heitste Tran, un lisen rögt sick dat Leben wedder un verlangt sin Recht, un dat Nahdenken treckt wedder sin Fohr, un ut dat Leid un dei Weihdag kinen wedder still dei Hoffnungen up as Glöckschen unner dat Sneilaken.

Frugenslüd sünd in slichte Tiden tager as Mannslüd un rappeln sick ihre wedder tau höchten. So weer uck Anna dei irst, dei mit 'n vernünftigen Plan tau Platz kem. Heimlich taur Nacht süllen wi drei uppen Kahn, so as sei uppen Fluß taun Verladen von Murstein, Tüffel un allerhand Stückgaud benutzt warden, nah Rostock dalsegeln. Dor wahnte ein Unkel von ehr, dei mit dei Schipperei wat tau daun hadd. Dei wör woll Rat för uns weiten, dat wi den Franzmann ut dei Göps wutschten.

Dei Sak schinte gor nich mal so swer. Dat einzig slichte dorbi weer man, dat wi irst dörch dei Slüs' müßten, dormit wi Strom kregen. Dor äwerst leg Dag un Nacht ein lütt Kommando Franzosen as Wach un weren bi den Slüsenmeister inquartiert. Ahn ehrn Willen dörfte kein Kahn passiern; sei wören all irst ganz genau nah Kunterband unnersöcht, denn damals wör wegen dei allgemeine Sperrung vel von England insmuggelt.

Äwerst Anna dacht uck äwer dissen Kasus Herr tau warden. „„Makt Jug man in aller Still farig, dat Ji prat wesen, wenn ik Jug' raupen dau,"" säd sei, „„dor ward sick woll 'n günstig Stunn finnen.""

Drei Dag späder — t' weer an'n Middwoch, un den Sünndag dorup füll dei Afmarsch vör sick gahn — dunn kem so henne Middag Hanner Wittfaut up unsen Hof un säd mi so in'n stillen, dat ik mi mit Abend un all bi em infinnen füll. Wat ik an Kledungsstücken un fünst noch mitnähmen wull, füll ik mi bistäken, denn den Abend füll dei Geschicht verföcht warden. Dei Tit schinte sin Würd nah recht günstig tau wesen. Dei Bewachung vonne Slüs' weer den Dag grad wat loddrig, dor dei ein von dei Soldaten sinen Namensdag firn ded un dei ganze Gesellschaft all von morrns an gaut in dei Buddel keken hadd un bet tau Abend somit einen orig inne Mütz hewwen müßt.

Dei Schultensähn un ik weren taur rechten Tit taur Stell. Dat weer sön schönen, mojen Vörjohrabend, dei Luft all orig warm un weiken. Dortau güng ein lütt Bris' sturr ut Südwest, dei uns för uns' Fohrt gaut tau paß wesen müß, denn sei strek in uns' Richtung. Manschin weer uck, un dat grad so gaut för uns' Vornehmen, denn hei weer nich alltau hell, dor wi bedeckten Hewen hadden. Still un ruhig leg Holt un Wisch, as wi uns in'n Schummern an den Fluß ransleken. Blot inne Firn rep hen un wenn dei Snartendart. Un Schölp un Keddig uns taur Siden bewerten jüst so lis, as dat Hart uns inne Bost för Weih un Uprägung; keiner säd ein Wurt, denn dei Afschied stek uns noch inne Knaken, un dei Tranen von uns' Öllern stünnen uns noch ümmer vör dei Ogen.

Dor baben achter dei Slüs', wur dei Fluß einen Knick makt, stünn damals, dor dei Flußlop noch nich regeliert weer, ein ganz Rebeit mit Ruhr un Keddig, mit Ellern- un Widen-Buschwark. Dei Bodden weer sumpig und weik, un wecker dor nich genau Bescheid wüß un dortau kein scharpes Og nich hadd, weer allsindag dorin verlorn. Man müß von Bült tau Bült hüppen, üm dor äwerhaupt räwertaukamen. In ein lütt Bucht in disse Buschkasch leg dei Kahn, den Anna uns von ehrn Unkel besorgt hadd.

Wi drei kemen glücklich ranne un flötterten den Kahn an't Äuwer lang bet dicht vör dei Slüs'. Dor füng nu dei Arbeit an, mit uns ehrn Swichel tau spälen. Dat weer hier dunntaumalen alles vel einfacher un enger; un wat hüt dei Damp un dei Pird maken, dortau müß man tau dei Tit sin eigen Knaken un Sehnen bruken. Twors güng hier all ein Brügg räwer, un ein Schütt weer uck dor. Äwerst dat wör mit ein grot Käd uptreckt, dei äwer ein Ort Radwell lep un mit 'n Slott doran fastslaten wör, dormit kein Bambus' odder Hans von allen Hägen sin Spijök dormit driwen künn. Hier rechtsch dei Kanal, dörch den dei Kahns dörchslüs't warden, und dei upstunns so orig utmurt is, weer man sönn gadlichen Graben. Uck dei Slüsendurs weeren dorüm vel lütter un wören mit 'n poor Käden apentreckt, dei an't Äuwer an poor Pahls fastmakt würrn.

Dat müß alles dan warden. Also Arbeit genaug! Wittfaut un ik sprüngen ut den Kahn rasch an't Land, treckten dei Slüsendurs apen un möken dei Käd fast. Wildes weer Anna in ehrn Huf' uck dädig vör uns west. Sei hadd dei Soldaten heimlich den Slätel tau dei Radwell

wegmopſt un kem dormit dörch den Goren all angelopen, ſprüng as 'n Katteiker äwer den Tun un weer in'n Ogenblick bi uns, denn dei Wächterwahnung weer nich wit vonne Slüſ' af.

Wi keken nochmals dei Fläch ringsum af. Nix nich tau ſeihn!

Mitdes ik nu raſch wedder in'n Kahn ſprüng, üm den Schultenſähn tau helpen, dat dei Strom unſ' Fohrtüg nich an't Äuwer drücken ded, lep Wittfaut mit ſin Anna nah dei Brügg, ſlöt dat Slott anne Radwell apen un greep in dei Speiken, üm dat Schütt hochtauteihn. Mit Kriſchen un Kraſchen dreih ſik dei Well, as weer ſei bös äwer dei nächtliche Stürung. Höger un höger ſteg dat Schütt, un ball ſchälten mit Bruſen dei Bülgen ut dei Öffnung rut, wild und talpſig as losmakt Hunn.

Raſch hüng Wittfaut dei Käd up dei Kramp, dat dat Schütt nich wedder dalſacken künn un dreih ſick rümmer nah ſin Anna. Noch einmal nehm hei ſ' in'n Arm un treckt ſ' nah ſick ranner. Boſt leg an Boſt un Lipp an Lipp. Ein Schudder güng dörch ehr Liwer, as wenn dei Wind äwer Marlhalms weiht. Un denn noch — ein raſchen Kuß — ein Blick von ein Og in't anner, un — alleinen lähnte Anna an't Geländer vonne Brügg. Sei müß jo noch dorbliwen, üm nahſtens dat Schütt wedder daltaulaten, dormit keiner wat von unſ' Daun gewohr würr.

Mitderwil weer Wittfaut tau uns in'n Kahn kamen un grep nah ſinen Staken, dat wi unſ' Fohrtüg mittwarts in'n Fluß rinbugſierten, dormit wi orrig Strom kregen, dei ümmer noch drang un deftig unner dat Schütt rutquüll.

Ahoi! nu weer de Bahn fri, nu künn uns dei Franzmann den Puckel dalrutſchen! Äwer wenn dat Glück einen tensköppen ſlöppt, is dat Unglück all wedder tensfäuten bi't Upwaken.

Wi ſchöten mit 'n Mal pil in 't En'n; ein Gräſen lep uns den Rücken dal. As Slag un Unglück dröp uns dei helle Raup, dei von'n Wächterhuſ' tau uns räwerkem. As wenn ein Kiwittpoor, dat in Bagens un Kringels äwer dat Muur ſchütt, ſo recht klagend ſchriggt, üm den Wannerburßen von ſin Neſt wegtaudriwen, dat inne Neeg is — ſo klüng dat. O, wie kennten den Raup gor tau gaut, hürten wi em doch faſt alle Dag von dei franzöſ'ſche Schildwach, wenn wen anraupen wör un ſtahn füll, un ſelten, gor tau ſelten hadd hei wat Gaudes tau bedüden. Bull Angſt leten wi unſ' Handgebird liggen un keken räwer nah 't Wächterhus. Wi hürten nu dütlich dat Lachen un Larmen binnen inne Stuw. Dei Husdör ſtünn ſparrangelwit un dei Stubendör ſönn beten uppe Ritz apen, dat dor noch ein lütten Lichtſchien dörchföll un dat Schummern uphellen ded.

Dat wör woll ſo ſin, dat ein von dei Wach mal hadd rut müßt, un dei hadd uns bi unſ' Hantierung wohrſchugt un kem nu mit Zauſtern un Zackerellen up uns tau. Hadd äwerſt woll in ſin Dunität un ſinen Iwer dat vergeten, ſin Kumpanen Nahricht tau geben, dat ſ' taur Hülp mitkemen, denn hei blew allein.

Herr Gott in'n hogen Hewen, wat füll nu warden! Uns flög dat Hart bet in'n Hals. Nich von wegen unſ' eigen Schickſal! Wat füll uns paſſiern? Wenn Not an'n Mann weer, ſtürten wi an't Äuwer ran un verſwünnen in Brauk un Holt, dor wi jo all ſo genau in Beſcheid wüßten, dat wi dor nich uptauſpörn weeren.

Doch üm Anna bewer uns dei Seel. Still as ein Poſten ſtünn ſei dor in den blaſſen Manſchin, ahn Rippeln un Rögen. Äwerſt as nu dei Franzoſ' rankamen weer un üm ehr rümfuterte un ehr von dei Well wegdriwen wull, ſchöt wedder Leben in ehr rin. Man künn dat ornlich ſeihn, wur ſei wüß un gröter würr. Sei was jo all von Natur ut ſtemplicher un ſtarker an Lif un Knaken as ehr lütt un ſwäkig Gegner, un ſo mök ehr dat wider kein grot Anſtrengung, em trügtauſtöten. Äwerſt hei weer ſmidig un ſehnig, un dei Brannwin gew em ogenblicklich uck woll mihr Kraſch, genaug — as ein Wildkatt woll uppe Hindin ſpringt un ehr dei Tatzen inne Sit fleit, ſo flög hei vull Wut wedder up Anna tau un klammer ſick an ehr faſt. Dat wör ein Wrangen nnd Wranſchen, as wenn 'n poor Böm unnern Stormwind hen un herſpalken. Un oft let dei nich nah un bruſ't wider, bet dei Stämm utriten un tau Jrden ſlan un noch uppen Bodden knarrn un ſick hen un herwinn' — ſo föllen uck dei beiden lingelang up dei Brügg dal; man dei Kampf güng wider, as bi 'n poor Rowdiere, dei ſick an Stärk nich vel nähmen un ſick ineinanner faſtbeten hewwen.

Dei Rum up dei Brügg weer bannig beengt, un ſo durte dat nich lang, dat ſei in ehr Wrangen bet an den Rand wölterten, un dor dat Geländer blot ut einfach up Pahl faſtnagelt Sleit beſtünn un wider keinen Schutz böd, ſo müß jo — o Gott! — dat Gräſige kamen, dat ſei koppäwer in dat Water dalſchöten, dat äwer ehr tauſamenſlög un denn mit Sang un Klang ſin Wellen wider drew, as wenn nix vör ſick gahn weer.

Dat hadd ſick all ſo fix afſpält, dat uns dat ganze Unglück irſt ſo recht ahnig wör, as 't all geſcheihn was. Rein as verbaſt ſtünnen wi dor; kein Wurt künnen wir rutkriegen. Blot unſ' Hänn wrüngen wi vör Weihdag, un unſ' Ogen güngen hen nah den armen Hanner Wittfauten. Dei weer blaß worden as 'n friſch uptreckt Laken. Sin Ogen glupten ſtarr un grot, as weer dat Leben ganz dor ruterſtaben un flagen. Blot ein ſtarken Sweit ſtünn em in dicken, groten Druppen up den Vörkopp. Dor ſchöt dat mit 'n mal as ſönn Ruck dörch ſinen Liw, von 'n Kopp bet taur Fäuten raf.

„„Dat kann Gott nich willen,““ röp hei, „„dat min Anna ſönn Enn'n nimmt. Führt ruhig wider. Jk heff nu wat anners tau daun!““ — Dormit weer hei uck all in 'n Satz äwer Burt un dörcht Water nah't Äuwer ran un ſtört'te up dei Brügg tau. Wi ſegen noch, wur hei ſick den Rock von'n Liw ret — dunn äwerſt drew dei Strom uns üm ein Eck, un dei Büſch an 'n Flußrand verſparrten uns dei Utſicht.

Wi kemen unangefochten bet Anna ehrn Unkel, dei uns mit Freuden upnehm un uns mit gaude Ratſläg unner dei Arm grep. Noch denſülwigen Dag leten wi uns anhüern un an'n nächſten Morrn ſwümmen wi all up dei Oſtſee, Schultenhinnerk, dei wat bangbüxig weer, nah Stockholm hentau, ik uppen richtigen engelſchen Schuner nah Kapſtadt dal.

Oft müß ik an Wittfauten denken in dei annerthalf Johrn, dei ik buten Lands weer. As ik ärerſt dornah tau weiten kreeg, dat dei Franzoſ' in Rußland eklich mit dei Näſ' an't Fett kamen, un dat em dor ornlich dei Puckel mör makt worden weer, makte ik mi wedder up dei Söcken nah Hus. Jeneja, heff ik mi doch verfiert, as mi Wittfaut wedder vör Ogen kem! Kum tau kennen! Wur gräſig hadd dat Schickſal den jungen, riffigen Kirl dalſlan. Duknackt un ſchug flek hei rüm un ſnackte kum ein Wurt mit ſin beſten Bekannten. Sin Kopp weer witt worden, ſin Geſicht dörchackert mit Schrumpeln un Krilln, as'n ümreten Klewerſlag. O, ſo gaut, ſo gaut hadd ein einzig Nacht dat Wark von ſo vele, ſure Johrn bet in't Mark wormfretig un wormmalig makt, de eine Nacht, as Hanner bi dei Slüſ' ſin Anna ſöcht un ſei nich funnen hadd, hei nich un all dei annern, dei em taur Hülp kamen weern. Kein Spor hadd ſick wiſt. Dat Schütt weer tau lang apen blewen un dei Strömung dordörch jo bannig ſtark weſt.

Dei Slag is tau dull un glupſch weſt. Wittfaut is nie wedder orrig in'n Kopp worden. Den Hof ärwernehm de tweitöllſte Brauder. Hanner blew twors uck up dei Städ, ärerſt man ſelten led hei Hand an in dei Wirtſchaft. Meiſt ſet hei all dei langen Johr dörch hier bi't Angeln, Dag för Dag, dei Gott in'n Himmel warden let, wenn nich grad Regen un Unweder em afhöllen. Dat is dei einzige Freud, dei em dei Welt noch bütt, ſüs ſtürw hei all ganz von't Lewen af, un wur lang duert dat noch, denn is . . . . . ."

Midden in Satz brök min Unkel af, ſprüng äwer En'n un lep an't Ümwer längs, ik hinner em her as ein Hund achter ſinen Herrn, un künn kum mitkamen, denn min Unkel weer vör ſin Öller noch ſihr gaut tau Bein. Hei nehm dei Richt up den ollen Wittfaut. Dor ſchinte nich alles in Ordnung tau weſen. Dei Oll weer upſprungen un ret un taſ'te as för dull an dei ein Angel, dei, as dat let, uppen Grunn faſthackt weer. Sin Klott weer em all von'n Kopp follen. Dortau ſnackte hei lud vör ſick hen: „„Röppſt Du mi, Anna, dat ick kamen ſall? Richtig, recht, hüt is jo dei Dag! Föftig Johr! O, ſo lang. — Kam gor tau giern! — Ward Di dor woll ſo einſam, o, ik leiſt Di giern Geſellſchaft!"" Dorbi güng hei noch neger an den Fluß ran, bet dicht an dei Kant un bögte ſik mit'n langen Hals orig äwer dat Water röwer, as ded hei dor wat uppen Grunn wohrſchugen.

Doch wat weer dat! Mitmal gew dat einen Ruck an den Angelhaken, dei Schacht bögte ſick nah vörn dal, un dat Flott wör bet in

dei Midd von Fluß furtreten, as wenn dor ein grot Häkt anbeten hadd un dor mit furtleep. Un dat müß 'n düchtigen Fisch west sin, un defftig müß uck dei Fuck west sin, mit den hei antreckt hadd, un müß den Ollen woll ganz unverhofft kamen sin, denn hei kem in't Swanken, verlür dei Balanz, kippte stif nah vörn ämern Burt un schöt koppsäwer in't Water. Un weer in'n Nu vör unsʼ sichtboren Ogen verswunnen un künnen em nich mal helpen!

Wie repen twors dei Slüsenwächters un dei Schippers, dei biʼt Dörchslüsen weeren, taur Hülp un söchten mit dat lütt Handboot, dat sei förn Notfall bi sick hewwen, den Fluß inʼt Geviert af — äwerst nix deden wi fangen as den Angelschacht mit dei Snur un doran — einen Häkt, den wi uppen Pundner teihn taxierten — sönn Kirl weer dat! Un hadd so fast in den Angelhaken rin bäten, dat dei em dörchn Keiwen dörchslan weer un sitwarts rutkek.

Äwerst von Hanner Wittfauten weer nix mihr tau finnen. Süll woll so sin, dat hei mit sin Anna deisülwig Grafstäd kreg, dat sei wenigstens in'n Dot tausamenslapen künnen, dor dat Leben sei nich tausamen laten hadd. — —

Äwerst ut unsʼ Angeli is dat den Dag wider nix mihr worden.

Richard Dohse.

Selbstbiographie.

R. Dohse, geboren am 25. Mai 1875 zu Lübz i. M., besuchte das Realprogymnasium zu Parchim bis zur Untersekunda, ging dann nach Güstrow auf das Realgymnasium und bestand hier Michaelis 1894 die Reifeprüfung. Er studierte neuere Sprachen, Deutsch und Geschichte in München, Marburg, Genf und Rostock. Im Juni 1897 promovierte er in Rostock auf Grund seiner Dissertation „Colley Cibbers Bühnenbearbeitung von Shakespeare's Richard III." („Bonner Beiträge zur Anglistik," Heft 2.) Ein Jahr darauf bestand er das Oberlehrerexamen, ebenfalls in Rostock. Gleich darauf verwaltete er $^3/_4$ Jahre aushilfsweise eine Oberlehrerstelle am Realgymnasium in Malchin bis Ostern 1899. Ostern 1899 bis Ostern 1900 Seminarjahr in Frankfurt a. M. Darauf ein Jahr Probekandidat und wissenschaftl. Hilfslehrer in Cassel. Ostern 1901 erfolgte die definitive Anstellung, vorläufig als wissenschaftlicher Hilfslehrer, dann Michaelis 1901 als Oberlehrer an der Sachsenhäuser Realschule zu Frankfurt a. M.

Schriften: „Colley Cibber's Bühnenbearbeitung von Shakespeare's Richard III." 1897.
„Aus stillen Stunden", Gedichte 1901.
„Kunst für die Jugend" 1902.
„Mecklenburgisches Dichterbuch" 1903.

Ungedruckte Originalbeiträge.

Abendfrieden.

Das ist ein Mühn und eine Plag',
Ein Schaffen ohne Ende,
Den ganzen, lieben, langen Tag,
Da ruhen kaum die Hände.
Vom Himmel heiss die Sonne glüht,
Und matter tönt der Schnitter Lied.

Nun zieht der Abend mild herauf.
Schon sinkt auf's Land sein Schleier.
Der Landmann schaut zum Himmel auf
In ernster, stiller Feier.
Das Abendglöcklein hell erklingt.
Willkomm'ne Ruh' und Labung winkt!

Bald ruht ein Frieden rings herum,
Den nur die Dörfler kennen. —
Es streckt behaglich mit Gebrumm
Das Vieh sich auf den Tennen.
Still lehnt der Bauer dort am Tor,
Nimmt schmunzelnd sich sein Pfeifchen vor.

Ein letzter Strahl der Sonne ruht
Im Kornfeld auf den Ähren.
Es kündet seine lichte Glut
Ein bald'ges Wiederkehren.
Der Wind singt müd' durch Korn und Ried
Ein friedlich' leises Schlummerlied.

Die Schatten senken tiefer sich.
Der Mond steigt auf die Dächer
Und leuchtet still und feierlich
Hinein in die Gemächer.
Mild auf die Erde strahlt von fern
In lichtem Glanz der Abendstern!

Mein Kirschbäumchen.

Alljährlich, wenn es wieder lenzt
Und Wald und Wiese neu erglänzt,
Dann pfleg' ich hinaus in mein Gärtchen zu gehen,
Nach Blumen, Blättern und Blüten zu spähen.
Hier lugt schon schüchtern ein Hälmchen hervor.
Dort reckt Schneeglöckchen das Köpfchen empor.
Lichtblaue Frühlingsblumen dazwischen
Und Knospen und Blättchen an Stauden und Büschen. —
Der Apfelbaum ist noch ein wenig träge.
Er ist schon alt und nicht mehr recht rege.
Erst muss die Sonne noch tüchtig glühen,
Ehe auch er mit teilnimmt am Blühen. —
Doch die Jugend ist anders gesonnen.
Sie hält's nicht aus bei den Lenzeswonnen.
Nein, die Kirschbäumchen warten nicht lang,
Sprengen die Knospen im Werdedrang,
Öffnen den weissen Blütenmund,
Tun ihre Wonne den Lüften kund!

Ein Bäumchen nun ist mein besondres Entzücken.
Zart und lieblich ist's anzublicken.
Ein Frühlingswunder, so jung und rein,
Glänzt es und blüht es im Sonnenschein.
Ganz überzuckert mit schneeweissen Blüten
Scheint es den Lenz und die Jugend zu hüten!

Doch als ich neulich in's Gärtchen schlich,
Wie hatt' das Bäumchen verändert sich!
Rauhwind war über Nacht gekommen,
Hatte ihm alle die Blüten genommen.
Und auf dem Boden lag's weiss und dicht.
Milde schien drüber der Sonne Licht.
Leise löst' sich ein letztes Blatt,
Müd' vom Blühen und sterbensmatt.

Still dacht' ich bei mir: Wetter und Wind
Sind für Schönheit und Anmut blind.
Bald ist zerronnen — du merkst es kaum —
Jugendwonne und Frühlingstraum!

Frühling an der Bergstraße.

Wenn droben kalt und rauh im Norden
Der Wind noch durch die Felder fegt,
Da ist es hier schon Lenz geworden,
Ein milder Süd die Schwingen regt.

Den Frühling muss man hier geniessen,
Wo seine ganze Wonne lebt;
Wo seine lichten Wunder spriessen
Und wo sein ganzer Zauber webt.

Das weite Land, es ist ein Garten,
Rings sind die Blümlein all' erwacht.
Der Knospenträume still zu warten,
Ist Mutter Sonne treu bedacht.

In buntem Schmuck die Wiesen glänzen:
Ein Teppich reich und wunderbar.
Mit Himmelsschlüsselchen bekränzen
Die Mädchen sich ihr lockig Haar.

Und träumend an dem Bergeshange
Ruht still der Dörfer schmucke Zahl.
Im Frühlingsglückesüberschwange
Leis' atmend liegt das grüne Tal.

Wenn dann die Abendschatten düstern
Und nieder sinkt die Lenzesnacht,
Dann geht im Wald ein leises Flüstern
Durch all die junge Blätterpracht!

Von ferne tönt des Taubers Locken,
Und in der weichen, linden Luft,
Da läuten leis die Maienglocken
Und füllen alles rings mit Duft!

Im Tale kaum ein leises Regen,
Und nur ein letzter Sonnenblick
Liegt ob den Fluren wie ein Segen,
Wie Frühlingsglanz und Frühlingsglück.

Die alte Buche.

Drauss' im Walde steht ein alter Baum,
Eine Buche mit gewölbtem Wipfel.
In die Wolken ragt sie hoch hinein,
Und in ihren grünen Zweigen schwatzen,
Plaudern, singen, pfeifen tags die Vögel.
Hier und da ist schon der Stamm bemoost
Und umsponnen von der Efeuranke
Liebendem und festem Blattgeschlinge.
Bis hinauf, soweit nur Menschenhand
Reichen kann, sind Namen über Namen,
Herzen, Pfeile in den Stamm geschrieben.
Viele stehn dort jung und morgenfrisch,
Andre fast vergangen und verwachsen.
Ein'ge kunstgerecht hineingeschnitten,
Fest und kräftig wie von Männerhand,
Andre schüchtern, wie in bangem Zagen,
Als ob leis' dabei die Hand gezittert. —

Ringsherum ist dunkles Waldesdickicht,
Just, als liess' der alte Buchenriese
Keinen andern neben sich gedeihen. —

O, wie wonnig träumt sich's dir zu Füssen,
Alter Baum, an deinen Stamm gelehnet.
Rauhen Winden wehrt dein dichter Wipfel.
Nur ein leises, sanftes Säuseln spielet
In den Sträuchen rings und in den Büschen. —

Und im Traume hör' ich's näher wallen:
Mann und Jüngling und mit zagen Tritten
Zarte Frauen, junges Volk dazwischen.
Einer nach dem andern kommt heran. —
Seltsam, — einige gesenkten Hauptes,
Grau das Haar, — gebückt von schwerem Alter,
Nass das Auge, — und begrab'ne Hoffnung,
Leid und Trauer spiegeln sich darinnen.
Andre wieder singend, jubilierend,
Jung und frisch in ihres Lebens Blüte,
Heisse Lieb' und Lust in ihren Blicken. —

Und sie suchen in dem alten Stamme
Alle doch das Gleiche nur zu finden:
Ihre Jugend, ihre glüh'nde Liebe,
Die sie einst dem Baume anvertrauten.

Manche Träne rann da still zur Erde:
Ach, der Name, der geliebte Name,
Er entschwand im schnellen Lauf der Jahre
Hin für immer, und gleichwie die Rinde
Weist das Herz nur eine tiefe Narbe. —
Manches Jauchzen scholl, denn zu dem Namen,
Den man suchte, hatte sich ein andrer,
Ach, so wohl bekannter, zugesellt! —

Und zu all' dem Treiben rauscht der Wipfel,
Und mir war's, als kläng' es einmal fröhlich,
Wie von jubelnd hellen Brautchorälen,
Und dann wieder wie ein dumpfes Läuten,
Wie der Totenglocke ernste Töne. —

Jäh erwache ich — und all' die Bilder,
Die mich eben noch im Traum umgaukelt,
Sind entschwunden, — nur die Namen stehen

Alle, jung und alt, als stumme Zeugen
Von entschwund'nem Glück, von Tod und Leben,
Schweigend da, als könnten nichts sie künden. —
Aber rauschen hör' ich's wie im Traume,
Und ich seh' und staune ob dem Wunder:
Schatten spielen um die alten Namen;
Auf den jungen aber lacht die Sonne!

Aus glücklichen Tagen.

Lieder der Liebe.

Dahingerauscht mit seinen schnellen Schwingen
Ist nun ein Jahr, von Sonn' und Glück durchglüht.
In unserm Herzen ist aus duft'ger Knospe
Der Liebe süsse Blume hold erblüht.
Mit leisem Händedruck und bangem Zagen,
So ward das Pflänzlein in den Grund gesenkt,
Ein erster Kuss in tiefer, keuscher Reinheit
Hat es mit seinem milden Tau getränkt.
Es wuchs heran und hat gar bald entfaltet
Viel Blüten und viel Blätter hold und zart,
Und ward ein Blümlein stolz, und doch bescheiden,
Von ganz besonders eigner Pracht und Art.
Ein Blümlein, ewig jung und ewig duftend,
So wächst und wurzelt es im Boden nun
Und soll in frohen wie in trüben Zeiten
Für immer fest in unserm Herzen ruhn!

Fest im Arm das liebe Mädchen
Wandr' ich hin am Meeresstrande.
Glühend heisse Sonnenstrahlen
Spielen auf dem weissen Sande.

Stille rings umher, nur leise
Plätschern leichte, kleine Wellen,
Die mit munterem Geplauder
Sich dem Ufer zugesellen.

Dort an jener schatt'gen Höhe
Sitzen schweigend nun wir nieder.
In den nah' gelegnen Gärten
Blüht und duftet süss der Flieder!

Alles atmet tiefen Frieden.
Über uns der Himmel blaut.
In zwei liebe, kleine Äuglein
Still mein trunknes Auge schaut.

Und in völligem Verstehen
Heiss erbebt die junge Brust:
Liebe, Liebe, welche Wonnen!
Liebe, Liebe, welche Lust!

In meinem Geist durchleb' ich all die Stunden,
Wo ich einst um Dich warb und Dich gefunden,
Du, meines Lebens höchstes Gut.
Und wieder klinget mir so lind und leise
Durch's Herz gar manche lieb vertraute Weise,
Still in der Seele die Erinn'rung ruht!

Ich denk' zurück, wie wir uns fest verbanden,
Wie unsre Herzen sich in Liebe fanden,
Wie Deine Blüte köstlich sich erschloss.
Ich denk' zurück an all die Sehnsuchtsqualen,
Die mich durchtobt und wie gleich Sonnenstrahlen
Das Glück mir endlich in die Seele floss!

Laut jauchz' ich drum, und Frühlingsblüten streue
Ich Dir auf's Haupt! Nun küsse mich auf' neue
Mit Deinem weichen, jugendfrischen Mund.
Wer will uns nun von unserm Glücke trennen? —
Komm'! lass' die Liebesfackel hell entbrennen
Und mach' mein sehnsuchtswundes Herz gesund!

An Dich, Du Holde, denk' ich stets,
Wenn kaum der Morgen graut,
Wenn noch der feuchte Nebel rings
In Wald und Feldern braut.

An Dich, Du Liebe, denk' ich stets,
Wenn sich der Abend senkt,
Wenn eine unsichtbare Hand
Die Stern' am Himmel lenkt.

Für Dich, Du Treue, wach' ich oft
In stiller, dunkler Nacht,
Wenn mich ergreift mit Allgewalt
Der Sehnsucht heisse Macht.

Dann drängt und treibt mich alles hin
Zu Dir, zu Dir allein,
Und um Dein Antlitz, hold und mild,
Legt sich ein lichter Schein.

Du schaust mich an so inniglich,
Und stille wird's in mir:
Ich falt' die Händ' und bet' für Dich
Und bin im Traum bei Dir!

As tau'r Frühjohrstid, wo dat Lewen upwakt,
De junge Sünn' mi de Backen strakt',
As binnen dat Hart so glupschen slög
Un in min Ogen so'n Lüchten leg,
As all min deipe, truge Leiw
Mi ümmer den sülwigen Weg hendrew:
Dor süngen de Winn',
So lisen un linn'
Von Di, min Kind, von Di!

As de Sommer kem un de Hewen lacht'
Un min Hart lud jubelt' bi all de Pracht,
As de Rosen stünnen in Duft un Bläut,
As de lütten Vagels süngen so säut,
Un as de schönste Dag begünn,
Wo ick Di, min Leiwst up de Welt, gewünn,
Dor sweg de Storm,
Blot de Klock von' Torm
Vertellte von Di, von Di!

Kinnertid.

O schöne, gollen Kinnertid,
Mit all din Lust und all din Lewen!
Kann't äwerhaupt up dese Welt
Denn würklich noch wat beters gewen?

Dat is dat reinste Paradies,
Uns' leiwen Öllern dauhn't bewachen.
Dor flütt kein Sorgentran, dor klingt
Blot sülwerhelles Kinnerlachen.

Dat oll lütt Hart is as 'ne Kirch'.
Uns' Herrgott hett sin Hüsung binnen
Un wenn Ji 'rin kikt, könnt Ji dor
Noch Leiw un Gottvertrugen finnen.

Un dat Gewissen is de Klock,
Dei hett so'n hell' un reines Slagen.
Dor ded' sick ok in ehren Klang
Noch nich ein Misston rinne wagen.

Un denn de idel Fröhlichkeit:
So'n richtig Haur von quicke Gören,
Dei lat't sick, dat steiht säker fast,
Ehr helle Lust dörch nicks nich stören.

Wo anners süht dat nahsten ut!
Dor kamen Smart- un Sorgentranen.
Un Angst un Truer treckt dörch't Hart
Ehr, ach so deipen, swarten Bahnen.

Un männigmal, denn wardst du still
Un bidd'st, wenn üm di brust dat Lewen:
Ach, ded' uns' Herrgott mi noch ens
Min gollen Kindheit wedder gewen!

Min Weg.

Man ümmer dwas dörch dick un dünn
Un rechts un links nich kiken.
Blot ümmer vörwarts un för nicks
Nich wanken un nich wiken!

Up eben Weg, — dat's nicks för mi,
Dat würd mi bald verdreiten.
De ein de löppt den annern nah.
Ne, dorvon will'ck nicks weiten!

Hurrah! — wenn ünner minen Faut
De Äst un Telgen knacken. —
Ick bahn' mi sülben minen Weg:
Kopp hoch un stiw den Nacken!

Inhalt.

Seite

Vorwort.

Zum Eingang.

Beyer, Carl
- Selbstbiographie 57
- Tater 59

Conring, Ida Maria von
- Selbstbiographie 153
- „Vagel Grip“ 155
- Der Weg 159
- Zum 22. September 1897 160
- Gebet 160

Dohse, Richard
- Selbstbiographie 323
- Abendfrieden 325
- Mein Kirschbäumchen 326
- Frühling an der Bergstraße 327
- Die alte Buche 327
- Aus glücklichen Tagen 329
- Kinnertid 331
- Min Weg 332

Dreyer, Max
- Selbstbiographie 225
- Möller Hildebrandt 227
- Nahwerskinner 243
- Du starwst 244
- De Klocken von' Petriturn 246
- Dat lütte Huus 247
- De eenzige Leew 247
- Ji seggt, ick bün olt 248

Fredersdorf, Anna
- Selbstbiographie 309
- Herbst an der See 311
- Gleichklang 312

Götze, Max
- Selbstbiographie 293
- So'n beten ut mine Jungsjohrn 295
- De Tiden ännern sick 300

Hamann, Ernst
- Selbstbiographie 207
- Zum Regierungsantritt Friedrich Franz IV. 209
- Plünn'n un Knaken 209

Seite

De Hangelbark 210
Wer weit 210
Mi grugt 210
Middagsslap 211
Allein 211
Dat Beden 211
Die Schule 212
Darwin 213
Dat lange ſ 213
Kinnerdiek 214

Hamann, Ludwig
Selbſtbiographie 301
Der Tod 303
Im Traum 303
Zwei Weihnachtslieder 304

Hausmann, Eduard
Selbſtbiographie 87
Kik in din Hart 89
Dat ſtimmt, Herr Paſter 90
Verlaten 92

Jahn, Hermann Eduard
Selbſtbiographie 149
Frühling 151
Sie 151
Sternenloſe Nacht 152
Träume 152
Das All 152

Kaſtner, Willy Alexander
Selbſtbiographie 203
Abendwanderung 205
Elegie 205
Das Echo 206

Klemm, Johanna
Selbſtbiographie 107
Mutterſprache 109
Vom Neſt gefallen 133

Maltzahn, Eliſabeth Freiin von
Selbſtbiographie 305
Frühling 307
Verlorenes Glück 307
Die Weihnachtsroſe 308

Markovics-Lettkow, Maria Antoinette von
Selbſtbiographie 161
Das große Genie 163

Metterhauſen, Otto
Selbſtbiographie 191
Frühjohrsdag 193
De Wittenſtedter Burmeiſtershochtid 197

Seite

Hertzen, Georg Baron von
Biographie . . . 1
Willst du nicht beichten . . . 3
Strohfeuer! . . . 3
Bleich, schlank, ein früh gebrochner Mann . . . 4
Du hast mir Liebes und Gutes getan . . . 4
Du Herz voll Ungestüm . . . 5
Ein Blättlein kam geflogen . . . 5
Am Tage Allerseelen . . . 5
Eine ungesproch'ne Frage . . . 6
Die Sonne wurde müde . . . 6
Tief in Dunkel tauchte Zion . . . 6

Regenstein, Charlotte
Selbstbiographie . . . 11
En Meckelnborgschen Buer sin Leiw . . . 13

Regenstein, Fritz
Selbstbiographie . . . 215
Leben . . . 217
Gebet . . . 219
Priester des Wortes . . . 219
Pharisäer . . . 220
Philister . . . 220
Träumer . . . 221
Heimat . . . 222
Mondnächte . . . 222
Am Waldbach . . . 223
November . . . 223
Nur eine Seele . . . 223
Sprüche . . . 223
Im Schnee . . . 223
Schneeglöckchen . . . 224
Mittagsstille . . . 224
Märchen . . . 224

Rehberg-Behrns, Hella (Hans Gabriel)
Selbstbiographie . . . 173
Warum . . . 175
Schuldige Liebe . . . 175
Liebe des Weibes . . . 176
Mondnacht . . . 177
Stille Stunde . . . 177
Bild . . . 177
Vergangen . . . 177
Werden . . . 178
Verschiedene Wege . . . 178
Der Waldwerber . . . 178
Regenabend . . . 179
Heidebild . . . 179
'N Waldfestdag . . . 179

Seite

Hei und sei 181
Wintertid 182
Osterſünndag 182
Von to Hus 182
Mätenleeder 183
Bet äwer'n Dod 184

Remer, Paul
Selbſtbiographie 267
Jule 269
Abendſtimmungen 285
Das Märchen von der Milchſtraße 286
Ungeboren 287
Lieder vom Glück 288
Traumglück 290
Das Neſt 291
Heimkehr 292

Schröder, Helmuth
Selbſtbiographie 41
Wo ſünd min Johrn bleben 43
Bin Maelendik 43
Nu meiht de Dod ſin Rieſengarben 44
Uns Herrgott broek twei Blaumen 44

Seemann, Auguſt
Selbſtbiographie 313
An dei Slüſ' 315

Seidel, Heinrich
Selbſtbiographie 45
Der letzte Garten 47
Sonnenuntergang 47
Herbſtgeſang der Amſel 48
Glaube, Liebe, Hoffnung 48
Das deutſche Lied 48
Die Gaben 49
Zwei Fabeln 49
Die Luſt des Schaffens 50
Die ſchlimme Sorte 50
Das Buch 50
Hamelfleiſch un Räuben 50
Die beiden Trinen 52
Dei Neihmaſchin 52

Sell, Freiin Lulu von
Selbſtbiographie 53
Laßt an den Feldrain 55
Troſt der Nacht 56

Sell, Freiin Sophie Charlotte von
Selbſtbiographie 249
Es breitet vor meinem Fenſter 251

Seite

Ostwind 251
Mutter, laß mich nur das Haupt 252

Sperling, Rudolf
Selbstbiographie 7
Frühling 9
Herbst 9
Meerlied 9
Wunsch 10
Spielmannsweise 10

Stenglin, Felix Freiherr von
Selbstbiographie 185
Sturm, Dunkel und Licht 187
Maikäferzeit 189
Sonnenschein 190
Sommernacht 190

Stillfried, Felix (Adolf Brandt).
Selbstbiographie 93
Oll Möller 95
Dat olle Kommersbauk 101
Dat plattdütsch Land 101
Ick weit en Hus 102
Min leiwste Weg 102
Mudderglück 103
Min Jüngst 103
Verlaten 104
Unner de Böm 104
Dat Werk der Finsternis 105
Wenn einer sick man tau helpen weit 105
Ein Düwel äwern annern 106

Warncke, Paul
Selbstbiographie 257
Heimat 259
Lied der Jugend 260
Juninacht 260
Herbstlied 260
Sonniger Tag 261
Mondnacht 262
Ruine 262
Sommermittag 263
Allein 263
Tau Schummertid 264
Harwstabend 264
Frühjohrsdag 265
De Rosen bläuhn 265
Dat olle Lid 266

Wilbrandt, Adolf
Biographie 21
Beim Hochzeitsmahl 23

Seite

Willgeroth, Gustav

Selbstbiographie 253
Die Wunderbuche 255
Oktobermorgen 255
Du 255
Und durch die Seele geht mir 256
Erinnerung 256

Ziel, Ernst

Biographie 25
Flamme, die Bestatterin 27
An meine Mutter 28
Sehnsucht 29
Kein Elternhaus mehr 30
Lieder vom Strande, 1—8 30
Mahnung 33
Am Abend 34
Isola bella 34
Lieder von der Riviera, 1—7 35
An diese Zeit 37
An den Genius 38
Sprüche 39
Distichen 39
Randglossen zur Literatur 40

Der unterzeichnete Verleger erlaubt sich, alle Leser des „Mecklenburgischen Dichterbuches“ auf den nachfolgenden Inseraten-Anhang aufmerksam zu machen, in dem Werke mecklenburgischer Autoren angezeigt sind.

In unseren Tagen, da das Wort „Heimatkunst“ die Losung so vieler literarisch Gebildeten geworden ist, sollte jeder Mecklenburger stolz darauf sein, daß aus seinem Lande die ersten Anfänge einer grossen und ursprünglichen Volkskunst hervorgegangen sind. Mecklenburg ist wie geschaffen dazu, diese Kunst zu pflegen und zu fördern. Die mecklenburgischen Dichter schöpfen noch heute unmittelbar aus der Natur, und das ist es, was der Literatur des Obotritenvolkes den grossen Zug der Kraft und der Frische verleiht, welcher allem „Modernen“ so vollständig abgeht.

Mecklenburg soll sich von diesem „Modernen“ fernhalten. — Es soll die Grossen des eigenen Volkes bewundern und lieben, und ihre Werke sollten in keinem Hause fehlen. Auch Schul- und Volksbibliotheken sollten ihre Landsleute mehr berücksichtigen, denn in den Schulen soll ja „die Jugend zur Kunst erzogen werden“, und in den Volksbibliotheken sollen Unbemittelte einen Weg finden, diese Erziehung an sich selbst fortzusetzen.

Für das mecklenburgische Volk, für seine Schulen und Bibliotheken, habe ich in dem nachfolgenden Anhang eine Reihe seiner Autoren und ihrer Werke zusammengestellt, und ich bitte alle Leser des „Dichterbuches“, nach Kräften dafür Sorge zu tragen, dass diese Werke gekauft werden.

Hochachtungsvoll

Berlin. **Wilhelm Süsserott.**

Plattdeutsche Bibliothek.

Band 1. **Beyer, Korl:** Swinegelgeschichten. II. Auflage. Mk. 1,—, geb. Mk. 1,50.
Jung und alt haben sich prächtig amüsiert, als ich die Geschichten vorlas. Für die Nasen parfümierter Salondamen sind sie gottlob nicht geschrieben! (Neue Preußische (Kreuz)-Zeitung.)

Band 2. **Bandlow, Heinrich:** Frisch Salat. Plattdütsche Geschichten. Mk. 1,—, geb. Mk. 1,75.
Jeder Liebhaber guten niederdeutschen Volkshumors wird sich durch das Lesen dieser Geschichten heitere Stunden verschaffen! (Meckl. Nachrichten.)

Band 3. **Rehse, Hermann:** Knak'n un Plünn. Mk. 1,—.
Jeder, der an liebenswürdigem Humor seine Freude hat, kommt bei Rehse auf seine Rechnung. (Flensburger Zeitung.)

Band 4. **Hagen, Ulrich:** Meckelnbörger Stadt- u. Dörpgeschichten. II. Auflage. Mk. 1,—, geb. Mk. 2,—.
Hagen beherrscht die plattdeutsche Sprache ganz. (Deutsche Warte.)

Band 5. **Götze, Max:** Allerlei Klönkram.
Bei völliger Beherrschung der plattdeutschen Sprache unterhält Götze den Leser mit köstlichem Humor durch einige 40 größere und kleinere Gedichte. — Mk. 1,— geb. Mk. 1,50. —

Band 6. **Vagel Strauß.** Schelmstück.
Dichtungen, die schon beim Erscheinen in Zeitschriften berechtigtes Aufsehen erregten.
Preis Mk. 1,—, geb. Mk. 1,50.

Band 7. **Rehse, Hermann:** Arwsünn. Ein fesselnder, groß angelegter plattdeutscher Roman. Zwei Teile in einem Bande. Mk. 4,—, gebd. Mk. 5,—.

Die Bibliothek wird fortgesetzt.

Soeben erscheint **Plattdeutsche Bibliothek Band VIII**

Stille Dönken

von

Hans Gabriel.

(Hella Rehberg-Behrns).

Preis Mk. 1.50, gebd. Mk. 2.—.

Über die Dichtungen, über die sich **Max Dreyer** sehr lobend ausspricht, urteilt:

Paul Remer: „In dem Gedichtbuch habe ich ernstes und inniges, schlichtes und treues Heimatwesen gefunden."

Gustav Falke: „— mir haben die Gedichte sehr gefallen. Ich glaube, daß die warm empfundenen, schlicht und natürlich ausgesprochenen kleinen Gedichte sich viele Freunde erwerben werden."

Pastor C. Beyer: „Ich finde, daß die Gedichte tief empfunden und mit dichterischer Begabung abgefaßt sind, glaube gewiß, daß sie vielen Menschen Freude machen werden." „Einige Gedichte sind so schmeichelnd für das Ohr, daß sie unwillkürlich zum Singen einladen."

Pfarrer K. E. Knodt: „Es ist ein überaus stimmungsvolles Stück Leben, das sich in diesem neuen einheitlichen Versbüchlein spiegelt. Nur „upp plattdütsch" kann so was so gesagt und gesungen werden. Es ist in jedem Dialekt sonst unmöglich. Das deutsche Gemüt mutet einen direkt daraus an. Allen Segen über den Weg dieses Büchleins."

Mecklenburgika.

Beltz, Dr. R.: Die steinzeitlichen Fundstellen in Mecklenburg. Mk. 2,—.

— Vier Karten zur Vorgeschichte von Mecklenburg. In Rolle Mk 4,—.

Bredow, A.: Erzählungen aus der neueren Geschichte Mecklenburgs. 2. Auflage. Mk. 1,—.

Buchwald, Dr. Gustav von: Bilder aus der volkswirtschaftlichen und politischen Vergangenheit Mecklenburgs (1631—1708). Mk. 1,25.

Freybe, D. Dr. A.: Das älteste Mecklenburger Karfreitaglied zugleich der erste Liederdruck Mecklenburgs. Ein Beitrag zur Literatur des niedersächsischen Crux fidelis. Mk. 1,20.

Langfeld, Landesgerichtspräsident Dr. A.: Mecklenburgische Ausführungsverordnungen zum Bürgerlichen Gesetzbuch. Mk. 14,50, in Halbfranz geb. Mk. 17,—.

— Die Lehre vom Retentionsrecht nach gemeinem Recht. Mk. 2,—.

Mau, Pastor G.: Kirchliche Verhältnisse in Mecklenburg. Mk. 2,—.

Rathsack, Wilhelmine, Die Mecklenburgische Küche. Praktisches Kochbuch. gebd. Mk. 2,50.

Sanders, Daniel. Sein Leben und seine Werke. Festschrift zum 70. Geburtstage. 2. Auflage. Mk. —,90.

Schliemann, M.: Claus Hansen. Historische Erzählung. Mk. 1,—, geb. Mk. 1,60.

Schnell, Dr. H.: Das Bekenntnis des Herzogtums Mecklenburg. Mk. 1,25.

W. S. John Brinckman, das Leben eines niedersächsischen Dichters. Mit 13 Illustrationen Mk. 1,—, geb. Mk. 1,60.

Mecklenburgische Geschichte in Einzeldarstellungen:

Heft I. **Dr. R. Beltz**, unter Mitwirkung von **Dr. R. Wagner**: Die Vorgeschichte von Mecklenburg. Mit 284 Abbildungen. Mk. 6,—, Subskriptionspreis Mk. 5,—

Heft II. **Dr. R. Wagner**: Die Wendenzeit. Mk. 3,25, Subskriptionspreis Mk. 2,60.

Heft III. **Professor Dr. Rudloff**: Die Germanisierung Mecklenburgs. Mk. 3,50, Subskriptionspreis Mk. 3.

Heft IV. **Oberlehrer Rische**: Die Hansazeit. Mecklenburgs Kampf um den Vorrang an der Ostsee. Mk. 3,50, Subskriptionspreis Mk. 3,—.

Heft V. **Dr. H. Schnell**: Die Reformationszeit. Mecklenburg im Zeitalter der Reformation. Mk. 6,—, Subskriptionspreis Mk 5,—.

Heft VI. **Pastor C. Beyer**. Kulturgeschichte I. Mk. 3,50, Subskriptionspreis Mk. 3,—. (Ergänzungsheft).

Heft VII. „ „ Kulturgeschichte II. Mk. 3,50, Subskriptionspreis Mk. 3,—. (Ergänzungsheft).

Heft VIII. „ „ Kulturgeschichte III. Mk. 3,50, Subskriptionspreis Mk. 3,—.

In Vorbereitung sind:

Heft IX. **Dr. H. Schnell**: Mecklenburg im Jahrhundert des Großen Krieges.

Heft X. **Dr. R. Wagner**: Mecklenburgs Verfassungsstreit im 18. Jahrhundert.

Heft X **Geh. Regierungsrat Dr. Karl Schröder**: Die neuere Geschichte Mecklenburgs.

Heft XI. — Mecklenburgische Literaturgeschichte. (Ergänzungsheft).

Heft I—VIII in 3 Bände gbd. Mk. 30.—.

Jeder Band gbd. Mk. 10.—.

Einbanddecken zu Band I, II und III (Heft 1—8) je M. 1,50.

Schulbücher:

Benjes, C.: Zeittafel zur Mecklenburgischen Geschichte. Mk. —,10.

— Mecklenburgische Geschichte für Volks- und Bürgerschulen. 7. Auflage (61.—64. Tausend). Mk. —,20.

— Dasselbe. Ausgabe für Mecklenburg-Strelitz. Mk. —,20.

— Grundriß der Mecklenburgischen Geschichte. 3. Auflage. Mk. —,80.

— **Geschichtsbilder.** Ausgabe A.
Erzählungen aus der Weltgeschichte mit zahlreichen Abbildungen. Gebd. Mk. 1.30.

— **Geschichtsbilder.** Ausgabe B.
Deutsche Geschichte. Mit zahlreichen Abbildungen Gebd. Mk. 1.—.

— **Geschichtsbilder.** Ausgabe C.
Geschichte des Altertums mit Abbildungen. Mk. 1.—.

— **Geschichtsbilder.** Ausgabe D.
Erzählungen aus der Deutschen und Mecklenburgischen Geschichte. Für mecklenburgische Volksschulen. Mit 69 Abbildungen. Kart. Mk. —,60.

Rudloff, Prof. Dr. A. Bilder aus der Mecklenburgischen Geschichte Geb. Mk. 2,—.

Wagner, Dr. R. Bilder aus der Mecklenburgischen Geschichte und Sagenwelt Mk. 1,—, karton. Mk. 1,25.

John Brinckman.

Das Leben eines niedersächsischen Dichters von W. S.

Preis Mk. 1.—, gebd. Mk. 1.60.

Rostocker Anzeiger: Das Buch ist als eine höchst willkommene Gabe zu bezeichnen, zumal es dem Verfasser gelungen ist, mit bereitwilliger Unterstützung seitens der noch lebenden nächsten Verwandten ein abgerundetes Lebensbild des Dichters zu entwerfen und etwas von der Wärme, mit der er sich selbst seiner Aufgabe unterzogen hat, auch auf den Leser übergehen zu lassen. Eine Anzahl bisher unbekannter, dem Nachlaß entnommener Gedichte und reicher Bilderschmuck sind dem Texte eingefügt.

Das dekadente Jahrhundert.

Streifzüge durch die moderne Literatur

von

Rudolf Eger.

Preis Mk. —,50.

Wer sich eine Stunde über unsere „Modernen“ amüsieren will und wer den Unterschied zwischen diesen und den Dichtern des vorliegenden Buches kennen lernen möchte, dem sei diese Broschüre warm empfohlen.

Druck von Edmund Stein in Potsdam.

De Hangelbark.

In Vadders Park stünn' ne Hangelbark
Bi de Steinmur hart an't Feld,
Dor set ick so giern un drömt in de Fiern
As lütte Kiekindewelt.

Dat Bläderwark von de Hangelbark
Wo wir't so schön in'n Mai!
Wenn de Harwstwind kem un dat Loof ehr nehm
Denn schient' de Stamm as Snei.

Mudder bünn de Raud för el
Sick ut dat Barkenries —
Wat leiw mi wier, liggt in
Un ick würd olt un gries.

Makt mi min Sark ut 'ne H
Wenn min Lewenslop tau E
Plan't ein an min Graff, nich
Dat ick s' faten kann mit d

Wer weit.

O, wes mi gaud, o, heww mi leiw'!
Bald is dat Lewen hen;
De Dot slickt liesing as en Deif,
Ahn mi, wat büst Du denn?

Dat is kein Leiw west, de vergeiht;
Du büst un bliwst min Best.
O, heww mi leiw, recht leiw! — wer weit,
Wo lang Du mi noch hest!

Mi grugt.

En lütten Setter hadd ick just
De iersten Hosen an,
Dunn plagte mi ne Heidenangst
Vör 'n bösen Buhlemann,
Un in ne düster Kamer hadd
Ick mi nich rinner trugt,
Min Mudding föt ick an un bed:
Kumm mit, kumm mit, mi grugt!

En groten Bengel wier ick word'n,
Min Lewen stünn in Bläut,
Dunn müsst ick in de Welt herin
Un stahn up eigen Fäut;

Wo schuddrig würd mi nu,
Ick vör de Frömd mi schugt
Am leiwsten hadd 'ck tau V
Kumm mit, kumm mit, mi g

En ollen Stacker bün ick nu,
Up minen Kopp liggt Snei,
Min Frünn' heww'n sick dat
Ball kam ick an de Reih;
Du, Herrgott, büst min einzi
Up die heww'ck ümmer bugt
Gah ick den letzten, sworen
Kumm mit, kumm mit, mi g

Copyright 4/1999 YxyMaster GmbH www.yxymaster.com
VierFarbSelector Standard* - Euroskala Offset

Middagsſlap.

Heww ick min Middag rinner packt,
So schichtwies, kümmt ne Tied,
Dor wrangt sick, bet dat Eten sackt,
De Fulheit mit den Fliet.
Lies sliek ick mi in min Kabüs
Un lur en beten up de Müs.

In'n Lehnstauhl ligg ick ling un lang,
Ick paff nich ute Piep,
Mi is en Döhnken mihr tau Dank
Ut Brinckmanns „Vagel Griep";
Ick düs un les, ick les un düs —
Klack! föllt dat Bauk, dor sünd de Müs.

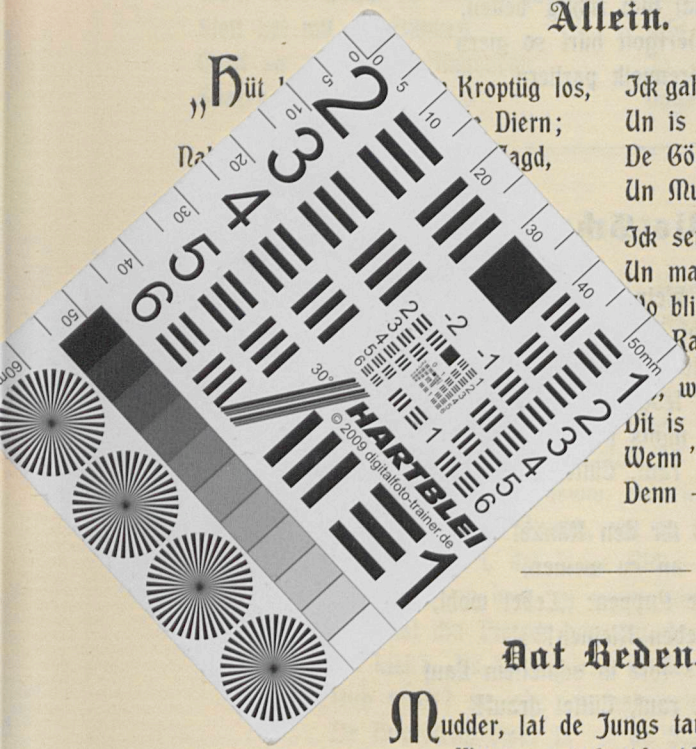
Allein.

„Hüt[illegible] Kroptüg los,
[illegible] Diern;
Na[illegible]agd,

Ick gah tau Disch — dat smeckt mi nich,
Un is doch smackhaft kakt;
De Gören eten jo nich mit,
Un Mudder hett't nich makt.

Ick sett mi in den Sorgenstauhl
Un mak de Ogen tau;
[illegible]o bliwwt de Slap? 't is dodenstill!
[illegible]Rauh — un doch kein Rauh!

[illegible], wier't ji doch man wedder hier,
Dit is nich swart, nich witt —
Wenn 't wedder hen nah Wismar geiht,
Denn -- nehmt mi leiwer mit!



Dat Beden.

Mudder, lat de Jungs taufreden,
Wenn se mal nich richtig beden,
Denn uns' Herrgott hürt so giern
Grad dat Görenvolk parliern.

Nülich säd hei: „Minen Spass
Heww ick an de Kinnerrass';
Mit de groten Lüd ehr Saken
Is, weit Gott, kein Staat tau maken.